John Wilkes Booth

oder

Das Opfer der Rebellion.

Illustrirter historischer Roman

aus der

neusten Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika.

Von

James Wood,

ehemaliger Offizier der Vereinigten Staaten-Armee.

Zweiter Band:

Der unsichtbare Feind.

Berlin, 1866.

Verlag von Otto Humburg & Co.

Alexandrinen-Straße 74.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Unter den Todten.

Das Gefängniß für kriegsgefangene Unionssoldaten bei Millen war mehr denn je gefüllt. In dem Raum von 500 Schritten im Quadrat, den die Todtenlinie einschloß, befanden sich nicht weniger als dreißigtausend Gefangene, die, halb nackend, jedem Wechsel der Witterung preisgegeben, vom Hunger verzehrt ihre Erlösung, möchte sie auch durch den Tod geschehen, sehnlichst herbeiwünschten.

Man kann sich von dem Jammer, der hier herrschte, schwer eine Vorstellung machen. Es ist bereits erwähnt, daß die Gefangenen, um sich einigermaßen vor der Kälte der Nächte zu schützen, sich Höhlen in die Erde gegraben hatten, allein diese Zuflucht, so dürftig sie auch war, war ihnen in letzter Zeit auch geraubt, denn in den Erdhöhlen lagen faulende Leichen und ein Pestgeruch erfüllte die Luft derselben. Es war deshalb Alles unter freiem Himmel. Es war unmöglich, daß Alle zugleich lagen, sie hatten alsdann keinen Platz, und doch waren nur Wenige, die noch Kraft zum Stehen hatten.

Mr. Breckenridge und Tucker hatten ihr Möglichstes gethan, die Gefangenen zu vermindern, allein die Methode des langsam Verhungernlassens war doch nicht ausreichend, die Räume zu leeren. Man war demnach zu einer Art langsamer Vergiftung geschritten, indem man den Gefangenen jetzt statt der Suppe faulendes Fleisch und verdorbene Gemüse verabreichen ließ.

Die verpestete Luft im Gefängnisse und die unzureichende und schädliche Nahrung thaten dann auch reichlich das ihrige. Allerlei Seuchen brachen aus und rafften im Verein mit dem Hunger diese sonst so gesunden und kräftigen Menschen zu Tausenden dahin. Tagtäglich waren 250 bis 300 Todte wegzuschaffen, so daß hierzu alle disponiblen Arbeitskräfte herangezogen wurden und vollauf zu thun hatten.

Sei es nun, daß es an Arbeitskräften fehlte, sei es, daß man dabei andere Gründe verfolgte, allein es war nichts Seltenes, daß die Leichen wochenlang liegen bleiben, ohne fortgeschafft zu werden.

Es war ein warmer Herbsttag, als Nachmittags, wie gewöhnlich, die Equipage des Major Wirtz vor den Zelten der Besatzung des Gefängnisses hielt.

„Nun, wie steht's?“ fragte er den Offizier, der ihn empfing. „Ist noch keine Aussicht, daß wir hier Platz bekommen?“

„Es sterben täglich mehr,“ war die Antwort, „und es ist vorauszusehen, daß wir binnen Monatsfrist die Hälfte los sind.“

„Das ist zu spät, Herr Lieutenant. — Wenn M'Clellan, wie es den Anschein hat, vor Fredericksbourg vorrückt, so kommt es ohne Zweifel wieder zu bedeutenden Schlachten und da müssen wir Platz haben für neue Gefangene. Das Libby Gfängniß ist noch stärker besetzt als dies. Was also gefangen wird, muß hierher.“

Der Offizier zuckte die Achseln.

„Wir thun, was wir können, Herr Major.“

Wirtz fuhr sich mit der Hand durch den Bart und schien zu überlegen. Nach einer Weile hob er wieder an:

„Wie wäre es, wenn wir einige Tage das Abfahren der Todten einstellten, sollte die Verbreitung der Seuche dadurch nicht mehr begünstigt werden?“

„Ganz gewiß,“ antwortete der Lieutenant. „Indessen die Miasmen sind jetzt schon derart, daß die Luft hier in der ganzen Gegend verpestet ist; schon viele von den Soldaten, die auf der Todtenlinie Posten stehen, sind angesteckt worden. Ich habe von meiner Compagnie allein zwanzig Mann am Typhus verloren.“

„Sehr fatal. — Wie stehts denn, haben Sie jetzt Nigger genug, um die Todten zu transportiren?“

„Es muß gehen, Sir. Die Leute haben bis spät in die Nacht zu thun, was auch ein Uebelstand ist, denn in der Dunkelheit laden sie manchmal auch solche auf, die noch gar nicht todt sind, und lassen dagegen Todte liegen, die schon 8 Tage alt sind.“

„Das ist Beides kein Unglück,“ meinte Mr. Wirtz. „Allein sie brauchen nicht so zu arbeiten, und wenn wirklich die Todten ein paar Tage länger liegen. Ich weiß kein anderes Mittel, uns diese Fresser vom Halse zu schaffen und Platz zu machen für die Andern. — Folgen Sie mir, Herr Lieutenant, ich will einmal einen Gang durch das Gefängniß machen.“

„Herr Major,“ warf der Lieutenant besorgt ein, „ich möchte mir erlauben, Sie zu warnen. An manchen Stellen des Gefängnisses ist die Luft kaum zu athmen.“

„Es ist meine Pflicht, Herr Lieutenant,“ war die entschiedene Antwort. „Außerdem muß ich Bericht abstatten über den Zustand

des Gefängnisses, denn wir können jeden Tag die Inspection des Herrn Kriegsministers erwarten. —

Als Mr. Wirtz eben im Begriff war, über die niedrige Umzäunung hinwegzusteigen, hielt ihn der Lieutenant, der ihm folgte, zurück:

„Was sind das für Reiter, Herr Major? — Sollte der Besuch uns gelten?“ sagte er auf eine Cavalcade deutend, die im Galopp heransprengte.

Wirtz wandte sich um und heftete sein Auge aufmerksam auf die Reiter.

„Teufel, das ist Breckenridge und Tucker, die andern sind jedenfalls Offiziere. — Ganz richtig, ich erkenne den General Johnston. — Verdammt, daß sie heute schon kommen, zwei Tage später hätte ich ihnen günstigere Resultate meiner Bemühungen liefern können.“

Mr. Wirtz hatte sich nicht getäuscht. Es war in der That der Kriegsminister, der Armee-Lieferant und der Befehlshaber der Shenandoah-Armee mit einigen Offizieren, welche kamen, um sich von dem Zustande des Gefängnisses zu überzeugen.

Der Commandant des Gefängnisses war nicht der Einzige, dem dieser unerwartete Besuch höchst ungelegen kam. Die Nigger, die beschäftigt waren, die Todten aufzuladen, wurden in nicht geringe Angst gesetzt, denn sie wußten, daß das allergeringste Versehen, dessen sie sich in Gegenwart der fremden Herren zu Schulden kommen ließen, die allerhärteste Strafe nach sich ziehen würde.

Es waren etwa zehn vierrädrige Karren die mit Mauleseln bespannt waren, die die Todten hinwegzuschaffen hatten. Bei jedem Karren waren zwei Neger beschäftigt. Alle fingen an, ihre Thätigkeit zu verdoppeln, und mit der allergrößten Gewissenhaftigkeit ihre Pflicht zu erfüllen, nur Einer befand sich unter ihnen, der durch die Nähe der hohen Herrschaften nicht in Furcht gesetzt zu sein schien, denn anstatt schleunigst seinen Karren vollzuladen und abzufahren, schlenderte er unter den Gefangenen umher, sein großes scharfes Auge weniger auf die richtend, welche ausgelitten hatten, als auf diejenigen, die lebend umherlagen oder standen.

Er suchte Jemanden mit großem Eifer, aber, wie es schien, vergebens; denn er sah sehr traurig aus und bahnte sich durch die Haufen der Gefangenen bereits wieder den Rückweg zu seinem Karren. Plötzlich blieb er stehen, und sein Auge begann zu funkeln und sein Gesicht nahm einen vergnügten Ausdruck an. In der Entfernung von etwa zwanzig Schritten sah er einen Jüngling am Boden sitzen, der blaß und abgezehrt sein Haupt in beiden Händen auf den Knieen stützte. Ohne daß es auffiel, wußte sich der Neger an ihn heranzuschleichen.

Neben dem Jüngling lagen zwei Leichen. Der Neger bückte sich, als ob er eine derselben aufheben wollte, und erfaßte dabei den Arm des Gefangenen und schüttelte ihn, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Mühsam erhob der Gefangene das eingefallene Gesicht und blickte mit den matten Augen den Neger an. Dieser griff schnell in seine Blouse und zog ein Zettelchen hervor.

In diesem Augenblick ertönte eine donnernde Stimme hinter ihm:

„Was machst Du Hund hier? — Warum bist Du nicht bei Deinem Karren, Du fauler Schuft? — Sind hier Todte wegzufahren?"

Die Stimme war die des Major Wirtz, der seine Vorgesetzten durch das Gefängniß führte, und sich's angelegen sein ließ, auch nicht die kleinste Unordnung zu dulden.

„Herr Lieutenant," wandte er sich an diesen, „lassen Sie den Kerl nach Feierabend an den Pfahl binden."

„Ich glaube, Sie thun dem Schwarzen da Unrecht," replicirte dieser, „es liegen hier in der That Todte, die er vielleicht hat abholen wollen."

„Nichts da! Er darf sich von seinem Karren soweit nicht entfernen, das ist Zeitverlust. — Er wird an den Pfahl gebunden, sage ich."

Die anderen Herren hatten dem Vorfall nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Erst als der Schwarze ein jämmerliches Geheul ausstieß, wandte sich Breckenridge nach ihm um:

„Ah!" rief er, „das ist ja Pet — die Canaille scheint hier so wenig zu gebrauchen zu sein wie auf der Farm. Sie haben Recht, Herr Major, lassen Sie ihn an den Pfahl binden."

Heulend schlich Pet davon. Niemand aber hatte bemerkt, daß, als er vor dem Gefangenen mit flehender Geberde gestanden hatte, er diesem den Zettel, den er in den Händen hielt, in den Schooß fallen ließ, und hätte ihm Wirtz ins Gesicht gesehen als er davon ging, so hätte er leicht bemerken können, daß sein Angstgeheul nur eine sehr geschickte Verstellung war, denn sein freudiges Grinsen und sein strahlendes Auge drückten nichts weniger als Angst vor der angedrohten Strafe aus. Mit unverdrossenem Muthe griff er zu seiner traurigen Arbeit und verrichtete dieselbe mit größerem Eifer und heiterer als je.

Mr. Breckenridge war von dem, was er im Gefängnisse sah und hörte, so befriedigt, daß er von weiterer Revision Abstand nahm und sich beeilte, den Ort zu verlassen, der für die verwöhnten Sinnesorgane eines Sklavenbarons wenig Anziehendes hat. All das Elend, das er gesehen, und all das Aechzen und Stöhnen der Un-

glücklichen, das er gehört, hatte ihn nicht gerührt, sondern war ihm nur ein Beweis, daß Mr. Wirtz der Mann an seinem Platze sei.

Als sie fast den Ausgang erreicht hatten, durch die Gasse, welche die Kopf an Kopf gedrängten Gefangenen ihnen öffneten, bemerkten sie einen Mann, ihnen gerade im Wege liegend. Mit Anstrengung aller seiner Kräfte erhob er sich von der Erde und streckte dem Major flehend seine brandig gerötheten nackten Arme entgegen.

„Erbarmen, Herr Major!" rief er. „Machen Sie mit mir eine Ausnahme, lassen Sie mich in ein Lazareth bringen. Ich bin der einzige Sohn eines reichen Fabrikanten aus Illinois; mein Vater wird Ihnen jede Summe als Lösegeld zahlen, die Sie verlangen, wird Ihnen selbst meine Leiche mit Gold aufwiegen. — Lassen Sie mich nicht hier sterben, damit meine Eltern nicht vor Kummer vergehen.

„Was soll das?" herrschte ihn Wirtz an. „Und wenn Du der Sohn des Yankee-Präsidenten selber wärst, Du solltest hier krepiren wie ein Vieh und solltest mit dem übrigen Gesindel in die Grube geworfen werden, nicht einmal Deine Leiche würden wir herausgeben, und wenn alle Väter in Illinois sich darüber zu Tode grämten. — Aus dem Wege, Mensch!"

Der Unglückliche, der vielleicht gehofft hatte, daß die anderen Herren durch seine Bitte gerührt werden möchten, gab die Hoffnung noch nicht auf, das steinerne Herz des Komandanten zu erweichen. Er wußte, daß Wirtz ein Deutscher sei. Auch seine Eltern waren Deutsche gewesen.

„Vielleicht," dachte er, „bewege ich ihn durch die Sprache seiner Heimath."

„Ich bin ein Deutscher, Herr Major, wie Sie," fuhr er in deutscher Sprache fort. „Was Sie dem Kriegsgefangenen abschlagen müssen, o, gewähren Sie es dem Landsmann!"

Wirtz zog finster die Brauen zusammen und warf einen schnellen, forschenden Blick auf Breckenridge. Auf dessen steinernen Zügen war jedoch nichts zu lesen, aber er glaubte zu bemerken, daß derselbe mit Tucker einen Blick wechselte, und entschlossen wandte er sich nach dem Flehenden um.

„Herr Wirtz, unsere gemeinschaftliche Heimath . . ." fuhr dieser fort.

Wirtz ließ ihn nicht ausreden. — Der Hahn seines Revolvers knackte — ein Knall, und der unglückliche Bittsteller lag in seinem Blute am Boden.

„Das für die Landsmannschaft!" sagte Wirtz, und wandte sich kalt ab.

„Ich muß gestehen," bemerkte Tucker lächelnd, als sie hinaus waren aus dem Gefängnisse, „daß Sie es verstehen, das Andenken an Ihre Herkunft zu verwischen."

„Ich denke, ich habe gezeigt," antwortete Wirtz, „daß ich Amerikaner bin so gut als Einer und mit Leib und Seele der Conföderation angehöre, so gut als wäre ich in Carolina geboren und in Kentucky erzogen. Darum ist es mir wohl nicht zu verargen, wenn ich an den Makel nicht erinnert sein will, der an meiner Geburt haftet." — —

Als die Herren sich wieder entfernt hatten, brach die Dämmerung bereits herein und ließ den Ort des Elends nur noch elender erscheinen. Lebende und Todte lagen eng aneinander, ja die Letzteren wurden von diesen nicht selten, da es sonst an Platz fehlte, als Kissen benutzt. Hier lag ein vom Hunger Verzehrter, der mit Begierde ein Stück Fleisch verschlang, das er den Händen einer Leiche entrissen hatte, deren starre Finger dasselbe krampfhaft umschlossen hielten — dort hörte man einen Sterbenden vergebens um einen Trunk Wasser winseln — dort sah man Einen, der einen Todten entkleidete, um sich in dessen Lumpen zu hüllen — überall Grauen und Schrecken, welche kaum die Feder zu schildern im Stande ist.

Sollte man meinen, daß es an diesem Orte unter diesen Menschen einen Glücklichen gab? — Was vermögen die Qualen der Folter, was die Pein des Hungers, was die Schrecken des Todes über die Glückseligkeit der Liebe? . . . Die Liebe giebt Kraft und Muth, Alles zu ertragen, Alles zu überwinden, die Flügel der Liebe lassen uns den Himmel erstreben und geben uns den Muth, selbst der Hölle Trotz zu bieten . . .

Frederic Seward, der blasse abgemagerte Jüngling, den Pet am Boden sitzend fand, hatte den Zettel gelesen, den Pet ihm zustellte. Er hatte gelesen, daß Esther ihn liebe, und daß sie ihr Leben hingeben würde, ihn zu retten. Er hatte ferner gelesen, welchen Plan Pet zu seiner Entführung von dem Schreckensorte gemacht, und Liebe und Hoffnung ließen ihn alles Elend, das ihn umgab, vergessen.

„Heute Abend!" hatte ihm Pet zugeflüstert, als er ihm den Zettel zusteckte. — „Heute Abend mit dem letzten Wagen."

Der Plan war gut ausführbar. Frederic sollte sich todt stellen; Pet wollte ihn alsdann mit den wirklich Todten auf den Karren laden und hinausfahren, in genügender Entfernung von dem Gefängniß wollte er ihn entfliehen lassen; das war klug angelegt und konnte kaum mißglücken.

Frederic Seward schwelgte in Seligkeit und Hoffnung. Ein Wink des Negers sagte ihm, daß es jetzt Zeit sei, den Plan zu beginnen. Er legte sich also mitten zwischen die beiden Todten, neben denen er saß und blieb eben so regungslos wie diese. Der Karren Pet's kam und hielt dicht in der Nähe, wo Frederic lag. Er hörte

und sah bei einem vorsichtigen Blinzeln, daß Pet und der andere Neger alle Todten, die in der Nähe lagen, aufluden und als die oberste Schicht aufgeladen wurde, fühlte er sich beim Kopf und den Beinen angepackt und auf die weiche, unheimliche Schicht der Todten gelegt.

„Den hier hätten wir noch liegen lassen können," meinte Pet's Gefährte, „der ist ja noch ganz warm. Wir haben noch genug ältere Leichen wegzufahren."

„Ah, das ist einerlei, Bob," antwortete Pet. „Wir haben ihn nun einmal aufgeladen, und was wir heute wegfahren, brauchen wir morgen nicht wegzufahren."

„Mir ist's recht," erwiderte Bob. „Wenn nur der Lieutenant es nicht sieht. Dann geht's aber auf Deine Kappe."

„Mir schon recht. Vorwärts Bob, fahr ab."

Bob trieb die Maulthiere an. Dieselben legten sich auch mit Macht in die Sielen, aber nur wenige Schritte vermochten sie den Wagen, dessen Räder tief in den Lehm des Bodens einschnitten, fortzuschaffen, und standen bald keuchend wieder stille.

„Was ist das für eine Dummheit!" rief der beaufsichtigende Lieutenant an den Wagen herantretend. „Wie könnt Ihr Esel Euch unterstehen, so viel aufzuladen? — Nur weil Ihr zu faul seid, zweimal zu fahren. — Gleich wieder abgeladen, daß die Maulthiere den Wagen bequem ziehen können. Ihr werdet zur Strafe heute noch eine Fuhre machen."

Pet stieg auf die Achse des Wagens und begann abzuladen, da er aber die Sache gern so einrichten wollte, daß der zu oberst liegende Frederic nicht mit abgeladen wurde, so ging ihm die Arbeit mit nicht besonderer Geschwindigkeit von den Händen, ein Umstand, der ihm eine neue Rüge zuzog.

„Wirst Du Hund Dich wohl rühren? — Das geht, als ob er zerbrechliche Marzipanpuppen anfaßte. — Herunter mit der obersten Schicht, und wenn sich einer von den Burschen den Hals dabei bricht, so schadet's ihm nicht mehr."

Gleichsam um dem vorsichtigen Neger zu zeigen, wie er mit den Leichnamen der Kriegsgefangenen umzugehen hätte, ergriff der Lieutenant eigenhändig einen der Leichname bei den über die Leitern herabhängenden Beinen und riß ihn ohne Umstände herab.

Pet stieß einen Schrei aus und sprang hinzu und fing den Kopf Frederic Seward's noch rechtzeitig auf, um zu verhindern, daß derselbe nicht auf die eisenbeschlagenen Räder schlug.

„Was fällt Dir ein, verdammter Bastard?" rief der Lieutenant nicht wenig entrüstet. „Wer hat Dich geheißen, so schonend mit diesen Subjekten umzugehen, wie ein Todtengräber in Richmond mit der Leiche eines Millionärs? — Einen alberneren Kerl wie

Du hätte uns Mr. Breckenridge kaum schicken können. — Vorwärts jetzt, und schnell abgeladen, das sage ich Dir, in einer Stunde mußt Du zurück sein und dann sollst Du zur Strafe noch eine Fuhre hinaus fahren."

Pet gehorchte kleinmüthig und warf einen sehr besorgten Blick auf Seward zurück, der regungslos, einer Leiche nicht unähnlich, am Boden lag.

„Du bleibst hier, Bob," wandte sich der Offizier an den Kollegen Pet's, „und trägst unterdessen die Todten auf einen Haufen zusammen, damit das Aufladen nicht so lange aufhält."

Mit diesen Worten wandte er sich um, um die Thätigkeit der übrigen Neger zu überwachen.

Bob that, wie ihm geheißen. Einen Leichnam nach dem andern schleppte er an die Stelle, wo Frederic in wahrer Todesangst am Boden lag. Dort häufte er sie buchstäblich zu einer Art Pyramide, in deren unterster Schicht der Lebende lag. Es war ein Glück für ihn, daß die Dunkelheit schnell hereinbrach und die in der Nähe Stehenden verhinderte, den Angstschweiß zu sehen, der auf seiner Stirn perlte, und die Bewegungen, die er machte, um sich wenigstens das Gesicht frei zu erhalten.

Schon begannen seine Beine durch die Last, die auf denselben ruhte, abzusterben. Die Minuten erschienen ihm wie Stunden, und seine Qualen wurden mit jedem Augenblicke unerträglicher. Das Grauen vor den Todten, unter denen er lag, hatte er durch die wochenlange Gewohnheit bereits verloren, allein das Grauen vor dem Tode, der seiner wartete, war bei weitem furchtbarer. Die leiseste Bewegung konnte ihn verrathen und dann war er verloren, oder es gelang Pet wirklich, ihn auf den Wagen zu laden — konnte dann nicht ein unglücklicher Zufall es fügen, daß er mit den Andern in die Grube geworfen wurde, die mit modernden Leichen angefüllt war?

Diese Gedanken tauchten mit fürchterlicher Klarheit in seiner Seele auf. Er sah und hörte nicht, was um ihn vorging. Er hörte nicht das Fluchen der Vögte, welche die Neger bei ihrer Arbeit beaufsichtigten, nicht das Aechzen der Sterbenden, welche in seiner Nähe lagen, ja, es ließen ihn selbst die Schüsse gleichgiltig, die er von Zeit zu Zeit hörte. Dieselben wurden von den Posten abgefeuert auf die Unglücklichen, die durch ihre Qualen gezwungen, in der unmöglichen Flucht ihr Heil versuchen wollten. Zuweilen erschossen die Posten den ersten Besten, der sich in der Nähe befand und nicht die mindeste Absicht zur Flucht verrieth, sie schleppten ihn dann an die Todtenlinie heran und gaben vor, er habe entfliehen wollen, ein Manöver, was nur den Zweck hatte, ihnen 30 Tage Urlaub zu verschaffen.

Frederic hörte das Alles nicht, oder ließ es unbeachtet, seine Angst nahm alle seine Gedanken so vollständig in Anspruch, daß er für nichts Anderes Auge und Ohr hatte. Die Todesangst und seine Schmerzen raubten ihm endlich die Sinne. — Als er wieder zu sich kam, fühlte er sich von kräftigen Armen emporgehoben und an denselben Platz auf den Todtenkarren gelegt, den er bereits schon einmal vor einer Stunde inne gehabt hatte.

Pet hatte sich beeilt und war zu guter Zeit zurückgekommen, hatte mit Bob's Hilfe schnell den von dem letztern zusammengelegten Leichenhaufen aufgeladen und seinen Schützling dann obenauf gelegt.

Damit der Lieutenant ihm diesmal nicht wieder einen Querstrich machte, trieb er schnell die Maulthiere an, um fortzufahren.

Schon hatte er die Ausfahrt erreicht, als er die Stimme des Lieutenants hinter sich hörte:

„Heda, Pet! Komm zurück, Du schwarzer Taugenichts, Du sollst an den Pfahl gebunden werden. Bob wird statt Deiner den Wagen nach der Grube fahren und die Fuhre abladen!"

Eiskalt überlief es den Gefangenen, dessen Brust schon aufzuathmen begonnen hatte. — Also sollte ihn wirklich das entsetzliche Schicksal treffen, entweder in die Grube geworfen oder gehängt zu werden?

Pet stellte sich, als höre er nichts, sondern trieb die Thiere zu raschem Trabe an. Allein die Last, die er fuhr, war groß, und bald hatte ihn Bob eingeholt, dem ein Vogt auf dem Fuße folgte.

„Bist Du taub, Du Ungeheuer?" rief der Letztere. „Hast Du den Befehl nicht gehört?"

Ein Hieb mit der Peitsche gab diesem Verweise noch mehr Nachdruck.

Der Neger blickte verzweifelnd den Vogt an.

„Oh lassen mich den Wagen hinausfahren, Massah," bat er. „Ich mich nachher gern will an den Pfahl binden lassen."

„Ich glaube die Bestie ist toll!" versetzte der Vogt kopfschüttelnd. „Nimm die Zügel, Bob," herrschte er diesen an und ergriff Pet beim Arm.

Dieser schien einen Augenblick unschlüssig, ob er nicht lieber den Vogt zu Boden schlagen und dann mit seinem Wagen abfahren sollte, allein er mußte einsehen, daß der Widerstand vergeblich sei, beim ersten Versuche des Widerstandes hätten ein Dutzend Läufe der Revolver, mit denen die Vögte versehen waren, sich auf ihn gerichtet. Mit unsäglichem Jammer in seinem Gesicht folgte er seinem Peiniger, während Bob mit dem Karren den Gruben zufuhr.

Frederic lag noch immer unbeweglich. Was sollte er thun, um seinem Geschicke zu entrinnen? Sollte er sich auf den Neger werfen und ihn überwältigen und entfliehen? — Sollte er sich in die

Grube werfen lassen und später eine Gelegenheit abwarten, um daraus zu entfliehen? Das Erstere ging schwerlich an, denn wie hätte er, bei seiner Entkräftung, den baumstarken Neger überwältigen können? — Ob das Letztere möglich sei, das hing von der Beschaffenheit der Grube ab, indessen dies war das einzige, wenn auch unwahrscheiliche Mittel, dem entsetzlichen Geschick zu entgehen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ein nächtliches Neger-Meeting.

Der Karren hielt endlich vor einer der Gruben an. Dieselben, sechs oder acht an der Zahl, mochten etwa 20 Fuß im Quadrat halten und lagen in der Entfernung von einer Meile vom Gefängniß an dem Saume des weiten Blachfeldes, welches hier begrenzt war durch einen herrlichen Eichenwald, dessen dunkles Laub Frederic in der Ferne wie ein dichtes Gewölk am Rande des Horizontes erblickte. Die Nacht war nur von Sternen erhellt und deshalb ziemlich finster, doch vermochte Frederic bei dem matten Lichte zu unterscheiden, daß die Grube, in welche er hinabgeworfen werden sollte, nahe an zwanzig Fuß tief war. Sie schien erst kürzlich aufgeworfen zu sein, denn der Boden war mit Leichen noch nicht völlig bedeckt.

Seine Absicht, sich hineinwerfen zu lassen und später zu entfliehen, ließ sich also auch nicht ausführen, denn wie sollte er die zwanzig Fuß hohen glatten Wände der Grube erklimmen? — Er hätte dort unten elendiglich umkommen müssen, und dieser Tod wäre schlimmer gewesen, als alles Andere.

Neben der Grube stand ein Aufseher mit der Peitsche, um die Arbeit der Neger zu überwachen.

Bob machte sich an die Arbeit. Die Leichen wurden ohne Umstände von oben herab geworfen. Frederic öffnete die Augen. Er sah, wie Bob den Ersten aus der obersten Reihe herabwarf, dann den Zweiten ergriff, er selbst war der Vierte. Ein Grauen überkam ihn, vielleicht noch eine Minute, und sein Schicksal mußte entschieden sein.

Bob erfaßt den Dritten, zog ihn herunter und mit Gepolter fiel der Leichnam in die Grube. Jetzt streckte sich seine Hand nach Frederic aus. Da richtete sich dieser schnell auf und blickte ihn mit seinen großen Augen starr an.

Das hohle abgezehrte Gesicht, die Todtenblässe, das in der Angst unnatürlich vergrößerte Auge, das alles gab ihm ein gespensterhaftes Aussehen, daß Bob entsetzt bei dem Anblick zurücktaumelte, und einige Sekunden regungslos stehen blieb und auf die Erscheinung hinstarrte.

„Nun? was hat das zu bedeuten," fragte der Aufseher, der neben dem Wagen stand. „Warum fährst Du nicht fort, abzuladen?"

Aber noch ehe er von dem bestürzten Neger eine Antwort erhielt, fühlte er sich von hinten ergriffen und mit einer Gewalt, der er in diesem Augenblicke nicht zu widerstehen vermochte, an den Rand der Grube gedrängt. Als er sich nach dem Angreifer umwandte, blickte er in das bleiche Antlitz Frederic Sewards.

Dieser war nämlich, als er des Negers Furcht bemerkte, schnell vom Wagen herabgesprungen und hatte sich auf den Aufseher geworfen.

Die Todesangst gab ihm übernatürliche Kräfte. Wie in einem Schraubstock hielt er ihn umfaßt und unmittelbar am Rande der Tiefe.

„Herr," flüsterte er, „ich habe eine goldene Uhr, ich will sie Ihnen geben, wenn Sie mir versprechen, mich nicht zu verfolgen."

„Bob!" schrie der Aufseher, statt zu antworten. „Mach mich los. Wo steckst Du, Tölpel?"

Bob aber brauchte zu lange Zeit, sich von seinem Schrecken zu erholen, denn noch ehe er einen Schritt that, dem Aufseher zu Hilfe zu kommen, lag dieser schon am Boden der Grube, und Frederic Seward rannte dem Walde zu.

„Hilfe, Hilfe!" rief der Aufseher. — „Eine Leiter und Stricke! — ich ersticke in dieser Pestluft!"

„Soll ich nicht lieber erst dem Entlaufenen nacheilen?" fragte Bob, der nicht übel Lust zu haben schien, den Aufseher in der Grube stecken zu lassen.

„Nein, nein, hilf mir hinaus, rufe die Andern. Geschwind, oder ich bin des Todes!"

Bob legte beide Hände an den Mund und begann aus Leibeskräften den andern Negern zuzurufen, daß sie hierherkommen sollten.

Es dauerte ziemlich lange, ehe dem Aufseher Hilfe wurde, denn Keiner von den Negern beeilte sich sehr dabei, und wohl Mancher von ihnen mochte wünschen, daß seine Rettung überhaupt nicht gelingen möchte.

Frederic hatte auf diese Weise einen guten Vorsprung gewonnen und war, durch die Finsterniß der Nacht begünstigt, längst aus den Augen des Aufsehers, als dieser aus der Tiefe heraufgebracht war.

Schon glaubte sich der Flüchtling sicher und hemmte seinen

Lauf, denn er fühlte, daß seine Kräfte, die er bis zum Uebermaß angestrengt hatte, ihn zu verlassen drohten. Plötzlich erschreckte ihn ein Geräusch.

Er sah nichts, aber er hörte, daß sich ganz in seiner Nähe etwas bewegte.

Noch unschlüssig, nach welcher Richtung er entfliehen sollte, stand er still. Da plötzlich tauchte unter dem Gebüsch der Kopf eines Menschen hervor. Es war — so viel ihm die Dunkelheit des Waldes zu sehen gestattete — die sehr schlanke Figur eines Mannes, der einen runden Hut mit einer Feder und um die Schultern einen Mantel trug.

„Hierher, Sir," flüsterte er. „Folgen Sie mir."

„Wer sind Sie, Sir, lassen Sie mich los. — Wollen Sie großmüthig sein, einen Unglücklichen nicht dem Elend zurückzuführen, dem er kaum entronnen ist, so soll diese edle That nicht unbelohnt bleiben."

„Still, Sir," antwortete der Mann halblaut. „Ich bin ein Flüchtling wie Sie und bin hier, um Ihnen zur Flucht zu helfen. — Folgen Sie mir."

„Wohin?" fragte Seward noch immer zweifelnd.

„Weiter hinein in den Wald. Sie kennen die Wege nicht so gut wie ich, und ohne mich werden Sie ergriffen werden, sobald es Tag ist. Zögern Sie nicht, Sir."

Erstaunt über die räthselhafte Erscheinung eines Mannes, der ihm zur Flucht seine Hilfe anbot, zugleich aber angezogen durch dessen offenes gewinnendes Wesen, folgte ihm Frederic fast willenlos. Er führte ihn fast eine Meile in den Wald hinein, in einer kleinen Lichtung machte er Halt.

Es war Zeit, daß Frederic Seward Gelegenheit fand, ein wenig auszuruhen. Er hatte zu dieser Flucht den letzten Rest seiner Kräfte aufgeboten, und nur die Angst und die Aufregung hatten ihm die Kraft gegeben, seinem Führer bis hierher zu folgen. Als derselbe in dieser Lichtung stehen blieb, sank Frederic erschöpft auf den Rasen nieder, nicht fähig, auch nur ein Glied zu rühren. Mühsam athmete er, und wie er dalag, die Hände schlaff auf der Brust gekreuzt, den Kopf hintenüber im Grase ruhend, glich er mehr einem Sterbenden, als einem Manne, der es unternommen hatte, sich den Strapazen einer so gefährlichen und mühsamen Flucht auszusetzen.

Sein Führer entfernte sich, kam aber schon nach wenigen Minuten mit einem Korbe in der Hand zurück.

„Ich dachte mir's wohl, daß Sie der Stärkung bedürfen würden, und habe deshalb einige Erfrischungen bereit gehalten auch ein Schluck Wein ist da. — Trinken Sie, Sir, das wird Ihre Lebensgeister beleben."

Frederic machte eine Anstrengung den Kopf in die Höhe zu richten, allein er sank kraftlos in's Gras zurück.

Der Mann im Mantel schob sanft seine Hand unter das Haupt des Erschöpften und richtete ihn auf, während er ihm mit der andern Hand die Flasche an die Lippen hielt.

Der junge Mann schlürfte den Wein mit gierigen Zügen, und die Wirkung des erquickenden Trankes blieb auch nicht lange aus. Er öffnete seine Augen und betrachtete den Freund in der Noth mit dankbarem Blick. Das Gesicht desselben war ihm jetzt so nahe, daß er es selbst bei dem matten Licht der Sterne deutlich zu sehen vermochte.

Es war ein edel geformtes Gesicht, in welchem zwei dunkle Augen glühten. Die Züge trugen das Gepräge von melancholischem Ernst; ja sie schienen fast traurig zu sein, und die Augen, die sonst im Feuer der Leidenschaft funkeln mochten, sahen ihn in diesem Augenblick voller Mitleid und Theilnahme an. Die schön gewölbte Stirn umrahmte eine Fülle schwarzer Locken, die unter dem runden Hute hervorquollen. Seine Figur war muskulös und sein Körperbau schlank und elastisch. Die Farbe seiner Haut war zart und rein, schien aber ein wenig gelblich, das Zeichen, daß einer seiner Stammeltern schwarzem Blute entsprossen sein mußte.

Frederic Seward sah das Alles genau, denn er betrachtete den Mann mit großer Aufmerksamkeit, und suchte dabei seine Erinnerung zu sammeln, ob er ihn vielleicht schon früher gesehen habe. Einen Augenblick glaubte er in der That, daß ihm diese Züge, dieser Ausdruck des Gesichts nicht fremd seien, aber im nächsten Augenblick mußte er sich doch gestehen, daß er diesen Mann nie zuvor gesehen habe.

Der Wein hatte ihn soweit gestärkt, daß er ohne die Hilfe seines Führers aufrecht sitzen und von den Speisen essen konnte. Er that das mit solcher Gier, daß der Andere Besorgniß hegte.

„Sie sind ausgehungert, Sir," sagte er. „Wenn Sie daher Ihrem Körper nicht schaden wollen, so würde ich Ihnen rathen, nicht mit einem Male so viel zu essen, daß Sie satt werden. Trinken Sie lieber noch einmal, in einigen Stunden werden Sie dann wieder ein wenig essen können."

So unwiderstehlich auch sein Verlangen sein mochte, sich an den so lange entbehrten Speisen zu laben, so sah Frederic doch ein, daß der junge Mann recht habe; er schob deshalb den Korb bei Seite und nahm nur noch einen Schluck Wein und fühlte, daß sich seine Lebenskräfte schnell erneuten. Wenn er auch nicht die ganze frühere Spannkraft seines Körpers wiedererlangt hatte, so erholte er sich doch schnell so weit, daß er seinem Führer erklärte, er sei jetzt bereit aufzustehen und weiter zu gehen.

„Nein, nein," erwiderte dieser, „ruhen Sie immerhin noch einige Minuten, wir haben noch einen weiten Weg bis nach dem Walde von Sandersford und dürfen unterwegs nur kurze Zeit rasten. Ihre Rettung hängt also gar sehr von dem Wiedergewinnen Ihrer Kräfte ab. — Sie frieren Sir; der Abend ist kühl und Ihre Bekleidung wie die aller Ihrer Leidensgenossen eine sehr mangelhafte. Ich habe daran gedacht und Ihnen einen Rock und einen Mantel mitgebracht. Ist's Ihnen gefällig, die Kleider anzulegen?"

Der Mann wurde dem Flüchtling immer räthselhafter. Mit Erstaunen blickte er ihn an.

„Sie haben mich also, wie es scheint, erwartet?" fragte er. „Sie haben für Speise und Kleidung gesorgt; Sie versprechen, meiner Flucht auch ferner behülflich zu sein. — Sagen Sie mir, Sir, was hat mir diese Ihre edle Theilnahme verschafft? Wer sind Sie, großmüthiger Freund? Nennen Sie mir Ihren Namen, damit ich Ihnen einst danken kann, wenn es mir gelingen sollte, dem Tode zu entrinnen. — Schreiben Sie es den Leiden zu, die ich durchgemacht habe, wenn mein Gedächtniß so geschwächt ist, daß ich Sie nicht wiedererkenne. Vielleicht sehe ich in Ihnen einen lieben Freund aus glücklicheren Tagen, auf dessen Züge sich aber mein erschlaffter Geist nicht zu besinnen vermag."

Der Fremde schüttelte den Kopf.

„Nein, Sir, Ihr Gedächtniß trägt die Schuld nicht. Sie nennen mich sicher nicht."

„Aber Sie kennen mich?"

„Ich sah Sie nie."

„So hörten Sie meinen Namen?"

„Nein, ich kenne auch Ihren Namen nicht."

„Sie setzen mich immer mehr in Erstaunen, Sir. — So sagen Sie mir, was bewog Sie, sich meiner mit solcher Güte anzunehmen und sich selbst dabei großen Gefahren auszusetzen?"

„Theils die Pflicht der Dankbarkeit, theils die Liebe zu meiner Schwester."

„Sie sprechen in Räthseln, Sir. Wer ist Ihre Schwester, wer sind Sie selber?"

„Mein Name ist Edward Brown, Sir. Sie haben mir das Leben gerettet und meiner Schwester auch."

Frederic Seward strengte sein Gedächtniß vergeblich an, sich auf das Factum zu besinnen.

„Das Leben gerettet?" widerholte er. „Bei welcher Gelegenheit sollte das geschehen sein?"

„Erinnern Sie sich nicht, daß Sie auf Veranlassung meiner Schwester, Esther Brown, meinen Namen auf ein Blatt Papier schrieben?"

Esther's Name wirkte wie ein Lichtstrahl auf die Dunkelheit seiner Seele. Schnell tauchten alle Erinnerungen in ihm auf. Esther war es also wieder, die ihm die Hilfe sandte. —

Die Verständigung mit dem jungen Quadroonen war schnell geschehen, und Frederic lebte für einen Augenblick in dem beseligenden Gefühle, die Liebe des herrlichsten Mädchens zu besitzen und der frohen Hoffnung, sie bald, bald in seine Arme zu schließen. Die gegenwärtige Gefahr und Alles was ihm auf seiner Flucht bevorstand, hatte er völlig vergessen. All sein Denken und Fühlen war nur bei ihr. Doch der süße Traum des nahen Glücks sollte bald gestört werden.

„Wo ist Esther?" diese Frage lag sehr nahe und doch scheute er sich, sie zu thun. War es ihr geglückt, zu entkommen? — Es schien so, denn er hatte sie ja seitdem gesehen, sie hatte ihn in der Verkleidung einer Händlerin aufgesucht im Gefängnisse und hatte ihm schon damals durch jenes Papier, das sie in seine Hand zu bringen wußte, gesagt, daß für seine Befreiung gearbeitet werden solle. — Aber war sie nicht seitdem wieder eingefangen? Sollte er sie noch einmal in White-House aufsuchen?" —

Mit banger Erwartung sah er Edward's Antwort entgegen.

Dieser machte ein sehr trauriges Gesicht bei der Frage. Seine Stirn furchte sich sorgenvoll, als er antwortete:

„Wo sie ist? — Ich weiß es nicht. Durch ein großes Opfer einer mir theuern Person wurde ihre Freilassung erkauft, aber als ihr Freibrief von Breckenridge anlangte, war sie bereits verschwunden, völlig verschwunden und Niemand weiß, wo sie ist. Keiner der Neger, die mir von allen Theilen des Landes Kunde bringen, weiß etwas von ihr. — Ob es ihr gelungen ist, die Staaten der Union zu erreichen, ob ihr irgend ein Unheil zugestoßen ist? — ich weiß es nicht."

Frederic ließ niedergeschlagen sein Haupt sinken; sein Schmerz fand keine Worte. Traurig sinnend saß er da und hätte noch lange so da gesessen, hätte nicht Edward daran erinnert, daß es jetzt Zeit sei, aufzubrechen.

„Haben Sie irgend einen Zufluchtsort, wo Sie einige Zeit sicher zu sein glauben?" fragte er.

Frederic meinte, daß er in Richmond Freunde habe, die ihn gern bei sich verbergen würden.

„Nach Richmond können Sie jetzt nicht gehen. Alle Wege sind von Lee's Truppen besetzt," erwiderte der junge Quadroone. „Da wird Ihnen also weiter nichts übrig bleiben, als so lange bei mir und unter meinem Schutze zu verweilen, bis sich eine Gelegenheit findet das Lager der Unionisten zu erreichen. — Fühlen Sie sich jetzt kräftig genug, aufzubrechen?"

„Vollkommen!“ versicherte Frederic und bestätigte diese Versicherung dadurch, daß er aufsprang und einige Schritte vorwärts that.

„Nicht zu Fuß, Sir!“ rief Edward. „Ich habe dort Pferde für uns.“

Er deutete auf einen an dem Grasplatze stehenden Baum, an welchem Frederic zu seinem Erstaunen zwei Pferde, gesattelt und gezäumt, angebunden sah. —

Sie ritten die engsten und verborgensten Wege des Waldes in scharfem Trabe vorwärts, während länger als zwei Stunden sprach Keiner von ihnen ein Wort. Der Wald schien immer dichter und immer wilder zu werden, und Frederic hatte Noth, seinem Führer durch den mühevollen Weg zwischen den uralten Stämmen riesiger Cedernbäume hindurch zu folgen.

Die Pferde waren mit Schaum bedeckt und Frederic's nothdürftig wiedergewonnene Kräfte begannen bereits wieder nachzulassen, da endlich hielt sein Führer an.

„Wir sind am Ziele,“ sagte er und deutete mit der Hand auf einen Schein von hellen Feuern, der durch das dichte Unterholz drang. „Erstaunen Sie nicht über das, was Sie hier sehen werden. Es sind große Dinge im Werke; ich hoffe, daß ich Ihre Verschwiegenheit verbürgen kann.“

Ohne eine Antwort abzuwarten gab er seinem Pferde die Sporen. Frederic folgte seinem Beispiele. Die Aeste des Strauchwerks rauschten während sie hindurchstrichen und nach wenigen Secunden befanden sie sich mitten auf einem geräumigen, grasbedeckten Platze.

Der Anblick, der sich dem jungen Offizier darbot, war in der That derart, wie er ihn noch nie gehabt, doch zügelte er, dem Rathe seines Freundes folgend, einen Ausruf des Erstaunens.

In der Mitte des Platzes brannten mehrere helle Feuer die gegen die Dunkelheit der Nacht und die Umgebung des schwarzen Laubes der Eichen in grotesker Weise abstachen. Eine lebhafte Phantasie mochte sich daraus leicht eine Hexenküche des Faust oder eine Wolfsschlucht des Freischütz oder sonst irgend eine von unheimlichen und schrecklichen Gestalten bevölkerte Scene bilden, eine Vorstellung, mit welcher die schwarzen Gestalten mit den weißen Zähnen, den weißen Augäpfeln und den purpurrothen Lippen, die im Schein des Feuers magisch beleuchtet waren, durchaus im Einklang standen.

Der Totaleindruck dieser nächtlichen Scenerie verlor seine Schrecken und sein Grauen allerdings dadurch, daß sich bald herausstellte, daß die schwarzen Gestalten, welche rauchend und trinkend oder tanzend und singend sich um die Feuer gruppirt hatten, nicht

der Unterwelt angehörten, sondern einfach Neger waren, welche hier eine nächtliche Zusammenkunft hielten.

Ein donnernder Jubelruf empfing Edward Brown, als er durch das Gebüsch in den Kreis ritt.

Edward erwiderte diese Begrüßung mit Herzlichkeit, ohne indessen den Ernst und die Würde seines Benehmens außer Acht zu setzen.

Ein Neger sprang hinzu und nahm ihm sein Pferd ab, befreite dasselbe von seinem Zaum und ließ es auf dem Platze grasen.

„Hilf dem Herrn da vom Pferde," sagte er zu einem andern Neger und deutete auf Frederic, der zweifelhaft schien, wie er sich zu verhalten habe.

Erst jetzt bemerkten die Andern, daß Edward nicht allein kam.

„Wen bringst Du denn da mit Dir?" fragte ein riesiger Neger von wildem Aussehen und finster rollenden Augen in murrendem Ton. — „Was soll ein Weißer hier unter uns? Du weißt, wir hassen die Weißen, und sie hassen uns. Oder willst Du, daß wir verrathen sind, noch ehe wir Einem von unsern Feinden ein Haar gekrümmt haben?"

„Still, Rogue," befahl Edward streng, „der Mann, den ich mit herbringe, ist ein so guter Freund von uns und unsrer Sache wie Du. Der Gentleman, den Ihr hier seht, ist mein Freund, er ist keiner von unsern Peinigern, sondern ein Offizier der Unionsarmee und schon das ist Grund genug, ihn bei uns willkommen zu heißen. Er ist aus dem Pestgefängniß von Millen entflohen, und darum ist es unsere Pflicht ihn zu schützen."

„Ah, er ist vom Norden!" brummte Rogue, „das ist etwas Anders, und ist sein Glück."

„Er kommt von Millen!" widerholte eine hübsche, vollbusige Negerin in mitleidigem Ton und trat zu ihm heran.

„Wie bleich er aussieht!" seufzte eine alte Frau.

„Und wie mager er ist!" fügte die Vollbusige hinzu.

„Wollen Sie essen, Sir?" fragte eine Mulattin. „Hier ist eine Hammelrippe und ein wenig Fisch, den ich für Mr. Edward mitbrachte. Essen Sie; Sie sehen so verhungert aus."

„Nehmen Sie einen Schluck Rum, Massah," schlug ein Neger vor und reichte ihm seine Flasche. „Sie scheinen zu frieren."

„Er friert?" rief ein Neger, der jenseit am Feuer lag, sich plötzlich erhebend; „dann hat er das gelbe Fieber!"

„Dummkopf!" versetzte ein Anderer; „es mag bei Euch in Leesburg so sein, daß, wenn Einer friert, er das gelbe Fieber hat, aber hier nicht. — Nehmen Sie einen Schluck Rum, Herr, dann wird Ihnen warm sein."

Wenn auch alle diese Zeichen der Aufmerksamkeit in ziemlich

derber und ungeschickter Weise gegeben wurden, und keineswegs in der geläufigen Sprache, deren wir uns hier bedient haben, sondern vielmehr in dem gebrochenen Englisch, wie es Neger gewöhnlich sprechen, ausgedrückt wurden, so waren sie doch aufrichtig und rührend und für Frederic um so wohlthuender, als er seit langer Zeit kein Wort des Mitgefühls oder der Theilnahme gehört hatte. Er dankte mit Herzlichkeit und Wärme und ließ es sich gefallen, als er sich auf Edwards Aufforderung auf dem Rasen gelagert hatte, daß ihn die Alte und die Vollbusige mit Speisen und Trank versorgten und ihm aufwarteten, als wäre er ein kleines Kind.

Die lärmende Unterhaltung der Neger war bereits in dem Moment verstummt, als sie des jungen Quadroonen ansichtig wurden, sie hatten sich allmählig in einem dichten Kreise um den jungen Mann versammelt. Frederic Seward und die Negerinnen, die sich seiner Pflege gewidmet hatten, befanden sich außerhalb desselben.

„Was zunächst diesen Herrn betrifft,“ nahm Edward das Wort, „so verlange ich, daß Ihr ihn verpflegt und beschützt wie mich selbst, so lange er unter uns ist. Wollt Ihr das?“

Alle gaben einstimmig ihre Bereitwilligkeit zu erkennen.

„Gut“, fuhr der Quadroone fort, „so können wir zu unsern Geschäften übergehen. Zunächst laßt hören, wie unsere Angelegenheit in den einzeln Districten steht.“

Ein Dutzend Stimmen suchten sich einander zu überschreien, wovon die Folge war, daß man Keinen verstehen konnte.

„Stille bis ich Euch zum Reden auffordere!“ rief Edward in befehlendem Tone.

Frederic konnte nicht umhin zu bewundern, wie das ernste würdevolle Benehmen des jungen Mannes und die edle Haltung, in welcher er dieser eigenthümlichen Versammlung gegenüberstand, diese wilden Gemüther zu zügeln vermochte. Diese Menschen, die sich weder vor der Peitsche noch vor der Folter fürchteten, die sich weder durch Ketten noch durch harte Arbeit bändigen ließen, sie gehorchten dem Jüngling, der ein Sklave war, wie sie selber, wie einem höheren Wesen, zu dem sie mit Verehrung und Bewunderung emporblickten.

„Sind Nachrichten aus Sandersford da?“ fragte Edward.

„Hier!“ rief ein Schwarzer vortretend.

„Nun, wie steht es, Joë; seid Ihr einig, mit uns gemeinschaftlich zu handeln?“

„Wir in Sandersford möchten wohl,“ antwortete Joë, „aber die Nigger der Nachbarsfarmen fürchten sich, da sich viel Militair in der Nähe befindet. Mr. Sanders hat von einem beabsichtigten Aufstande keine Ahnung; er denkt, wenn er uns gehörig unter der Peitsche hält, so denken wir nicht daran, uns zu empören.“

„Er scheint sich darin nicht zu täuschen," entgegnete Edward stirnrunzelnd. „Ich höre schon, Ihr fürchtet das Militair so gut wie die aus der Nachbarschaft. Ihr seid feige Memmen und werdet das Nachsehen haben, wenn wir im Triumph als freie Männer ausziehen. — Ist einer von White-House da?"

Niemand antwortete.

„Die Nigger von White-House haben auch keinen Muth. — Seit der brave Pet nicht mehr dort ist, wagt sich Niemand mehr hinaus zu unserm Meeting. — Wie steht es in Kentucky?"

Der breitschultrige Rogue trat vor und rief mit dämonischer Freude in seinem wilden Gesicht:

„Wir sind Alle einig und warten nur auf das Zeichen von Dir, um Mr. Cleary und Alles was ihm gleicht zum Teufel zu schicken."

„Der Tag der Rache ist nahe," antwortete Edward feierlich. „Das Zeichen, auf das Ihr wartet, werde ich geben, sobald unsere Macht stark genug ist, den Henkern die Spitze zu bieten. — Weiß Jemand, wie es meinem Kinde geht?"

„Meine Frau Janita nährt es," antwortete Rogue. „Es geht dem Kinde wohl, und Cleary interessirt sich sehr für sein Gedeihen. Es wird nicht in den Negerhütten aufgezogen, sondern bei ihm im Schloß. Vielleicht," fügte er sarkastisch hinzu, „erzieht er den Buben so sorgfältig, um einmal ein gutes Stück Geld dafür zu lösen."

Edward antwortete nicht auf die Bemerkung; wenigstens hörte es Niemand, als er vor sich hinsagte:

„Ich werde ihm die Menschlichkeit lohnen, die er meinem Kinde erwiesen." — Dann fuhr er laut fort: „Ist sonst noch etwas Neues zu berichten?"

„Ich habe eine Beobachtung gemacht, die mir merkwürdig scheint," antwortete der Neger, der vorhin bei Frederic Seward auf das gelbe Fieber diagnosticirt hatte. „Sie wissen, Mr. Edward, daß ich im Lazareth zu Leesburg Gehülfe des Mr. Blackburn bin? Es sind jetzt gerade 8 Tage her. Da kamen zwei fremde Herren zu uns und besahen das Lazareth. Dr. Blackburn schickte aus dem einen Zelt alle Wärter hinaus, mich auch. Ich aber sah durch ein Loch im Zelt, wie er einem Gestorbenen einen Schnitt in die Schulter machte und die herausfließende Flüssigkeit mit der Jacke Silas Brewers abwischte. Als der Kerl darauf die Jacke anzog, so währte es keine halbe Stunde, da hatte er das gelbe Fieber."

Ein Murrmeln des Unwillens lief durch die Menge.

„Das ist noch nicht Alles," fuhr der Lazarethwärter fort. „Am andern Tage kamen schöne Kleider an, Damenkleider und Kinderkleider. Ich entsinne mich genau, wie die Frauenkleider aus-

sahen; es war ein schwarzseidener Paletot mit Schnüren vorn und auf den Schultern, die immer kreuzweis geschlungen waren; ein roth und blau karirtes Halsband und ein schwarz und weiß gewürfeltes seidenes Kleid. Mit diesen Kleidern machte es der Doctor ebenso. Er schnitt in das Fleisch eines Todten und wischte mit den schönen neuen Kleidern die Flüssigkeit auf. Was mir aber noch unbegreiflicher ist, diese beiden fremden Herren haben diese Kleider mit sich genommen, als sie abreisten."

„Das ist in der That räthselhaft!" versetzte Edward nachdenklich. — „Wie? sollte man beabsichtigen . . . doch nein, das wäre zu teuflisch." —

Die Verhandlungen der Versammlung wurden in diesem Augenblick plötzlich unterbrochen dadurch, daß ein Negerknabe, der in athemloser Eile aus dem Walde hervorkam, mit gellender Stimme den Versammelten zurief:

„Rettet Euch, flieht! — Ihr seid entdeckt!"

„Was zum Teufel, Du hier, Noddy?" rief Rogue verwundert. „Wie kommst Du hierher? Woher weißt Du unsern Versteck?"

„Flieht, oder Ihr seid verloren!" wiederholte der Knabe mit sichtlicher Angst in seinen Zügen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Zwei Wohlthäter.

Der Rentier Powis bewohnte ein schönes Haus in der Washingtonstreet. Es war mit allem Comfort ausgestattet, den ein wohlhabender Mann sich gestatten kann. Es fehlte nicht an Teppichen auf den Treppen und Gobelins in den Prunkzimmern. Alles war vornehm, bequem und geschmackvoll. Rechnet man zu diesem Wohlstande ein zufriedenes Gemüth und ein verträgliches Eheleben, so hätte man glauben sollen, daß Mr. Powis und seine Gattin vollkommen glücklich wären.

Wenn man aber den alten Herrn an einem Morgen des Augustmonats mit sorgenvoll gekräuselter Stirn, die Hände auf dem Rücken im Wohnzimmer auf und abschreiten sah, wobei er zuweilen innehielt und gestikulirte, ohne zu sprechen, und wenn man Mrs. Powis, die in der Ecke des Divans saß, mit einer Handarbeit beschäftigt,

sah, wie sie ihr trotz der Jahre noch hübsches, volles Antlitz mit bekümmertem Ausdruck bald auf ihren Gatten heftete, bald seufzend auf ihre Arbeit senkte, so konnte man ohne viele Mühe schließen, daß sich eine Wolke des Kummers zwischen Mr. Powis und die Sonne seines Glückes geschoben habe.

Das beiderseitige Schweigen hatte vielleicht eine Viertelstunde gedauert, da hielt Mr. Powis in seinen Wanderungen durch das Zimmer inne und blieb, seine kleine Figur aus der gebückten Haltung emporrichtend, vor seiner Frau stehen. Als diese ihr rundes Gesicht zu ihm aufhob schimmerte eine Thräne in ihren Augen.

„Ja, nun ist das Unglück da, Hetty," redete er sie an. „Ich glaube, ich kann im ganzen Leben nicht wieder froh werden, und nun gar, wenn ich Dich traurig sehe, dann möchte ich mir die Haare ausraufen."

„Ich gebe Dir keine Schuld, lieber Patrick," entgegnete sie sanft, ihm ihre fleischige weiße Hand reichend. „Du hast nur Dein Recht verfolgt."

„Ah, bah! mein Recht verfolgt!" widerholte er bitter. „Du willst mich nur beruhigen und trösten, lieber Schatz. Aber das bringt die Vorwürfe nicht zum Schweigen, die ich mir selber mache. Ja, ich muß gestehen, daß ich anfänglich nur zu meinem Gelde kommen wollte, als ich die unselige Geschichte anzeigte. Hätte ich ahnen können, daß dieselbe so unheilvoll werden würde, ich hätte ja mit Freuden darauf verzichtet. — Aber wie konnte ich denken, daß dieser Mr. Powel einer solchen That fähig wäre."

„Du hälst ihn also für schuldig, lieber Patrick?"

„Ich muß wohl. Aber als ich ihn heute so vor den Schranken des Gerichts stehen sah, seine ruhige, gefaßte Haltung, sein offenes Wesen, seine Festigkeit und Würde, die nur das Bewußtsein der Unschuld zu geben vermag, da tauchte zuerst der fürchterliche Gedanke in mir auf: Mein Gott, wenn der Mann unschuldig verurtheilt würde! Mit Zittern sah ich dem Spruch der Geschwornen entgegen und hätte sie auf den Knieen anflehen mögen, daß sie ihn freisprechen sollten, aber sie sprachen das „schuldig" fast einstimmig aus; und Mr. Powel wurde zu 3 Jahren Gefängniß verurtheilt!"

„Entsetzlich, wenn er unschuldig wäre, unser Lebenlang müßten wir uns Vorwürfe machen, an seinem Unglück schuld zu sein."

„Ich habe mir zu meinem Trost einreden wollen, daß er doch schuldig sei, und daß seine Berufung auf Mr. Crofton, von dem er das Geld bekommen haben will, nur eine Ausrede sei, aber wenn ich dann andrerseits wieder an das offne Wesen des Mannes denke, an die Art und Weise, womit er mir entgegenkam, wie er bestürzt war, als er erfuhr, daß ich den Brief nicht bekommen habe, und

wie er selbst auf die Untersuchung drang, so steigen in mir doch wieder Zweifel auf an seiner Schuld."

Mrs. Powis nickte beistimmend.

„Mein Gott, ich komme mir vor wie ein alter herzloser Geizhals," fuhr Mr. Powis fort, „der wegen ein paar Goldstücke seinen Nächsten an den Galgen bringt. — Die Haare möchte ich mir ausraufen, Hetty!"

„Und die arme Familie!" fügte Mrs. Powis hinzu. „Es soll eine sehr brave Frau sein."

„Ja, und kränklich. Sie war heute nicht da in der Verhandlung. Ich hörte, daß sie auf den ausdrücklichen Wunsch ihres Gatten nicht kam. Der Schlag hätte sie auch vernichtet."

„Ich glaube, bester Patrick, das einzige Mittel, wie wir unsre Schuld an diesem Unglück einigermaßen wieder gut machen können, wird sein, daß wir uns der Familie mit allen Kräften annehmen."

„Daran habe ich auch gedacht, ich werde auch sogleich zu der unglücklichen Frau gehen."

„Thu das, und grüß sie und sage ihr, daß wir sehr entfernr sind, an die Schuld ihres Mannes zu glauben — thu es, liebet Paddy."

Mrs. Powis pflegte den Vornamen ihres Mannes in dieser Weise stets abzukürzen, wenn sie ihn besonders zärtlich anreden wollte, namentlich wenn sie ihm eine Bitte vortrug, an deren Erfüllung ihr außerordentlich viel lag. Sie unterstützte ihre Bitte bei dieser Gelegenheit noch dadurch, daß sie seinen runden Kopf mit ihrem fleischigen weißen Arm umfaßte und einen zärtlichen Kuß auf seine Wange drückte.

„Ich werde es thun," sagte Mr. Powis; „obwohl ich das eigent lich nicht sollte, denn ihr versichern, daß ihr Mann unschuldig ist heißt eben so viel, als Mr. Atzerott des Verbrechens anklagen."

„Offen gesagt, lieber Patrick," entgegnete Mrs. Powis, „halte ich Atzerott eines solchen Verbrechens eher fähig."

„Lieber Schatz, woran denkst Du!"

„Ich sage nichts gegen Mr. Atzerott, Patrick, ich schätze ihn, weil er ein Mann von Deiner Partei ist, und weil Du deshalb mit ihm befreundet bist. Aber ich kenne Mehrere von der Partei des Südens, die mir durchaus nicht gefallen. Namentlich hat Mr. Atzerott für mich etwas Widerwärtiges."

„Du thust ihm Unrecht, Hatty. — Wie hätte er es mit ansehen können, daß ein Mann bestraft wird, wegen eines Verbrechens, das er selbst beging. Glaube nur, er hat einen viel besseren Charakter als Du denkst!"

Mr. Powis hatte inzwischen seinen Hut in die eine und seinen

Stock in die andere Hand genommen und drückte jetzt zum Abschied seiner Frau einen herzhaften Kuß auf den freundlichen Mund.

„Adieu,“ sagte er; „ich gehe jetzt zu Mrs. Powel.“

Als er eben nach der Thürklinke griff, wurde dieselbe von außen geöffnet, und Mr. Atzerott trat ihm entgegen.

„Ah, Sie wollen eben ausgehen wie ich sehe?“ sagte er mit häßlich erzwungener Freundlichkeit, während er sich zugleich tief vor Mrs. Powis verneigte.

Die Dame aber erwiderte seinen Gruß ziemlich frostig und mit einem Blick, in welchem sich alle Vorwürfe wiederholten, welche sie soeben ihrem Gatten gegenüber hatte laut werden lassen.

„Sie kommen vermuthlich,“ sagte Mr. Powis, „um uns von dem Ausfall des Prozesses Nachricht zu geben? — Ist nicht nöthig, ich war in der Sitzung gegenwärtig.“

„So, Sie also wissen schon . . .?“

„Ja ich weiß, daß Mr. Powel verurtheilt ist, und bin eben im Begriff zu seiner Frau zu gehen.“

„Das macht Ihrem guten Herzen alle Ehre, Mr. Powis. Die Lage der Familie ist in der That beklagenswerth.“

„Wenn diese Theilnahme mehr ist als ein leeres Wort,“ bemerkte Mrs. Powis, „so habe ich Ihnen in meinem Herzen Unrecht gethan.“

„Ich hoffe, werthe Dame, daß ich bei Ihnen nicht im Verdacht der Hartherzigkeit und Grausamkeit stehe; und versichere, daß diese Theilnahme mehr ist als ein leeres Wort.“

„Nun dann bitte ich Sie um Vergebung, Mr. Atzerott; und freue mich das thun zu können.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie Ihre üble Meinung von mir geändert haben. Ich fürchte, Mrs. Powel hat eine eben so schlimme Meinung von mir. Aus Zartgefühl habe ich daher vermieden, sie mit meiner Gegenwart zu belästigen. Sie ahnt nicht, daß ich es war, der sie an diesem Morgen, nach der traurigen Katastrophe, mit einer Sendung erfreute . . .“

„Wie, Sie hätten der Dame eine Unterstützung zukommen lassen?“

„Ich hörte, daß sie in großer Noth sei, daß sie bereits ihre nothwendigsten Kleider verkauft habe, und deshalb sandte ich ihr anonym einen vollständigen, sehr eleganten Anzug, auch Kleider für ihre Kinderchen.“

Mr. Powis wandte seiner Gattin einen triumphirenden Blick zu, als wollte er sagen:

„Siehst Du, daß ich Recht hatte, als ich behauptete, Mr. Atzerott ist besser als Du denkst?“

Seine Gattin verstand diesen Wink, und bat mit Blicken mehr

als mit Worten ihren Mann und seinen Freund für ihr Mißtrauen um Verzeihung.

„Lieber Patrick,“ sagte sie zu dem Ersteren, „die Handlungsweise Deines Freundes Atzerott gefällt mir besser als das, was Du thun wolltest. Es wäre am Ende für die Dame demüthigend, Wohlthaten von uns anzunehmen, laß uns ihr dieselben ebenfalls anonym erweisen.“

„Das soll geschehen, mein Schatz, aber ich will doch zu ihr gehen und sehen, wie sie den Schlag erträgt, der sie heute getroffen.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mrs. Powel hatte in ihrer ärmlichen Wohnung eben das karge Mittagessen für ihre Kinder zurecht gemacht. Obgleich dasselbe nur aus einer Suppe und ein wenig Brod bestand, so verzehrten es die Kinder doch mit dem allerbesten Appetit. Sie selbst hatte keinen Hunger, sondern saß weinend neben der Wiege ihres jüngsten Kindes, eine Näharbeit für ein Ladengeschäft auf den Schooß.

Sie konnte nicht arbeiten, die Thränen verdunkelten ihre Augen, daß die feinen Stiche ihr ineinanderschwammen.

Da klopfte es. Schnell verwischte sie die Spuren ihrer Traurigkeit und rief mit schwacher Stimme:

„Herein!“

Es war ein Packetträger, der eine Holzkiste brachte, deren eingeschobener Deckel mit einem Riemen zugeschnallt war.

„Ein Herr, der es mit Ihnen gut meint, schickt Ihnen das,“ sagte der Mann, „und läßt Ihnen wünschen, daß sie's mit Gesundheit vertragen mögen.“

Mrs. Powel war verwundert. Wer konnte ihr etwas schicken — wer hatte für sie und die Ihrigen Mitleid? — Sie öffnete den Deckel. Ein schwarzseidener Paletot lag oben auf, darunter ein schwarz und weiß gewürfeltes seidenes Kleid und ein roth und grün karirtes Halsband; dann kam Kinderzeug — ihr Erstaunen wuchs.

„Wer schickt das?“ fragte sie.

„Ich kenne den Namen des Herrn nicht,“ antwortete der Packetträger.

„Wie sah der Herr aus, der Ihnen das übergab?“

„Es ist mir verboten, irgend eine Andeutung darüber zu machen. Der Herr will ungekannt bleiben. — Adieu, Ma'am.“

„Seltsam,“ murmelte sie. „Wer kann sich für mich und mein Unglück interessiren? Ich weiß Niemand; — es muß ein reicher Mann sein, denn die Kleider sind kostbar — viel zu kostbar für ein so elendes Weib wie ich bin. Ach, es gab eine Zeit, wo ich solche Kleider trug; wo ich solche Geschenke von meinem lieben Mann erhielt.“

Dieser Gedanke entlockte ihr neue Thränen und schluchzend saß sie eine Weile neben den ausgepackten Kleidern. Der Jubel der Kinder beim Anblick der für sie bestimmten schönen Kleider zerstreute ihren Kummer und schon nahm sie ein Jäckchen, um ihrem ungestümen Söhnchen dasselbe anzuziehen, da rief das Weinen des erwachenden Säuglings sie an die Wiege desselben.

Ihre Kränklichkeit hatte sie gezwungen, dem Kinde die Nahrung der Mutterbrust zu entziehen, die ihm bis jetzt das Leben erhalten. Eine Mischung von gewöhnlicher Milch mit Wasser und Zucker sollte die gewohnte Nahrung heute ersetzen, aber das Kind sträubte sich mit aller Gewalt, mit Händen und Füßen strampelnd, gegen diese Kostveränderung.

„Oh, mein Gott," sagte sie, während sie das Kind auf dem Schooße hielt und sich vergebens bemühte, es zum Annehmen der neuen Nahrung zu bewegen. „Was soll ich thun? — Ich kann ja nicht mit meiner Brust Dich nähren. Ich muß Kräfte behalten, für Dein Brüderchen und Schwesterchen zu arbeiten."

Laut schluchzend und mit Thränen in den vom Weinen gerötheten Augen beschwor sie in den rührendsten Ausdrücken das schreiende Kindchen, als ob dieses die Worte, die der Schmerz der Mutter ihr auspreßte, hätte verstehen können. — Sie war in Verzweiflung, denn von dem Gelingen hing ja das Leben ihres Lieblings ab.

Herzzerreißend war ihr leises Bitten, ihr Weinen und Jammern, und dem Manne, der ungesehen Zeuge dieser Scene war, traten Thränen in die Augen.

Es war Mr. Powis. Das laute Schreien des Säuglings hatte die Mutter verhindert, sein Klopfen zu hören, und da keine Aufforderung zum Hereinkommen erfolgt war, so war er unbemerkt in die Stube getreten und war nun, vor der Gruppe stehend, Zeuge dieser kleinen, aber ergreifenden Familienscene.

Mrs. Powel ließ erschrocken ab von ihren vergeblichen Bemühungen, als sie den fremden Herrn gewahrte. Die Kleinen schauten ihn neugierig an. Gerührt und verlegen ließ er seine Blicke von Einem zum Andern schweifen, ehe er sich räuspernd begann:

„Mein Name ist Powis. Ich bin die unschuldige Ursache Ihres Kummers, Ma'am, und habe es deshalb für meine Pflicht gehalten, mich nach der Familie des Mannes umzusehen, der — ich muß es sagen — gegen meinen Wunsch und Willen in's Unglück gerathen ist."

Der alte Herr hatte sich nach dieser Einführung auf einen starken Ausbruch von Vorwürfen oder gar verzweifelten Verwünschungen gefaßt gemacht, und hätte das der unglücklichen Frau gewiß nicht übel genommen, doch von alledem erfolgte nichts.

Still und ergeben ließ die Frau von dem Säugling, der sich müde geschrien zu haben schien und wieder eingeschlafen war, ab, holte einen Stuhl herbei und ersuchte den fremden Herrn, sich niederzulassen.

Powis ließ prüfend seine Blicke durch das ärmliche Zimmer schweifen und fand, daß Alles, trotz der Armuth, sauber und reinlich sei, dann redete er die junge Frau an:

„Sagen Sie mir, verehrte Frau, ist es nicht möglich, daß ich etwas von dem Unglück wieder gut machen kann? — Meine liebe Frau und ich, wir fühlen uns so niedergeschlagen, daß es uns Bedürfniß ist, Ihnen Ihre Lage so viel wie möglich zu erleichtern. Sagen Sie mir, Mrs. Powel, kann ich nichts für Sie thun?"

Mrs. Powel schüttelte erst langsam den Kopf, dann richtete sie ihre verweinten Augen auf den alten Herrn und sagte mit rührender Stimme:

„Geben Sie mir meinen Gatten wieder, Sir, und meinen Kindern den Vater, und ich will Ihnen auf den Knien dafür danken und Ihnen gern Alles verzeihen, was Sie an uns gethan haben."

„Das steht leider nicht in meiner Macht," entgegnete bewegt der alte Herr. „Wenn es auf mich ankäme, ich wollte gern Verzicht leisten auf das Geld — schon um Ihretwillen —"

„Sie glauben also auch an die Schuld meines armen Mannes?" unterbrach sie ihn.

„Ich gestehe, daß ich daran geglaubt habe," erwiderte er. „Allein wenn ich mir Ihren Mann und sein ehrenhaftes Wesen vergegenwärtige, und besonders, nachdem ich Sie, beste Frau, und Ihre lieben Kinderchen gesehen, und einen Blick in Ihre Häuslichkeit gethan habe, jetzt möchte ich darauf schwören, daß er unschuldig ist."

„Tausend Dank!" rief Mrs. Powel, indem sie aufstand und ihm herzlich die Hand drückte. „Ihre Worte sind Balsam für mein armes Herz. Oh, halten Sie diesen Glauben ja fest, denn ich schwöre Ihnen, so wahr ein Gott über uns lebt, der uns Alle einst richten wird, so wahr ist mein Mann unschuldig an dem Verbrechen, das ihm lediglich durch die Bosheit eines Menschen, jenes Atzerott, aufgebürdet ist."

„Ich glaube Ihnen, Ma'am," antwortete Mr. Powis, „von Herzen gern glaube ich, daß Ihr Mann unschuldig ist, aber ich glaube auch, daß Sie gegen Mr. Atzerott zu hart verfahren, wenn Sie ihn beschuldigen, absichtlich und aus Böswilligkeit das Unglück über Sie gebracht zu haben. Sie kennen ihn nicht."

„Ich hasse ihn. Es ist der einzige Mensch auf der Welt, den ich hasse und verabscheue."

Mr. Powis machte ein sehr betrübtes Gesicht.

„Der arme Atzerott. Er hat es nicht um Sie verdient. Sie wissen nicht — es ist mir zwar verboten, davon zu sprechen, aber ich halte es für meine Pflicht, Ihnen eine bessere Meinung von dem Manne zu geben, der so viel Theilnahme für Sie empfindet und so zartfühlend ist, Ihnen seine Wohlthaten zukommen zu lassen, ohne Ihnen seinen Namen zu nennen."

Mrs. Powel schaute ihn mit großen Augen an. Eine Ahnung stieg in ihrer Seele auf. Ihre Blicke fielen auf die Kiste und die daneben liegenden Kleider.

„Also das ist von ihm?" fragte sie, ihre Stirn in Falten ziehend.

„Ja, das ist von Mr. Atzerott," bestätigte Powis. „Er verbot mir zwar, seinen Namen zu nennen, aber ich kann es einmal nicht ansehen, wenn Jemandem Unrecht geschieht."

Mrs. Powel antwortete nichts, aber daß sie sofort einen Entschluß in ihrem Herzen faßte, konnte man ihrem Gesichte ansehen.

„Weil ich nun eben nicht ertragen kann," hob Mr. Powis nach einiger Zeit wieder an, „daß irgend Jemandem ein Unrecht geschieht, so liegt es mir schwer auf dem Herzen, daß Ihr Mann vielleicht unrecht leiden muß. Wie gern möchte ich etwas für ihn thun, um seine Unschuld an den Tag zu bringen, wenn ich nur wüßte, wie das geschehen soll?"

„Jetzt ist's vorbei," antwortete die junge Frau schluchzend, „der Richterspruch, der heute über ihn gefällt ist, ist nicht mehr umzustoßen — oh, mein Gott!"

Mit dem Taschentuch ihr Antlitz bedeckend, begannen ihre Thränen von Neuem zu fließen. Mr. Powis fühlte die innigste Theilnahme für sie.

„Verzweifeln Sie nicht, liebe Frau," sagte er wohlwollend. „Vielleicht läßt sich in der Appellation etwas ausrichten. Ich werde zu einem geschickten Rechtsanwalt gehen und dem die Sache vortragen. Wenn Sie sich beruhigt haben, so bitte ich Sie, mir den ganzen Vorgang noch einmal genau zu erzählen."

Die Züge des alten Mannes drückten das herzlichste Mitgefühl aus, so daß Mrs. Powel im Herzen Gott dankte, daß er ihr diesen Mann zum Troste gesandt habe.

Sie erzählte Alles, was sie über das unglückliche Ereigniß wußte. Sie betonte fest und bestimmt, daß ihr Mann von dem Briefe weiter keine Zeile gelesen, als die Anrede, daß er das einliegende Geld nicht berührt, und daß er die bei ihm gefundenen Goldstücke wirklich von seinem alten Freunde, Mr. Crofton, erhalten habe. Sie erzählte das Alles von der vollen Wahrheit durchdrungen in so einfacher, natürlicher und doch so überzeugender

Weise, daß dem alten Herrn auch die letzten Zweifel an der Unschuld des Verurtheilten schwanden.

Als Mrs. Powel ihren Bericht geendet hatte, fügte sie offen und ohne Rückhalt aber ohne Bitterkeit hinzu, daß sie mit ihren Kindern durch ihres Mannes Verhaftung und die Wegnahme des Geldes, das er von Mr. Crofton erhalten, an den Rand des Abgrundes gebracht worden sei, und daß ihre Kräfte nicht lange ausreichen würden, um für sich und ihre Kinder zu arbeiten.

Bei dem alten Herrn stand es längst fest, was hier zu thun sei, mit vor Freuden klopfendem Herzen stand er auf und mit der Versicherung, daß er Alles für Mr. Powel thun werde, was in seinen Kräften stehe, empfahl er sich der dankbaren Frau.

Als er die Thür hinter sich geschlossen und die schmale Treppe hinabging, murmelte er vor sich hin:

„Hier muß ich helfen, aber anonym. Sie muß den Wohlthäter nicht kennen — ich verdiene auch ihren Dank nicht.“ — —

Die beiden ältesten Kinder der Mrs. Powel hatten schon längst auf das Weggehen des alten Herrn gewartet, dessen Eintritt die Mutter verhindert hatte, ihnen die neuen Kleider anzuziehen, die in der Kiste angekommen waren. Sie fanden sich aber sehr enttäuscht als sie hofften, daß nunmehr ihr Wunsch in Erfüllung gehen würde. zu ihrem größten Erstaunen mußten sie sehen, daß ihre Mutter die schönen Sachen alle wieder einpackte, den Deckel einschob und denselben mit dem Riemen festschnallte.

„Warum ziehst Du mir denn nun die neue Jacke nicht an Mama?“ fragte der blondlockige Knabe mißmuthig.

„Weil ich sie zurückschicken muß, mein Söhnchen,“ antwortete die Mutter. „Gräme Dich deshalb nicht, liebes Kind, wenn Papa wiederkommt, erhältst Du eine viel schönere Jacke.“

„Nein, bitte, Mama, laß mir die Jacke,“ bat das Kind.

Die Mutter schüttelte den Kopf.

„Weißt Du von wem die Jacke ist? — Sie ist von dem bösen Mann, der uns den Vater weggenommen hat. — Nicht wahr, von dem willst Du keine Jacke annehmen?“

Der Kleine machte ein trauriges Gesicht.

„Nein, Mama,“ erklärte er. „Wenn die Jacke von dem ist, so schicke sie ihm nur wieder, und sag ihm, daß wir ihn Alle nicht leiden können und seine Geschenke nicht haben wollen.“

Während Mrs. Powel das schlafende jüngste Kind der Obhut ihrer ältesten Tochter anvertraute, belud sie sich mit der Kiste und stieg damit die Treppe hinab.

Dreißigstes Kapitel.

Die Neige des Leidenskelches.

Die Verurtheilung Mr. Powel's und der Besuch, den seine Frau soeben von dem alten Herrn empfangen hatte, gab der klatschsüchtigen Nachbarschaft wieder reichlich Stoff.

„Wissen Sie schon," hatte der Barbier an der Ecke da drüben zu dem Inhaber des kleinen Ladens im Souterain gesagt, als dieser auf Kunden harrend, in seiner Ladenthür stand. — „Wissen Sie schon, er ist verurtheilt zu drei Jahren Gefängniß."

„Geschieht ihm schon recht," antwortete der Inhaber des Ladens im Souterain. „Ich habe von vorn herein gesagt, daß er verurtheilt werden müßte. Sein Verbrechen war zu sonnenklar."

„Und ich behaupte," fügte der Hauswirth hinzu, der sich sehr bald zu der Debatte einfand, „daß die Strafe noch viel zu gelinde ist, denn es hätte ja möglich sein können, daß dadurch ein ganz ehrlicher Mensch, wie doch Mr. Atzerott einer ist, in Verdacht kam. Solche Schurkerei muß exemplarisch bestraft werden."

„Ich möchte nur wissen," sagte der Schuhmacher aus dem dritten Stock, „wie es die Frau jetzt machen wird, sich und ihre Kinder zu ernähren und die Miethe zu bezahlen, denn sie ist sehr schwächlich."

„Ach, das wird sie schon machen," nahm die gelbbraune Wittwe das Wort, die im Nebenhause ihr Kuppelgewerbe betrieb, „der alte Herr, der eben hinausging, wird nicht mit leeren Händen gekommen sein. — Man kennt so was schon — ich will weiter nichts behaupten, aber ich denke mir meinen Theil."

„Sie täuschen sich nicht," versetzte der Hauswirth, „denn vor einer Stunde etwa kam hier ein Packetträger, der bei mir nach der Wohnung des saubern Weibchens fragte, er brachte ihr eine Kiste, da dieselbe nicht verschlossen war, so that ich einen Blick hinein — und was meinen Sie wohl, was darin war?"

Alle Zuhörer waren gespannt, zu erfahren, was in der Kiste enthalten war.

„Kleider waren drin, schöne, theure Kleider, wie sie meine eigene Frau und meine Töchter nicht besser tragen."

„Das dacht ich mir gleich," rief die Gemüsehändlerin. „Nun ja, der alte Herr wird schon wissen, womit man ein solches Püppchen ködert."

„Es soll übrigens an der ganzen Familie nicht viel dran sein,"

bemerkte der Wirth. „Ich hörte von Mr. Atzerott, daß dieser Powel eine Schwester hat, die als Mann verkleidet, unter den New-Yorker Freiwilligen in der Potomac-Armee dient. So was ist doch gegen allen Anstand.“

„Na, man kann sich denken, was sie dabei für einen Zweck hat,“ höhnte die Gelbbraune. „Es sollte mich gar nicht wundern, wenn sie dabei ein anständiges Geld zusammenschlägt, die Herren Offiziere sind in dem Punkt sehr freigebig.“

„Vielleicht wird diese Frau die neuen Kleider, die sie sich so leicht verdient hat, dazu benutzen, sich auf eine ebenso angenehme und bequeme Weise durchzuhelfen,“ meinte die Gemüsehändlerin.

„So was würde ich mir in meinem Hause aber sehr verbitten,“ versetzte der Wirth barsch. „Bis Neujahr habe ich die Miethe pränumerando erhalten, ich riskire also nichts, wenn ich sie hinauswerfe, und das geschieht, so bald ich nur merke, daß sie ein unsauberes Gewerbe betreibt.“

Wie damals, als man über die unglückliche Frau zuerst den Stab brach, so kam sie auch jetzt die Treppe herunter, nur in ihrer Kleidung bedeutend einfacher als damals, denn die letzten Reste ihres Wohlstandes waren bereits zu Gelde gemacht. Ihr Gesicht war bleich, ihre Augen verweint. In ihren Händen trug sie die Kiste, von welcher soeben die Rede gewesen war.

Wieder trafen die höhnischen Blicke und boshaften Bemerkungen ihr Herz wie giftige Dolche, allein sie ließ dieselben unbeachtet und wandte sich an den einigermaßen überraschten Wirth:

„Ich erhielt vor einer Stunde diese Kiste, Sir.“

„Ich weiß,“ antwortete er brummend, „und habe errathen, wofür,“ fügte er mit frivolem Lachen hinzu.

„Das habe ich nicht errathen,“ antwortete Mrs. Powel in bescheidenem Tone, „aber ich habe soeben erfahren, von wem die Kiste kommt. Sie ist von Mr. Atzerott.“

„Oho! Von Mr. Atzerott?“ rief der Wirth. „Der treibt wirklich seine Freundlichkeit etwas weit — er verschwendet noch Almosen an diese — diese — Menschen, die ihn in's Unglück zu stürzen gedachten; das ist eine Gutmüthigkeit, die an Thorheit grenzt.“

„In welcher Absicht er mir die Kleider schickte, das weiß ich, wie ich schon sagte, nicht,“ entgegnete Mrs. Powel höflich aber bestimmt. „Da ich aber Mr. Atzerott keine gute Absicht zutraue, so halte ich es für meine Pflicht, sein Geschenk zurückzuweisen. Ich kenne den gegenwärtigen Aufenthalt Mr. Atzerott's nicht, da Sie aber ein Freund von ihm sind, so haben Sie wohl die Güte, ihm bei nächster Gelegenheit die Kiste zuzustellen, oder sie bei sich stehen zu lassen, bis er einmal zu Ihnen kommt.“

Sie grüßte freundlich und höflich und wandte der etwas verblüfften Versammlung der Nachbarn den Rücken.

„J, so ein spitznäsiges Geschöpf!“ unterbrach endlich die Gemüsehändlerin das Schweigen. „Sie sollte ihm die Hände küssen, daß er an ein Geschöpf, wie sie ist, noch einen Cent verschwendet. Sie hält es für ihre Pflicht, das Geschenk zurückzuweisen — i, sieh mal Einer an, die Person ist noch obenein schnippisch!“

Die gelbbraune Wittwe hatte sich indessen nicht enthalten können, die Kiste zu öffnen und einen Blick hineinzuwerfen. Die Hände zusammenschlagend rief sie aus:

„Herr, Du mein Gott, sind das schöne Kleider! — Solche Geschenke auszuschlagen, das ist die pure Frechheit. Sie sollte sich freuen, von einem so anständigen Manne, wie Mr. Atzerott, eine Unterstützung zu bekommen, aber von einem anständigen Manne nimmt sie keine Unterstützung, sie wird ohnehin genug haben von ihrem — na, ich will nichts gesagt haben, aber der alte Herr Powis der wird ihr wohl so viel dagelassen haben, daß sie dies nicht braucht. — Anständige Leute haben nicht das Glück, einen seidenen Paletot und ein seidenes Kleid geschenkt zu bekommen, mir wenigstens ist es höchstens passirt, als ich noch ein junges Mädchen war, und damals hatte ich noch ein anderes Gesicht wie sie.“

Der Wirth war zwar durchaus ihrer Ansicht, indessen beschäftigten sich seine Gedanken für den Augenblick mehr mit der Frage, was er eigentlich mit den Kleidern anfangen solle? — Mr. Atzerott war bereits diesen Mittag nach dem Süden abgereist. Sollte er nun die Kiste für ihn reserviren, bis er wiederkomme, oder sollte er die Kleider verkaufen und das Geld für ihn deponiren? — Für das Letztere entschied sich der Inhaber des Ladens im Souterain, für das Erstere entschieden sich die Töchter des Wirthes, die dabei die geheime Hoffnung hegen mochten, Mr. Atzerott möchte in dem Falle vielleicht ihnen ein Geschenk mit den schönen Kleidern machen. — Der Wirth kratzte sich hinter den Ohren und sprach die Befürchtung aus, daß Mr. Atzerott am Ende keines von Beiden billigen würde, was ihm um so unangenehmer sei, als Mr. Atzerott sehr leicht aufgebracht würde, was er gern vermeiden möchte. Das beste Auskunftsmittel schien ihm das zu sein, die Kiste an Mr. Aaron Levy zu senden, da dieser ja mit Mr. Atzerott in fortwährender Correspondenz stände, und dem zu überlassen, über die Kiste nach seinem Belieben zu verfügen.

Während noch Alle über diesen Punkt deliberirten, rief plötzlich die gelbbraune Wittwe, auf ein Mädchen deutend, das quer über die Straße auf das Haus zuschritt:

„Sehen Sie, da kommt das Hausmädchen von Mr. Powis. Sie trägt einen schweren Korb; — habe ich's nicht gesagt, daß sie

andere Quellen haben muß? — Nun freilich, dann ist es erklärlich, daß sie das Geschenk von Mr. Atzerott zurückzuweisen für ihre Pflicht hält, der alte Herr möchte sonst eifersüchtig werden."

„Wenn ich nicht irre," fügte der Barbier hinzu, „sehen aus dem Korbe einige bestaubte Weinflaschen. Gewiß ein alter Jahrgang aus dem wohlgefüllten Keller des Rentiers."

„Natürlich," meinte die Gemüsehändlerin, „sie werden für den Abend ein Rendezvous verabredet haben und dabei ein gutes Glas Wein trinken wollen. Ja, ja, man kennt schon die Manieren von solchen Dämchen. Ich hab's immer gesagt, es ist an ihr nichts dran." — —

Mrs. Powel saß, während sie hinter ihrem Rücken verschmäht und verleumdet wurde, weinend in dem Winkel neben dem Spinde, und tröstete ihre Kinderchen über den Verlust der neuen Kleider, die denn auch, um der Mutter nicht noch mehr Kummer zu machen, kein Wort mehr davon erwähnten.

„Unser Schicksal ist Armuth, Elend und Schande!" schluchzte sie, mehr zu sich selbst, als zu den Kindern redend. „Oh mein Gott, wodurch haben wir das verschuldet. — Armer, unglücklicher Gatte, wodurch hast Du es verdient, mit Schande gebrandmarkt Deine Tage in den Mauern eines Kerkers hinschmachten zu müssen? Oh, könnte Dich erretten, dürfte ich hoffen, daß der edle Mann, der sich Deiner anzunehmen versprach, Dich uns wiedergeben könnte, wie gern wollte ich Noth und Armuth ertragen. Ich weiß nicht, woher ich heute Abend einen Bissen Brod für Euch, meine armen Kinder, nehme, aber was ist Noth und Entbehrung gegen den Gram, der an meinem Herzen nagt!"

Unwillkürlich, obwohl sie vielleicht kaum die Worte der Mutter verstanden, füllten sich die Augen der Kleinen mit Thränen, in rührender Weise suchten sie die Mutter zu trösten und mit dem Versprechen zu beruhigen, daß sie immer artig und folgsam sein und ihr niemals Kummer machen würden.

Die blasse Frau nahm die Kleinen in ihre Arme und preßte sie an's Herz.

Da klopfte es.

„Herein!"

Es erschien ein Dienstmädchen mit einem schweren Korbe am Arm.

„Bin ich hier recht bei Mistreß Powel?"

„Das ist meine Name," sagte die junge Frau aufstehend.

„Ein Herr, der es gut mit Ihnen meint, schickt Ihnen dies hier. Er meint, sie müßten kräftige Speisen genießen, darum hat er hier den Korb vollgepackt und einige Flaschen guten Wein beigelegt. Er meint, er wird Ihnen gut thun. Wollen Sie die Güte

haben, die Sachen auszupacken? — Ja, ja, Du kleiner Blondkopf," wandte sie sich an den Knaben, der sich neugierig näherte und, da er von Leckerbissen hörte, lüsterne Blicke in den Korb warf — „das wird Dir munden, mein Herzchen, es ist auch ein großer Kuchen für Dich dabei, da sollst Du Deine Freude daran haben."

Mrs. Powel indessen würdigte den Korb keines Blickes.

„Darf ich den Namen des Herrn wissen, der das schickt?" fragte sie ruhig, aber nicht ohne eine geringe Beimischung von Bitterkeit.

„Der Herr wünscht ungenannt zu bleiben," antwortete das Mädchen. „Es ist mir verboten, seinen Namen zu nennen."

„Ist auch nicht nöthig," antwortete Mrs. Powel kalt, „ich habe den Namen meines unbekannten Wohlthäters heute bereits gehört, sagen Sie dem Herrn, daß ich ihn bitte, mich ferner zu schonen, daß er dem Unglück, das er über uns gebracht, nicht noch die Demüthigung hinzufügen möchte, mir Almosen zu reichen; ich weise seine Wohlthaten zurück und erkläre ihm, daß er, falls er wirklich — was ich seinem Charakter kaum zutraue — Reue über seine boshafte That empfinden sollte, er diese dadurch zu erkennen geben möchte, daß er die Wahrheit an's Licht bringt, bis dahin aber werde ich ihm nicht verzeihen, sondern ihn hassen wie meinen Todfeind."

Ihre Wangen hatten sich geröthet, während sie diese Worte mit Entrüstung sprach. Das Mädchen blickte sie eine Weile mit stummem Erstaunen an; dann wandte sie schüchtern ein:

„Ich glaube, Sie thun dem Herrn Unrecht, Ma'am, Sie irren sich in der Person."

„Ich irre mich nicht," entgegnete die Dame. „Ich habe von einem Manne, dem ich keine Unwahrheit zutraue, den Namen dieses unbekannten Wohlthäters gehört. Ich bitte Sie, daß Sie kein Wort darüber sagen, es ändert meinen Entschluß nicht."

„Aber Sie werden doch dies nehmen, Ma'am?"

Sie zog aus der Tasche ein Couvert, auf welchem neben der Adresse der Dame die Deklaration stand: „Einliegend: Anweisung über 50 Dollars."

„Ich weise dies wie alle Geschenke zurück, die von jenem Herrn kommen," erklärte Mrs. Powel und wandte sich ab, was für das Mädchen ein Zeichen sein sollte, daß sie mit ihr nicht weiter zu verhandeln wünsche.

Das Mädchen nahm mit einem mitleidigen Blick auf die beiden Kinder, die Hand in Hand neben dem Korbe standen und mit unverkennbarem Schmerze auf ihren Gesichtern vernahmen, daß die Mama all die schönen Sachen wieder zurückschicken wolle, den Korb wieder auf und entfernte sich.

Wie Mrs. Powel darüber vergebens nachsann, was Atzerott

bewegen könne, ihr durchaus seine Wohlthaten aufzudringen, so zerbrachen sich die klatschenden Nachbarn auf dem Hausflur vergebens den Kopf darüber, was in aller Welt die Frau bewegen könne, auch die Wohlthaten des Mr. Powis abzulehnen. Daß dies irgend einen verwerflichen, unmoralischen Grund habe, darüber waren sie Alle einig, nur welchen Grund? — darin wichen ihre Ansichten von einander ab.

Sie waren darüber noch lange nicht im Reinen, als sie durch ein Ereigniß in neues Erstaunen versetzt wurden.

Der Criminalbeamte und der Gerichtsdiener, welche unlängst bei Mrs. Powel die Haussuchung abgehalten hatten, kamen herein und stiegen, nur flüchtig grüßend, die Treppen hinauf.

„Ah, das war schon anzunehmen, daß sie mit ihrem Manne die Betrügereien gemeinschaftlich verübt hat," erklärte der Barbier.

„Habe ich nicht von Anfang an gesagt, daß an ihr Nichts dran ist?" rief die Gemüsehändlerin. „Sie werden sehen, man wird sie jetzt mitnehmen, und mit ihrem saubern Manne unter einem Dache wohnen lassen."

„Ein wahres Glück, daß ich bis Neujahr meine Miethe voraus erhalten habe," sagte der Hauswirth.

„Da haben Sie recht," bestätigte der Barbier mit spöttischem Lachen. „Sie können jetzt getrost das Quartier anderweitig vermiethen, denn die Powels haben jetzt ein Logis gratis."

„Ich hätte nimmermehr gedacht, daß die Frau auch eine Verbrecherin ist," sagte der Schuhmacher aus dem dritten Stock.

„Ja, Sie haben noch immer ihre Partei genommen," versetzte die gelbbraune Wittwe. „Aber Sie werden sehen, was das für ein Dämchen ist, die immer that, als ob sie Wunders was mehr wäre wie Unsereins." — —

Der Criminalcommissarius fand Mrs. Powel noch in dem traurigen Sinnen im Winkel sitzen, als er eintrat.

Sie erkannte ihn sofort wieder und ward bei seinem Erscheinen womöglich noch bleicher. Ohne im Stande zu sein, ein Wort zu sprechen, trat sie ihm entgegen.

Der Beamte ersparte ihr die Frage, die auf ihren Lippen schwebte. Theilnehmend blickte er sie an und sagte:

„Es führt mich wieder die traurige Pflicht zu Ihnen, Madame, eine Haussuchung zu halten."

„Eine Haussuchung? Und weswegen?"

Ein Hoffnungsstrahl dämmerte in ihr auf und verkärte ihr Antlitz; und mit freudiger Bewegung fragte sie:

„Ist es, um Beweise für die Unschuld meines Mannes zu schaffen? — Sagen Sie, Sir, welche Schriftstücke wünschen Sie, ich will Ihnen Alles aushändigen, was Sie verlangen."

Der Beamte schüttelte den Kopf.

„Es ist nicht mehr in der Untersuchungssache gegen Ihren Mann, der ist bereits verurtheilt. — Doch beantworten Sie mir noch erst einige Fragen."

Der Ton, in welchem der Criminalbeamte sprach, ließ schnell ihre Hoffnung sinken und kleinlaut antwortete sie:

„Ich bin bereit."

„Haben Sie bemerkt, daß, als Sie an dem Tage, an welchem Ihr Mann verhaftet wurde, kamen, um denselben zu besuchen, aus dem Fenster einer Zelle des Courte-Hauses ein Zettel herabgeworfen wurde?"

Mrs. Powel mußte sich besinnen; ihre Gedanken hatten sie so ausschließlich die ganze Zeit mit ihrem Kummer beschäftigt, daß ihr jenes Factum ganz entfallen war. Erst nach einer Pause bejahte sie diese Frage.

„Ein Gefangener der untern Zellen sah, daß Sie den Zettel aufhoben; ist das wahr?" fuhr der Beamte fort.

„Es ist wahr."

„Sie wußten, wer den Zettel herabwarf?"

„Nein, mein Herr."

„Sie wußten aber, an wen der Brief gerichtet war?"

„Nein, Sir, das wußte ich nicht."

„Jedenfalls haben Sie doch die Adresse darauf gelesen?"

Mrs. Powel mußte sich besinnen, bevor sie antworten konnte.

„Jetzt fällt es mir ein: es standen statt der Adresse nur die Buchstaben K. G. C. darauf."

„Was haben Sie mit dem Brief gemacht?"

„Der Brief wurde mir von Mr. Atzerott, der eben hinzukam, als ich ihn aufhob aus den Händen genommen. Er sagte, wenn ich nicht irre, daß er ihn dem Inspector geben wolle."

Der Commissarius schüttelte ungläubig den Kopf und schwieg einen Augenblick. Dann begann er von Neuem:

„Ich muß Sie um Ihrer selbst willen bitten, nur die reine Wahrheit zu sagen. Ich kann mir wohl erklären, daß Sie einen Haß haben auf Mr. Atzerott, aber lassen Sie sich durch diesen Haß nicht verleiten, auf ihn eine Beschuldigung zu wälzen."

Die Wangen der betroffenen Frau rötheten sich in edlem Zorn als sie entgegnete:

„Ich hoffe, Sir, Sie haben keinen Grund so niedrig von mir zu denken, und zu glauben, daß ich gegen mein besseres Wissen selbst auf meinen Feind die Last eines Verbrechens wälzen möchte, übrigens sehe ich noch gar nicht ein, wie es sich hier um irgend eine strafbare That handeln kann. Ich wenigstens habe, als ich den

Brief aufhob, der vor mir niederfiel, nicht im Entferntesten daran gedacht, mich dadurch eines Verbrechens schuldig gemacht zu haben."

„Sie wissen also nicht, von wem der Brief war?"

„Wie soll ich das wissen, da ich ihn nicht öffnete?"

„Der Brief wurde von Berckley herabgeworfen, dem Vorsitzenden eines Bundes der Führer der Rebellen, welche Verbindungen selbst in dieser Stadt haben. Jenes Ereigniß nun hat Sie verdächtigt, Ma'am, mit jenem Berckley und dessen Anhängern im Einverständnisse zu stehen."

„Was, Sir, höre ich recht? Man meint, daß ich an einem Complot Theil hätte gegen unsere Regierung?" rief entsetzt die junge Frau.

„Es ist leider so," antwortete der Beamte. „So leid es mir auch thut, so gebietet mir die Pflicht, Ihre und Ihres Mannes Papiere sämmtlich in Beschlag iu nehmen."

Mit Ruhe und Fassung, die ihr das Gefühl ihrer Unschuld verlieh, sah sie, wie der Beamte, alle Briefe und Papiere zusammenpackte und dem Gerichtsdiener übergab.

Als das Geschäft beendet war, wandte sich der Beamte wieder an die Dame:

„Nun, Ma'am, muß ich Sie ersuchen, sich anzukleiden und mich auf das Courte-Hous zu begleiten."

„Das ist nicht möglich Sir," antwortete sie angstvoll. „Das Kindchen hier," — sie deutete auf das schlafende Kind in der Wiege — „wird bald aufwachen, und dann muß ich ihm zu Trinken geben. Wenn aber meine Gegenwart nöthig ist, so werde ich kommen, sobald der Kind wieder schläft."

In dem Blick, den der Beamte auf die junge Frau richtete, sprach sich das aufrichtigste Mitgefühl aus, und ließ sich erkennen, wie schwer ihm hier die Erfüllung seiner Pflicht ankam.

„Ich bedaure von ganzem Herzen, Ma'am," sagte er sanft; „auf Ihr Gefühl und Ihre Mutterpflicht nicht Rücksicht nehmen zu dürfen. Es ist durchaus nothwendig, daß Sie mich begleiten."

„Das werden Sie nimmermehr verlangen, Sir. Ich will Ihnen hier jede Auskunft geben, die Sie wollen, aber befehlen Sie nicht, daß ich meine Kinder verlasse!" rief sie mit Entschiedenheit.

„Ich muß es leider verlangen. — Halten Sie mich nicht für hartherzig, Ma'am. — Sehen Sie dies —."

Er zog ein Blatt Papier aus der Tasche und hielt es der zitternden Frau hin. Dieselbe warf nur einen flüchtigen Blick darauf, dann sank sie mit einem gellenden Schrei auf einen Stuhl.

„Ein Verhaftshefehl gegen mich! — Gerechter Gott!"

Der Beamte bat sie, sich zu fassen, und tröstete sie mit der Aussicht, daß der Richter vielleicht keinen Grund zu einer Anklage

finden würde, und daß alsdann ihre Freilassung schon nach kurzer Zeit erfolgen würde.

„Aber meine Kinder!" jammerte sie. „Meine armen Kinder!"

Wie im Wahnsinn der Verzweiflung sprang sie auf und riß das jüngste Kind aus der Wiege und preßte es an die Brust. Die beiden andern Kinder drängten sich an sie und baten laut weinend in den zärtlichsten Ausdrücken, daß sie sie nicht verlassen möge.

Der greise, durch manche ergreifende Scene abgehärtete Beamte wischte eine Thräne aus den Augen.

Jetzt kam der Gerichtsdiener, der sich entfernt hatte, herein und meldete, daß ein Hausom unten bereit stehe.

„Mäßigen Sie Ihren Schmerz," begütigte der Beamte die junge Frau. „Für Ihre Kinder wird bestens gesorgt werden. Man wird sie in ein gutes Waisenhaus geben."

„Nein, Sir, das ist nicht nöthig," ließ sich hier plötzlich die Stimme Mr. Powis' vernehmen. „Die Kinder nehme ich zu mir." Dann wandte er sich an die Dame: „Sein Sie unbesorgt, Ma'am, Ihre Unschuld muß bald genug an den Tag kommen. — Du meine Güte, Ma'am, ich hoffe, sie weisen mein Anerbieten nicht zurück. Sein Sie überzeugt, daß ich die Vorwürfe nicht verdiene, welche Sie mir machen. Ich will wie ein Vater sorgen für Ihre Kleinen, und meine Frau wird ihnen eine Mutter sein, und gegen Sie und Ihren Mann will ich thun, was in meinen Kräften steht, wie ein echter und wahrer Freund." —

Fünf Minuten später stiegen Mrs. Powel und der Criminal-Commissarius in den vor der Thür haltenden Hausom ein.

„Nach dem Court-House!" rief der Beamte dem Kutscher zu.

Einunddreißigstes Kapitel.

Zurückgeschlagen.

Um die verschiedenen Ereignisse dieser Geschichte, vergleichbar den Strahlen, die schließlich auf einen Punkt convergiren, oder den Quellen des Gebirges, die sich zu einem Flusse vereinigen, gleichmäßig weiter zu führen, ist es nothwendig, daß wir die Scene bald hierhin bald dorthin verlegen. Aus demselben Grunde sind wir auch genöthigt, New-York hier zu verlassen und den Leser zu ersuchen, uns wieder nach dem Süden zu begleiten.

Wir führen ihn noch einmal nach Leesburg, der vom gelben Fieber heimgesuchten und durch einen Militair-Cordon abgesperrten Stadt Virginiens, in welcher der Dr. Blackburn seinen Wohnsitz hatte, und in deren Nähe sich das Lazareth für Gelbefieberkranke der Armee befand.

Wir suchen dieselbe Straße auf, welche damals Booth und Atzerott fuhren, um zu der Wohnung des Arztes zu gelangen, und treten in dasselbe Haus, vor welchem damals Mr. Atzerott das Fuhrwerk angehalten hatte, aufmerksam gemacht durch die Erscheinung eines jungen Mädchens vor einem der Fenster im zweiten Stocke.

Atzerott hatte sich damals nicht getäuscht, das schöne Mädchen, welches er am Fenster sah, war in der That Esther, die nach ihrer Flucht aus dem Hotel der Miß Brown hier in Leesburg, und zwar in dem Hause einer früheren Leidensgefährtin, einer freigelassenen Mulattin mit Namen Sarah, eine Zuflucht gefunden hatte. Sarah war mit einem freigelassenen Mulatten, Jack Hopkins, verheirathet, der das Gewerbe eines Schneiders betrieb.

Esther hatte noch keine Ahnung von dem Opfer, welches Emmy ihr gebracht, sie wußte noch nichts non ihrer Freilassung und von der Bedingung, unter welcher dieselbe erfolgt war, sie hielt sich deshalb noch immer verborgen und lebte in der beständigen Furcht, entdeckt zu werden. Sarah tröstete sie zwar mit der Versicherung, daß sie hier in Leesburg so sicher sei, wie nur irgend wo, denn erstlich würde sie hier Niemand suchen, und zweitens würde von ihren Verfolgern Niemand in diese Gegend zu kommen wagen. Sie hatte sich eine Zeit lang dabei beruhigt, seit sie aber vom Fenster aus die beiden Männer erkannt hatte, war ihre Angst vor Entdeckung mit erneuter Heftigkeit zurückgekehrt. — War sie erkannt worden, so konnte sie nicht zweifeln, daß sie auch verrathen sei, denn sie kannte die Habgier Atzerott's und wußte, daß er sein Geheimniß für eine Belohnung sicher an Breckenridge verrathen würde.

Der Gedanke, von diesem Orte weiter zu fliehen, hatte sich um so mehr ihr aufgedrängt, als die Vermögensverhältnisse Jack Hopkin's äußerst dürftige waren. Seit die Seuche in Leesburg hauste, ruhte die Arbeit gänzlich, und die Armuth nahm täglich zu. Dieser letzte Grund war aber seit einigen Tagen nicht mehr vorhanden, denn Mr. Hopkins bekam so viel Arbeit, daß er nicht so viel Arbeiter finden konnte, als er bedurfte. Die Stoffe zu den feinsten Anzügen wurden fuhrenweise vor sein Haus gefahren, um zu Anzügen verarbeitet zu werden, außerdem aber erhielt er ganze Sendungen von fertigen Kleidern, die in den Werkstätten der ersten Schneider in Richmond oder Charlestown gefertigt waren, und sie übertrafen an

Eleganz und Geschmack Alles, was Hopkins in der Art je gesehen hatte.

Da waren Fracks und Beinkleider von den feinsten niederländischen Tuchen. Westen von Cashimir und Sammet. Uniformröcke mit echten Gold- und Silberstickereien; aber — was Mr. Hopkins sich nicht erklären konnte — es waren nicht Uniformen der conföderirten Armee, sondern der Unionisten; dann Schlafröcke von echtem Sammet, Shawls und Mantillen und anderer Damenputz — kurz eine Auswahl von Kleidern, wie sie nur in den elegantesten Läden der luxuriösesten Stadt zu finden sind. Die fertigen Kleider hatte Mr. Hopkins nur aufzubügeln und sauber zu verpacken.

Wer aber war der Besteller aller dieser Schätze? — Das war für Mr. Hopkins auch ein Räthsel. — Die Stoffe, die er selber zu verarbeiten hatte, wurden von Mr. Blackburn geschickt, die fertigen Kleider kamen aus dem Lazareth, und die Rechnungen wurden mit Wechseln von Mr. Sanders bezahlt.

Esther machte sich dadurch nützlich, daß sie ihrem Wirthe half, entweder beim Verpacken oder beim Nähen namentlich an Damen-Garderobe-Artikeln.

Sie saß auch heute in ihrem einfachen, aber sauberen Stübchen und nähte an einer Mantille. Die anstrengende Arbeit und das schlechte Licht hatten ihre Augen geröthet, denn seit man sie am Fenster gesehen hatte, vermied sie es, sich mit ihrer Arbeit nahe an dasselbe zu setzen. So sehr auch die Arbeit ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, so konnte man doch an dem wechselnden Ausdruck ihres Gesichts wahrnehmen, daß ihre Gedanken sich mit etwas anderem als der Näharbeit beschäftigten. Vielleicht dachte sie einen Plan zur Flucht aus, vielleicht grübelte sie nach, für was wohl alle diese Kleider bestimmt wären, und wie es zuging, daß die fertigen Kleider gerade aus dem Lazareth kamen, und weshalb die von Hopkins gefertigten Kleider erst nach dem Lazareth gebracht wurden und dann erst zurückkamen, um verpackt zu werden.

Da störte sie ein Klopfen in ihren Gedanken.

Erschrocken fuhr sie empor, und hielt erbleichend die Arbeit in den zitternden Händen, aber sie antwortete nicht, noch ging sie, die Thür, die inwendig verschlossen war, zu öffnen.

Da wiederholte sich das Klopfen und eine Stimme wurde zugleich hörbar, welche halb unterdrückt durch das Schlüsselloch rief:

„Machen Sie auf, Miß Esther, ich bin's — Scipio."

Der Ausdruck des Schreckens schwand schnell von dem Antlitz des schönen Mädchens, um dem der freudigen Ueberraschung Platz zu machen. Schnell öffnete sie die Thür.

Der Eintretende war derselbe Neger, dessen unsere Geschichte schon zweimal Erwähnung gethan, das erste Mal im Gelbefieber-

Lazareth, das andere Mal im Walde beim nächtlichen Negermeeting, wo er sich das Versehen hatte zu Schulden kommen lassen, Frederic Seward's Frost als ein Symptom des gelben Fiebers zu erklären, und wo er über seine Abenteuer im Lazareth Bericht erstattete.

Scipio grüßte die Quadroone mit großer Ehrerbietung und wollte etwas zu seiner Entschuldigung sagen, daß er sie überrascht habe. Esther ließ ihn aber nicht zu Worte kommen, sondern unterbrach ihn mit der Frage:

„Du hast meinen Bruder gesehen, Scipio?"

„Gesehen und gesprochen," war die Antwort.

„So erzähle geschwinde, wann und wo sahst Du ihn?"

„Vorgestern Nacht. Ich hatte gestern einen freien Tag und darum Zeit mich zur Versammlung zu begeben, welche Ihr Bruder anberaumt hatte."

„Sagtest Du, daß ich hier sei, Scipio?"

„Ich kam leider nicht dazu, Miß. — Mr. Edward kam erst sehr spät und als ich daran war, mit ihm zu sprechen, da setzte uns der kleine Noddy plötzlich in Allarm mit der Nachricht, daß wir entdeckt wären."

„War dem so?"

„Allerdings. Es war eine Anzahl Reiter von der Besatzung des Gefängnisses bei Millen. Die Feuer, welche wir angezündet, hatten uns verrathen."

„Nun, und seid Ihr Alle glücklich entkommen?"

„Versteht sich von selbst," versetzte Scipio spöttisch grinsend. „Die Nigger sind für die Weißen zu schlau — die Feuer wurden schnell ausgelöscht und die Nigger schlüpften in die Gebüsche und verschwanden in der Dunkelheit. Mr. Edward und sein Begleiter schwangen sich auf ihre Pferde und jagten durch die dichtesten und dunkelsten Waldwege davon.

„Edward und sein Begleiter, sagst Du? — Wer war sein Begleiter?"

„Ein junger Gentleman, den wir nicht kennen. Aber Mr. Edward sagte, daß wir ihn schützen sollten und verpflegen wie ihn selbst."

„Ha, wenn meine Hoffnung mich nicht täuschte!" flüsterte Esther. — „Wie sah er aus?" fragte sie hastig den Neger.

„Sehr blaß und sehr leidend, Miß; halb verhungert, dabei fror er, als hätte er einen Anfall vom gelben Fieber."

„Hatte er schöne, sanfte blaue Augen?"

Scipio lächelte.

„Bedenken Sie, Miß, daß es dunkle Nacht war, und daß man Mühe hatte, zu erkennen, daß er überhaupt Augen hatte; welche Farbe sie hatten, das habe ich also nicht sehen können."

„Trug er einen Schnurrbart?“

„Ja, er hatte einen kleinen dunkeln Schnurbart.“

„Und braunes Haar?“

„Und braunes Haar, Miß.“

„So ist er es; ich täusche mich nicht — Gott sei gelobt, daß er gerettet ist. Höre, Scipio,“ fügte sie, aus dem Sinnen, in welchem Sie sich auf einige Minuten verlor, plötzlich auffahrend hinzu. „Ich muß fort von hier, muß zu meinem Bruder. Hilf mir, bester Scipio, Du weißt, daß ich Dich belohnen kann, und wenn ich es nicht kann, so wird es Miß Brown thun.“

Der Neger machte eine abwehrende Bewegung und rieb sich dann mit der flachen Hand die Stirn.

„Was die Belohnung betrifft, so weiß ich, daß Sie Geld haben können, so viel Sie wollen, sobald nur Miß Brown Ihren Aufenthalt kennt; ich will aber kein Geld von Ihnen, wenn ich Ihnen hinaushelfen kann, so thue ich es ohne eine Belohnung zu erwarten, jedoch ich fürchte . . .“

„Was fürchtest Du?“

„Es wird nicht gehen. — Sehen Sie, als Sie hinein kamen, war die Controle noch nicht so streng; außerdem haben sie auch vielmehr auf die Hinausgehenden ein Auge als auf die Hineingehenden.“

„Es muß gehen, Scipio. Besinne Dich.“

Scipio rieb sich noch immer bald die runde Stirn bald seinen schwarzen Wollkopf, aber es ließ sich lange kein gescheuter Einfall dadurch hervorlocken. Endlich dämmerte doch ein Gedanke in ihm auf, was er durch lebhaftes Rollen der Augen und allerlei Grimassen, die unter andern Umständen lächerlich gewesen sein würden, kundgab.

„Nicht wahr, Scipio, es geht?“ rief Esther. „Ich sehe es Deinem Gesichte an, daß Du ein Mittel gefunden hast.“

„Meiner Seel, Miß, ich glaube, ich habe ein Mittel gefunden.“

„Nun? heraus damit, Du siehst, wie ich vor Verlangen brenne, Deinen Plan kennen zu lernen.“

„Wir erwarten dieser Tage wieder eine Sendung Tuch und Kleider. Die Wagen haben ganz geräumige, dicht verschlossene Kasten hinten, wie die Packetbehälter bei Postwagen. Es sind Nigger von Mr. Sanders, welche die Wagen führen, ich werde es einzurichten suchen, daß einer der Kasten unverschlossen bleibt. Sie halten sich draußen in der Nähe der Lustgärten auf. Ich werde mit einem der Nigger sprechen, daß er an der Stelle, die ich Ihnen noch näher bezeichnen muß, still hält, Sie steigen dann hinten hinauf und fahren ungenirt an den Wachen vorbei. Die Wagen nehmen die Richtung nach Sandersford, und der Nigger, der Sie fährt,

wird Ihnen sagen, welchen Weg durch den Wald von Sandersford Sie einzuschlagen haben, um Ihren Bruder zu treffen."

„Bravo, Scipio, das ist eine gute Idee. Wann kommen die Wagen mit den Kleidern?"

„In diesen Tagen, Miß. — Ich sage Ihnen dann noch genauen Bescheid."

„Ich danke, Scipio. — Ah, bleib noch einen Moment," fügte sie hinzu, als Scipio die Thür wieder aufschloß und bereits die Klinke wieder in der Hand hatte. „Ich wollte Dich noch etwas fragen."

„Was, Miß Esther? — Fragen Sie, aber bedenken Sie, daß bald die Besuchsstunde des Dr. Blackburn ist, und da muß ich im Lazareth sein."

„Ich will Dich nicht lange aufhalten, Scipio. Ich wollte Dich nur fragen, ob Du mir vielleicht sagen kannst, was es mit den schönen Kleidern für ein Bewandniß hat, die wir aus dem Lazareth bekommen. Weshalb werden die immer erst nach dem Lazareth gebracht und ebenso die von Hopkins angefertigt werden. Was geschieht dort im Lazareth mit den Kleidern, und welche Bestimmung haben dieselben? Dein Scharfsinn ist sicherlich doch diesem räthselhaften Verfahren bereits auf die Spur gekommen?"

Scipio ließ die Thürklinke, die er bereits gefaßt hatte, wieder los und näherte sich, den Finger an den Lippen, mit wichtiger Miene der jungen Dame.

„Ja, Miß, das habe ich herausgekriegt. Schade, daß ich es nicht schon gestern wußte, ich hätte es dann Mr. Edward gesagt. Aber während meiner Abwesenheit sind erst die Fuhren gekommen."

„Nun, und was hat es für eine Bewandniß?"

„Das will ich Ihnen sagen, Miß," fuhr er in geheimnißvollem Ton fort. „Die Kleider werden in's Zelt No. 11 gebracht, wissen Sie, wo die Todten so lange hingelegt werden bis sie aufgeladen werden."

„Nun ja, aber welchen Zweck kann das haben?"

„Warten Sie, Sie werden es gleich begreifen — da geht Mr. Blackburn hinein, von Niemandem begleitet, es darf ihn auch Niemand stören. Aber ich habe ihn doch belauscht. Was meinen Sie wohl, was er in dem Zelt No. 11 oft stundenlang allein macht?

„Ich habe keine Ahnung."

„Nun, er nimmt eine Lanzette, schneidet damit einem Todten eine Wunde und wischt mit den schönen neuen Kleidern die Flüssigkeit, die aus der Wunde fließt, auf. — Ahnen Sie es nun?"

„Himmel, die Kleider werden vergiftet! — — Nein, nein, das wäre zu scheußlich, Scipio, Du täuschest Dich."

„Ich täusche mich nicht, Miß. — Ich will Ihnen auch sagen,

was mit den Kleidern geschehen wird. Man wird sie nach dem Norden schicken, um dort das gelbe Fieber zu verbreiten. Ich habe gehört, daß vor 8 Tagen ein Herr, der schon mal hier war, zu Mr. Blackburn sagte: er hätte mit den Frauenkleidern, die vergiftet wären, einen Versuch zu Elmira angestellt und der wäre geglückt."

„Unglaublich, Scipio, wer war dieses Scheusal?"

Esther stieß, als sie diese Worte kaum gesprochen, einen Schrei aus, denn ohne anzuklopfen, war zu ihrer größten Bestürzung ein Mann zu der von Scipio offen gelassenen Thür hinein getreten, den sie nur zu wohl kannte. Der Neger wandte sich schnell nach dem Gegenstande von Esthers Ueberraschung um und blickte in Atzerott's höhnisches Gesicht, was ihn indessen nicht im Mindesten frappirte, denn ganz gelassen beantwortete er die letzte Frage des jungen Mädchens mit den Worten:

„Dieser hier war es."

„Hinaus, schwarzer Teufel," sagte Atzerott mit einem Seitenblick, der Verachtung und Ekel ausdrücken sollte. — „Hinaus, ich habe mit der Miß ein Wort unter vier Augen zu reden."

Esther gehörte nicht zu den Naturen, die sich durch einen jähen Schreck oder die Gegenwart einer Gefahr sofort zu Boden werfen lassen. Gerade der entscheidende Moment spannte die Energie ihres Willens und die Festigkeit ihres Charakters zu doppelter Stärke an und waffnete sie mit dem Muthe, der Gefahr zu begegnen. Sie erholte sich auch jetzt von ihrem Schrecken schnell und trat dem Eindringling festen Schrittes und finstern Blickes entgegen:

„Was wollen Sie, Sir?" fragte sie in strengem Tone. — „Wie können Sie wagen, ohne Aufforderung in das Zimmer eines Mädchens zu treten? — Kennen Sie so wenig die guten Sitten?"

„Papperlapapp. Ereifern Sie sich nicht, schöne Miß," entgegnete er höhnisch. „Oder wissen Sie nicht, was Ihrer jetzt wartet, da ich Sie gesehen?"

„Ich weiß, daß Sie zu allem Schlechten, auch zu feiger Angeberei fähig sind. — Gehen Sie hinaus und thun Sie, was Ihre niedrige Denkungsweise Sie thun heißt."

Sie imponirte durch ihre Festigkeit offenbar dem rohen Gesellen. Er hatte geglaubt, sie durch sein Erscheinen in Angst und Verzweiflung zu versetzen, und hatte gemeint, daß sie auf den Knien ihn anflehen werde, sie nicht zu verrathen, allein, daß sie ihn hinauswerfen werde, wie einen in Ungnade gefallenen Knecht, das war ihm überraschend und in einem bedeutend herabgestimmten Tone fuhr er fort:

„Sie scheinen mich für Ihren Feind zu halten, Miß Esther, allein ich komme in nichts weniger als feindlicher Absicht. Ich hatte vielmehr den besten Willen, Ihnen meinen Schutz anzubieten

und Sie in Sicherheit zu bringen, wohin Sie gebracht zu sein wünschen. Sie hätten mich nur erst anhören sollen, ehe Sie mich so anfuhren."

Der höflich freundliche Ton, den er annahm und der Inhalt seiner Worte machten sie einen Augenblick stutzig. Sollte sie ihm doch Unrecht gethan haben?... Sollte er wirklich in der wohlwollenden Absicht gekommen sein, die er vorgab? — In ihrem Herzen bat sie ihn schon um Verzeihung für ihre Härte. — Zu fürchten hatte sie von ihm nichts, denn wie schon ihr Wirth ihr gesagt, würde sich sobald Keiner herwagen nach Leesburg, um sie abzuholen, und bis zum Ende der Seuche war noch lange hin, bis dahin war sie schon mit Scipio's Hilfe in Sicherheit; doch aber gebot ihr die Klugheit, eine ihr so uneigennützig angebotene Hilfe, und eine so wirksame Hilfe, wie dieser Mann sie zu gewähren im Stande war, wenn sie aufrichtig gemeint war, nicht von der Hand zu weisen.

Sie beschloß daher vor allen Dingen, sich zu überzeugen, ob seine Worte Wahrheit seien. Zwar nicht mit Härte, aber doch mit Ernst und halb mißtrauischem Blicke that sie die Frage:

„Und was hat Sie bewogen, mir diese Hilfe anzubieten, Mr. Atzerott? Nach Allem, was ich von Ihnen gesehen und gehört habe, müssen mich Ihre Worte befremden."

„Mich leitet nichts, als meine Verehrung für Sie, Miß Esther."

„Und worin wird die Hilfe und der Schutz bestehen, die Sie versprechen?"

„Sie werden begreiflich finden, daß ich so etwas nur Ihnen allein sagen kann. Schicken Sie Ihren schwarzen „Kollegen"" — er betonte sarkastisch das Wort — „hinaus und ich bin bereit, Ihnen eine völlig befriedigende Antwort zu geben."

Esther gab dem Neger einen Wink, der diesen nicht nur bedeutete, sie allein zu lassen, sondern ihn zugleich ersuchte, sich nicht zu weit von der Thür zu entfernen. Scipio nickte zum Zeichen, daß er den ganzen Inhalt dieses Winkes verstanden habe, und ging zur Thür hinaus, legte aber vorsichtig das Ohr an's Schlüsselloch.

„Nun sprechen Sie, Sir, worin soll Ihre Hilfe bestehen?" fragte Esther.

„Darin, Miß, daß ich Ihnen diesen Paß hier einhändige, der auf den Namen der Miß Surratt lautet, und es wird Ihnen freistehen, auf denselben zu reisen, wohin Sie wollen."

„Gut, ich nehme das Anerbieten an. Geben Sie her."

Esther streckte schon die Hand nach dem Papiere aus, welches Atzerott in der Hand hielt. Dieser aber zog seine Hand zurück.

„Das ist dasjenige, was ich zu leisten im Stande bin," sagte er



R. Lee, Oberbefehlshaber der conföderirten Armee.

mit rohem Lachen. „Nun lassen Sie erst hören, welche Gegenleistung Sie mir bieten."

„Gegenleistung?" wiederholte Esther, und ihre Stirn umwölkte sich wieder. — „Was Sie fordern, jede Summe wird Ihnen Miß Brown in Richmond zahlen."

„Ich sprach nicht von Miß Brown, sondern von Ihnen, — welche Gegenleistung bieten Sie mir? Sie werden zugeben, daß der Preis für diese Gefälligkeit kein geringer sein darf."

„Was für einen Preis könnten Sie von mir verlangen?"

„Oh, Sie wollen mich nicht verstehen," lächelte Atzerott und recitirte aus einem gemeinen Liede die Verse:

„Du fragst, mein holdes Liebchen,
Was meiner Lieb' Begehr?
Wie kannst Du da noch fragen? —
Ein Kuß und noch was mehr!"

Er hatte sich während dessen dem jungen Mädchen genähert, sein Auge funkelte in thierischer Lüsternheit, und er versuchte, ihre Taille zu umfassen.

„Zurück, widerliches Ungeheuer!" rief Esther ihn von sich stoßend. „Also darauf läuft Ihre Absicht hinaus? — Was ließ sich wohl anderes von Ihnen erwarten?!"

„Sie wollen nicht, holdes Schätzchen? — Sie wollen die Spröde spielen? Oh, hüten Sie sich. Sie wissen, es kostet mir ein Wort, so vergeht keine Woche, und Sie sind wieder wohlbehalten unter Mr. Breckenridge's Dach und erfreuen sich des Nachgefühls der neunschwänzigen Katze.

„Ich habe Ihnen gesagt, thun Sie, was Sie wollen. Und hätte ich die Wahl, mich auch nur von Ihnen berühren zu lassen oder auf der Folter zu sterben, ich würde das Letztere wählen. Zurück! sage ich, oder ich stoße Sie hinaus wie einen Hund."

„Hollah, mein Täubchen," spottete Atzerott. „Sträube Dich nicht. — Was Du mir jetzt verweigerst, Du Niggerbastard, das wird mir sicher als Vergünstigung zu Theil, wenn Du erst Mr. Tucker's Maitresse bist, und daß Du das wirst, besiegele ich mit diesem Kuß!"

Er stürzte auf sie zu und wollte sie gewaltsam in seine Arme schließen — eine schallende Ohrfeige strafte den frechen Angreifer.

Dies schien das Signal für Scipio zu sein, denn in demselben Augenblicke öffnete er die Thür, und noch ehe Atzerott einen zweiten Angriff ausführen konnte, stand der Neger zwischen ihm und Esther.

„Weg da!" schrie Atzerott in Wuth gesetzt, „oder ich erwürge Dich!"

„Kommen Sie mir nicht nahe, Massah!" warnte ihn Scipio. „Es wäre gefährlich."

„Weg da, sage ich, daß ich die Dirne züchtige, die Niggerin, die es wagt, ihre Hand an den zu legen, der sie zertreten kann wie einen Wurm."

„Und ich sage Ihnen, bleiben Sie da, es wäre sonst gefährlich," wiederholte Scipio.

Die Aufregung hatte Esther so erschöpft, daß sie auf einen Stuhl sank und ihre Hand auf die krampfhaft keuchende Brust drücken mußte, gleichsam um den Sturm zu hemmen, der in ihr tobte. Scipio hatte sich vor sie hingestellt und streckte Atzerott beide Arme entgegen.

„Ich sage Ihnen zum dritten Male, Sir," sagte er sehr gelassen, aber mit anscheinend großem Ernste, „es wäre gefährlich für Sie, wenn Sie sich mir zu nahen wagten."

„Du mir gefährlich?" höhnte Atzerott und stieß mit dem Fuße nach dem Schwarzen.

Scipio ergriff mit Gewandtheit und Geistesgegenwart den Fuß und hielt ihn fest, wodurch Atzerott gezwungen war, in einer höchst lächerlichen Weise zu balanciren, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, während seine Wuth zugleich den äußerßen Gipfel erreichte. Mit der größten Ruhe blickte Scipio dem Wüthenden in's Gesicht und sagte grinsend:

„Herr, wenn Sie noch einmal stoßen, oder es wagen, dieser Dame auch nur einen Schritt näher zu kommen, so ist es um Ihr Leben geschehen. Sie wissen, ich bin Krankenwärter im Lazareth drüben, in diesen Kleidern trage ich gewöhnlich die Todten fort. Ich brauche Sie also blos einmal herzhaft zu umarmen, und Sie haben das gelbe Fieber weg."

Damit ließ er das Bein los. Seine Rede hatte auf Atzerott einen solchen Eindruck gemacht, daß dieser entsetzt einen Schritt zurücktrat. Scipio that einen Schritt vorwärts. Wüthend holte Atzerott mit der Faust nach ihm aus. Scipio aber breitete kaltblütig seine Arme aus, als ob er ihn in dieselben zu schließen beabsichtige. Das wirkte wieder; Atzerott ging abermals einen Schritt zurück und Scipio einen Schritt vorwärts.

So ging es bis zur Thür. Atzerott's Furcht vor dem gelben Fieber war größer als seine Wuth. Mit einem gräßlichen Fluche und dem Schwur, sich zu rächen, schlug er die Thür hinter sich zu.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Das geheimnißvolle Haus.

Die Begegnung mit Atzerott hatte Esther nicht sehr beunruhigt, da sie sicher war, daß sie von ihm nichts zu befürchten habe; wohl aber nahm etwas Anderes ihr Interesse außerordentlich in Anspruch, nämlich die Verwendung der Kleider, welche Mr. Hopkins anzufertigen oder zu verpacken hatte. Die Andeutungen, welche Scipio darüber gemacht hatte, erfüllten sie mit Grauen.

„Aber es soll ihnen nicht glücken," dachte sie bei sich. „Ich werde diesen wie ihre übrigen teuflischen Pläne durchkreuzen."

Um das zu bewerkstelligen, hatte sie ein einfaches Mittel gefunden, sie nähte nämlich in jedes fertige Stück, an einer Stelle, die wenig in die Augen fiel, ein ☩, ähnlich wie sie es als Warnungszeichen auf den Etiquetten von Flaschen gesehen hatte, welche Gift enthielten. Bei Röcken und Frauenkleidern befand sich dies Kreuz in der inneren Seite des Aermels, bei den übrigen Kleidern an einer eben so wenig auffallenden Stelle. Ihre Absicht dabei war, die Regierung der Union auf diesen Anschlag auf irgend eine Weise aufmerksam zu machen und die Behörden in Stand zu setzen, unter den importirten Kleidungsstücken sofort die vergifteten heraus zu erkennen.

So vergingen mehrere Tage, in welchen sie auf die Nachricht von Scipio harrte, daß die Zeit ihrer Flucht gekommen sei. Diese Nachricht brachte Scipio vier Tage nach der Begegnung mit Atzerott. Er erzählte, daß heute zwei Wagen mit Tuchen angekommen seien, und daß dieselben diesen Abend wieder abfahren würden. Den einen dieser Wagen führte Joë, ein Neger des Mr. Sanders, mit dem er gut befreundet sei. Er hätte auch mit demselben bereits wegen ihrer Flucht Rücksprache genommen.

„Sie müssen sich also," fuhr er fort, „heute Abend um 7 Uhr neben den Gärten vor dem Fairfax-Thor aufhalten. Von der Straße aus führt ein schmaler Gang zwischen den Gärten hindurch, der von jeder Seite durch hohe Bretterzäune abgegrenzt ist. An der Ecke dieses Ganges wird Joë anhalten, als ob etwas am Geschirr der Pferde in Unordnung sei. Sie treten dann aus dem Gange hervor und schlüpfen hinten in den Wagen hinein, dessen Thüren nicht verschlossen sind. Sie können die Wagen leicht erkennen, es sind, wie ich Ihnen schon gesagt, geräumige Kasten, wie man sie gewöhnlich bei Packetwagen hat, der eine von ihnen ist blau lackirt,

der andere braun. Dieser letztere ist derjenige, der von Joë geführt wird."

Esther versprach, den Anordnungen pünktlich Folge zu leisten und überließ sich, als Scipio sich entfernt hatte, ganz der Freude über ihr baldiges Wiedersehen mit ihrem Bruder und mit — ihm, dessen Namen sie nicht wußte, dessen Bild sich aber unauslöschlich ihrem Herzen eingeprägt hatte.

Ihre Reisevorbereitungen erforderten wenig Zeit, ihre Hauptsorge bestand nur darin, ihrem Wirth mitzutheilen, was sie über den Zweck der Kleidungsstücke vermuthete, um ihn zu veranlassen, das Geschäft der Kennzeichnung dieser verderbenbringenden Anzüge selbst zu besorgen.

Mr. Hopkins war ganz versteinert, als er das hörte, und ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, versprach er, in jedes Stück das bedeutungsvolle ✝ hineinnähen zu wollen. Mit innigem Danke nahm Esther darauf von ihren gütigen Wirthsleuten Abschied und stellte sich pünktlich zur verabredeten Zeit in dem Gange zwischen den Gärten ein.

Sie hatte dort noch keine Viertelstunde gewartet, als sie mehrere Wagen ankammen sah.

Der erste war eine offene Chaise, in welcher außer dem Kutscher drei Männer saßen. Der Eine von ihnen saß tief in die Ecke gedrückt und schien zu schlafen. Von seinem Gesicht war Nichts zu sehen. Die beiden Andern, von denen Einer auf dem Rücksitz saß, waren in lebhaftem Gespräch begriffen. In einem von diesen erkannte sie William, den Vogt des Mr. Sanders, den sie mehrfach in White-House gesehen hatte. Derjenige, mit dem er sprach, schien ebenfalls ein Vogt oder Verwalter zu sein, doch erkannte sie ihn nicht.

Hinter der Chaise fuhren in einiger Entfernung zwei Wagen, so wie Scipio sie ihr beschrieben hatte, zuerst ein blauer Packetwagen, dann ein brauner.

Der Führer des letzteren war ein Neger von schlauem Aussehen.

Er schien überall umherzuspähen, ob er nicht Jemanden bemerke, und kaum war sein Blick auf das im Gange stehende Mädchen gefallen, so hielt er die Pferde an, sprang vom Kutschersitz herab und stellte sich, als ob er an dem Geschirr der Pferde eine Schnalle befestigte.

„Steigen Sie schnell ein, es ist offen," flüsterte er ihr zu. „Am Walde von Sandersford werde ich anhalten und Sie aussteigen lassen."

Esther folgte dem Winke. Die Thüren waren nur angelehnt. Sie schlüpfte hinein und zog die Thüren hinter sich zu. Auf einer der leeren Kisten fand sie einen den Umständen nach ziemlich bequemen Sitz.

Nach etwa zwei Stunden hielt der Wagen an. Aus dem Rufen der Kutscher nach dem Hausknecht und aus dem Lärmen von mehreren Stimmen, den Zurufen der Fuhrleute an die Pferde, dem Klappern von Eimern und ähnlichen Kennzeichen schloß sie, daß es ein Gasthaus sei, vor welchem man den Pferden Futter gäbe.

Sie wartete in peinlicher Angst wohl eine halbe Stunde. War es nicht leicht möglich, daß der Sklavenvogt, welcher mitgeschickt war, die Wagen zu beaufsichtigen, auf den Gedanken kam, sich zu überzeugen, ob dieselben auch verschlossen seien? Zwar war der Wagen, in dem sie sich befand, leer, es konnte nichts daraus verloren gehen, aber war es nicht möglich, daß man irgend etwas hineinlegte?

Sie machte in ihrem Herzen Scipio Vorwürfe, daß er das Alles nicht bedacht habe. Vielleicht hätte sie, auf diese Gefahr aufmerksam gemacht, ihre Flucht ganz aufgegeben oder auf andere Weise versucht. Die Minuten wurden ihr zu Stunden. Die zweite halbe Stunde verging, da zu ihrer Freude fühlte sie an dem Schwanken des Kastens, daß Jemand auf den Bock stieg. Sie hörte, wie der Hausknecht die Krippe wegnahm, aus welcher die Pferde gefressen hatten, sie hörte, wie der Fuhrmann auf seinem Sitz sich zurecht rückte, und wie er Flüche vor sich hinmurmelte, daß in dem Wirthshause der Wein sauer und der Taback schlecht sei; sie hörte das ungeduldige Stampfen der muthigen Pferde, die eben so ungeduldig der Weiterreise harten, wie sie selber. Das Zeichen ward endlich durch ein Schnalzen mit der Zunge gegeben.

Der Wagen setzte sich in Bewegung und Esther athmete auf.

Aber nicht weiter als zehn Schritte waren sie gefahren, da hörte sie eine Stimme dem Kutscher zurufen:

„Halt noch einen Augenblick!"

Der Fuhrmann gehorchte. Esthers Herz schlug fast hörbar. Schwere Fußtritte dröhnten auf dem Steinpflaster vor dem Gasthause, sie näherten sich dem Wagen.

Bevor wir über das Schicksal der schönen Quadroone weiter berichten, haben wir nachzuholen, was Atzerott während der Zeit begann, daß sie der süßen Hoffnung sich hingab, ihm und seiner Rache glücklich zu entkommen.

Atzerott hatte die vier Tage, welche verstrichen waren, seit der Zeit, da er die Demüthigung von Seiten des jungen Mädchens erfahren, vortrefflich benutzt.

Als er damals mit der Drohung, sich zu rächen, Esther's Zimmer verließ, begab er sich ohne Zögern auf die Reise, und zwar direkt nach White-House, hier erfuhr er jedoch von Mr. Breckenridge, daß er Esther freigelassen habe und es ihr also freistehe, sich aufzuhalten, wo sie wolle.

Das war eine Neuigkeit, die Mr. Atzerott sehr verdroß, allein ihm kam bald eine Idee, die ihm noch besser gefiel, als die Auslieferung Esther's an ihren Herrn. Er wußte, wie viel Mr. Tucker an ihrem Besitz gelegen, und mit welcher Lüsternheit er stets nach ihren Reizen Verlangen getragen hatte.

Mr. Tucker hielt sich meist in Richmond auf; er besaß dort, wie schon erwähnt, in dem aristokratischen Stadttheil Springhill, und zwar in der Yorktown-Street, ein Palais, und zwar, wie wir ebenfalls bereits mittheilten, in der Nähe von dem Palais des Mr. Berkley, hinter welchem sich das „Ritterhaus“ befand.

Hinter jedem der Häuser in der Yorktownstraße lagen große Gärten, die zum Theil zu Zier- und Blumengärten umgestaltet, theils dicht bewachsene Parks waren, mit hohen Bäumen und dunklen Laubgängen.

Von der letzten Art war auch der Garten, der sich an Mr. Tucker's Palais schloß. Derselbe hatte indessen einen besonderen Vorzug, welchen die meisten der übrigen Gärten entbehrten. Dort nämlich, wo das Gebüsch am dichtesten war und eine vollständige Wildniß bildete, erhob sich ein kleiner Hügel, bis oben hinauf dicht bepflanzt. Das Plateau dieses Hügels umkränzte ein undurchdringliches Gehege von Tannen und anderem Nadelholz. Es war nicht möglich, selbst wenn man sich durch die Wildniß bis zum Gipfel des Hügels Bahn gebrochen hatte, durch die dunklen Nadelbäume, die außerdem noch von allerlei Schlingpflanzen durchwebt waren, hindurch zu sehen, wie es auf dem Plateau aussah.

Dies Plateau war ein freier runder Platz von etwa 50 bis 60 Fuß Durchmesser. In der Mitte desselben erhob sich ein allerliebstes Gartenhaus im Schweizerstyl, um dasselbe herum aber war eine bis zur obersten Fensterreihe hinaufreichende Mauer gezogen, so daß vom ganzen Platz nur ein schmaler Weg übrig blieb, der zwischen dem Tannengehege und der Mauer sich herumzog. Es mochten Viele den Park besucht haben, ohne von diesem Gartenhause auch nur eine Ahnung zu haben, denn zu sehen war es von außen nicht, und sich durch das Dorngesträuch den Hügel hinauf und dann durch das Tannengehege und die Schlinggewächse auf das Plateau zu arbeiten, fiel Keinem ein, wenn es überhaupt möglich war.

Aber gesetzt auch, es wäre Jemand gelungen, auf den Hügel zu kommen, was hätte er gesehen? Eine kreisrunde hohe Mauer und darüber hervorragend das Dach eines Schweizerhauses. Was

aber in jenem Hause vorging, und ob es überhaupt bewohnt war, das mußte Jedem ein Geheimniß bleiben, denn die steile Mauer zu erklimmen, war rein unmöglich und — dies war das Merkwürdigste — die Mauer hatte gar nicht einmal ein Thor oder auch nur eine Pforte, und es war unbegreiflich, auf welche Weise man zu dem Hause gelangte.

Allein diese Betrachtungen hatte wohl noch Niemand angestellt, da Niemand von der Existenz des Hauses eine Ahnung hatte, außer denen, die in das Geheimniß eingeweiht waren, und diese Personen waren Mr. Tucker, dessen Haushofmeister Mr. O'Brien und eine alte Mulattin, von welcher später die Rede sein wird. Tucker hatte jenem Hause den Namen „Venusschloß" gegeben. Dasselbe war für die ganze übrige Dienerschaft ein Geheimniß, denn wenn es aus dem angegebenen Grunde überhaupt schon unmöglich war, es zu entdecken, so hatte Mr. Tucker doch aus besonderer Vorsicht die Anordnung getroffen, daß seine Dienerschaft nicht weiter in den Park hineingehen durfte, als bis zu einem hohen Stacketenzaun, der denselben da abgrenzte, wo die Wildniß des hinteren Theils des Gartens begann. Zu der Thür, hinter welcher ein sehr schmaler Weg sich in's Gebüsch hineinschlängelte, hatten nur die drei Personen, welche um das Geheimniß wußten, einen Schlüssel. — —

Nachdem wir diese Beschreibung vorausgeschickt, kehren wir zu Mr. Atzerott zurück, dessen Wagen eben vor dem Palais des Mr. Tucker anhielt.

„Ist Mr. O'Brien zu sprechen?" fragte er den Portier, der mit gravitätischer Miene ihm öffnete und ihn mit Blicken maß, die für jeden Andern beleidigend gewesen wären, die aber dieser Mensch, in dem die niedrigsten Leidenschaften jedes Gefühl erstickt hatten, nicht empfand, vielmehr wiederholte er seine Frage, als der Gravitätische nicht sogleich antwortete mit der verbindlichsten Höflichkeit.

„Mr. O'Brien," entgegnete der Portier „hat jetzt gerade Sprechstunde; aber ich zweifle, ob er Sie vorlassen wird, es sind bereits zu Viele da."

„Oh, das thut nichts, werther Freund," antwortete Atzerott. „Mr. O'Brien wird mich schon vorlassen."

Die Zimmer des Haushofmeisters lagen im Parterre nach hinten hinaus. Die Vorzimmer waren mit Pächtern, Lieferanten und Ouvriers angefüllt, welche alle auf eine Audienz bei der hochwichtigen Person Mr. O'Brien's warteten. Einer suchte sich vor den Andern zu drängen, um der Thür, hinter welcher sich der Herr befand, zunächst zu sein. Aber Stunden waren bereits verflossen, und die Thür öffnete sich nicht, nicht einmal ein Bedienter ließ sich sehen, um die Harrenden anzumelden.

Diese Aussicht war für Mr. Atzerott trostlos genug, aber er

gab die Hoffnung nicht auf. Er drängte sich nicht vor, sondern blieb ruhig an der Eingangsthür, bis sich ein Jockey sehen ließ, dem er etwas in's Ohr flüsterte.

Der Jockey nickte bejahend und machte sich Bahn durch die Menge nach der Thür zu Mr. O'Brien's Zimmer.

„Mich zuerst, Sir!" riefen Alle durcheinander. „Ich warte schon eine Stunde," klagte Einer. „Das ist noch gar nichts," sagte ein Anderer, „ich warte schon anderthalb Stunden." — „Lächerlich," unterbrach diesen ein Dritter, „ich bin schon zum vierten Male hier, ohne vorgelassen zu werden." —

Der Jockey achtete all dieser Zurufe nicht, sondern öffnete leise die Thür, aber nur gerade so weit, als erforderlich war, seine schmächtige Figur hindurch zu lassen.

Alle reckten die Hälse, um zu sehen, welches wichtige Geschäft Mr. O'Brien bewegen möchte, sie so lange warten zu lassen, und ein Gemurmel des Unwillens entstand, als Einige sahen, daß der Haushofmeister ganz allein sei und gemächlich sich in seinem Lehnstuhl wiegte und sich die Zähne stocherte.

Der Jockey öffnete nach wenigen Sekunden die Thür wieder, und Alles horchte gespannt, wer zuerst gerufen werden würde. Der, welcher heute zum vierten Male vergebens auf Audienz wartete, trat bereits mit großer Energie vor, da er glaubte, ihm müsse unstreitig der Vorzug werden. Wie stand er aber betroffen da, als der Jockey rief:

„Mr. Atzerott!"

Der noch immer hinten an der Thür lehnende Atzerott trat schnell vor.

„Das ist eine Bevorzugung!" riefen Alle. „Der Herr ist zuletzt gekommen und wartet kaum fünf Minuten."

Aber was half das Murren. Mr. Atzerott war bereits hinein, und die Thür schloß sich hinter ihm.

Mr. O'Brien saß, den Rücken nach der Thür gekehrt, auf seinem Schaukelstuhl und schaute gemächlich zum Fenster hinaus, während er ruhig fortfuhr, in seinen Zähnen zu stochern. Ohne sich nach dem Eintretenden umzusehen, that er in ziemlich gleichgiltigem Tone die Frage:

„Was wünschen Sie?"

„Eine Unterredung mit Ihnen, Sir," antwortete Atzerott, ein wenig verstimmt durch den hochmüthigen Empfang, ohne aber diese Verstimmung merken zu lassen, denn er wußte sehr wohl, daß, wenn er bei Mr. Tucker etwas durchsetzen wollte, er sich die Gewogenheit des Haushofmeisters vor allen Dingen zu erhalten suchen müsse. Er fügte, um die Härte, die in seiner Entgegnung lag ein wenig zu

mildern, hinzu: „Wenn Sie indessen beschäftigt sind, so kann ich ja ein ander Mal wiederkommen.“

Mr. O'Brien war ein geborner Irländer und verläugnete seine Abstammung weder in seinem Aeußern noch in seinem Charakter. Er war, wie fast alle Irländer, untersetzt und etwas zur Wohlbeleibtheit geneigt. Seine kleinen grauen Augen verriethen ganz die Schlauheit und Tücke aller seiner Landsleute, und auf der niedrigen Stirn, die das bereits ergrauende spärliche Haar zum Theil bedeckte, standen alle jene niedrigen Leidenschaften geschrieben, die dem verkommenen Theil seiner Landsleute eigen zu sein pflegt.

Er erwiderte auf Atzerotts Antwort nichts, sondern fuhr eine Weile fort, sich mit großer Sorgfalt die Zähne zu stochern.

„Schließen Sie die Thür,“ sagte er dann zu ihm.

Atzerott that es.

„Treten Sie hierher,“ fuhr er fort; „da setzen Sie sich, daß ich Sie sehen kann“ — er deutete auf einen ihm gegenüberstehenden Stuhl.

Atzerott folgte auch diesem Wink und nahm Platz.

„Sie verkaufen zuweilen etwas,“ begann er nach einer Pause, nach einem Witz suchend, der sich nicht einstellen wollte — „etwas wie — ja beim Teufel, Sie verkaufen etwas — Sie werden mich schon verstehen.“

Atzerott fing gutmüthig an zu lächeln.

„Sehr scherzhaft, was Sie zu sagen belieben, Sir. Die Sache ist allerdings die, daß ich dergleichen verkaufe. — Schon vor einigen Jahren hatte ich das Vergnügen, mit Ihnen in Geschäftsverbindung zu treten, und habe nachträglich erfahren, daß meine Waare Mr. Tucker ausnehmend befriedigt hat.“

„Hm, ja — ich weiß. Aber jetzt kommen Sie zur unrechten Zeit, Sir. Mr. Tucker trägt augenblicklich kein Verlangen nach der Art Waare.“

„Ist's möglich?“

„Es ist so — sein Geschäft als Armeelieferant — die Politik — die Werbungen, das Alles sind Dinge, die ihn von seinen früheren Leidenschaften abziehen.“

„So müßte man nur einen Magnet finden, der stark genug ist, ihn wieder zu seinen Leidenschaften zurückzuziehen;“ bemerkte Atzerott mit einem schlauen Blick auf den Haushofmeister.

Mr. O'Brien nickte beistimmend.

„Ja, da haben Sie recht. Der Weg, den Mr. Tucker gegenwärtig einschlägt, gefällt mir nicht. — Ewiges Rechnung-Ablegen, Controliren, Inspiciren; über jede Ausgabe sind Quittungen, daß der leichtfertigste Mensch bis auf den Cent seine Ausgaben nachrechnen

kann — das Alles gefällt mir nicht, Mr. . . . Wie heißen Sie gleich?"

„Atzerott."

„Ich sage, das Alles gefällt mir nicht, Mr. Ratzero."

„Atzerott, wenn es Ihnen beliebt. — Nun, da sehe ich nicht ein, daß ich ungelegen komme, das Mädchen ist ein Engel . . ."

„Pah!" unterbrach ihn der Haushofmeister. „Ein Engel, was heißt das? Wenn sie meinen Herrn reizen soll, so muß sie ein Ausbund von Jugend und Schönheit sein, Mr. Rotzeratt."

„Atzerott, wenns gefällig ist. — Diejenige, welche ich habe, ist in der That ein Ausbund von Jugend und Schönheit."

„Wie alt?"

„Neunzehn."

„Weiße oder Farbige?"

„Quadroone, und zwar eine Freigelassene."

„Das ist sehr fatal, das ist ein Hinderniß, Mr. Hotzera."

„Atzerott, wenns beliebt. — Das ist kein Hinderniß, Mr. O'Brien, denn sie ist ohne allen Anhang. Es wird sie Niemand vermissen, wenn sie eines Tages spurlos verschwunden ist. Was aber den Punkt betrifft, ob sie Ihrem Herrn gefällt, so weiß ich aus bester Quelle, daß Ihr Herr 3000 Dollars für das Mädchen geboten hat, als sie noch Sklavin von Mr. Breckenridge war."

„Ah, die ist es? das ist was Anderes. Ja, mit der könnte man einen Versuch machen, die wäre wohl im Stande, meinen Herrn aus seiner Blasirtheit gegen das schöne Geschlecht aufzuwecken. Also Sie kennen ihren Aufenthalt?"

„Ich kenne ihren Aufenthalt und übernehme auch die Verpflichtung, sie wohlbehalten hier abzuliefern."

„Wo ist sie denn?"

„Das gehört mit zu meiner Waare, Sir. Wenn ich ihren Aufenthalt verriethe, so hätte ich den größten Theil des Geheimnisses aus der Hand gegeben."

„Nun, und was verlangen Sie, für Ihr Geheimniß und die Verpflichtung, das Mädchen hier abzuliefern, Mr. Ratz . . . Ochs . . .?"

„Atzerott, wenns beliebt, Sir. — Ich denke, da Mr. Tucker damals 3000 Dollars bot, so ist es durchaus nicht viel, wenn ich jetzt wenigstens dreihundert beanspruche."

„Dreihundert Dollars! — Mann, wo denken Sie hin? Dreihundert Dollars blos dafür, daß Sie den Aufenthalt von — blos für ein Wort?"

„Und das Herbringen, Sir."

Mr. O'Brien durchschritt einige Male das Zimmer, dann begann er von Neuem, in etwas gemäßigtem Tone:

„Ich will Ihnen etwas sagen. Sie wissen, daß ich auch leben

will. Was soll ich verdienen, wenn ich Ihnen dreihundert Dollars gebe? — Ich werde Ihnen zweihundert geben, nicht einen Cent darüber. Genügt Ihnen das?"

„Gut, ich willige ein, aber nur weil ich hoffe, mit Ihnen noch öfter Geschäfte zu machen, sonst wäre die Waare rein weggeworfen für den Preis."

Mr. O'Brien trat an sein Pult, langte ein Packet Greenbacks*) hervor und zählte die 200 Dollars vor Atzerott auf.

Dieser zählte erst bedächtig das Geld, ehe er es in seine Tasche verschwinden ließ.

„Nun also, wo ist sie?" fragte der Haushofmeister.

„Miß Esther Brown," sagte Atzerott langsam, als ob er es Jemand in die Feder dictirte, „ist in Leesburg."

„In Leesburg?" wiederholte entrüstet O'Brien. „In dem Pestwinkel? — Da wird sie sterben und das Geld ist weggeworfen!"

„Fürchten Sie nichts," beruhigte ihn Atzerott. „Vergessen Sie nicht, daß Nigger und die von Niggern abstammen, nicht vom gelben Fieber befallen werden. Ich liefere sie Ihnen bei der nächsten Gelegenheit wohlbehalten hier ab. Ich habe dort einen Spion, der jede ihrer Bewegungen überwacht, so daß sie mir nicht entschlüpfen kann. Zu meiner Hilfe und Unterstützung bitte ich nur, mir einen der Vögte Mr. Tucker's nach Leesburg mit zu schicken."

Als Mr. Atzerott sich entfernt hatte, klingelte O'Brien dem Diener, den Harrenden im Vorzimmer anzukündigen, daß er heute keine Audienz mehr ertheile.

---

*) Wörtlich: „Grünbacke" — ist die Bezeichnung für „Kassenanweisungen", deren eine Seite grün ist.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Ein alter Freund.

Nachdem Mr. Atzerott das Geschäft soweit abgemacht, begab er sich, begleitet von Tucker's Vogt nach Leesburg zurück. Er traf dort gerade mit den Wagen ein, welche Mr. Sanders mit Zeug beladen dorthin geschickt hatte. Inzwischen hatte er, wie er bereits dem Haushofmeister mitgetheilt, das Haus, in welchem Esther wohnte, sorgfältig bewachen lassen. Er hatte dazu einen Neger bestochen, der seine Aufgabe auch zur größten Zufriedenheit Atzerott's gelös't.

Er hatte den ganzen Plan der Flucht in Erfahrung gebracht und Atzerott denselben mitgetheilt, der seinerseits schleunigst die weiteren Maßregeln traf. Als die Wagen abgeladen und die Waaren in das Zelt Nr. 11 gebracht waren, meldete Scipio dies dem Aufseher, Mr. William, der zur Beaufsichtigung von Sanders mitgeschickt war. Mr. William überzeugte sich, daß die Wagen leer seien, gab Scipio den Schlüssel und befahl ihm, die Wagenthüren zu verschließen. Wir wissen bereits, daß Scipio den Befehl nur in Bezug auf die Thüren des blauen Wagens ausführte, die des braunen Wagens aber nur anlehnte.

Wir wissen auch bereits, mit welchem Erfolge der Plan Scipio's ausgeführt ward. — Atzerott, der mit dem Vogt und Mr. William in der Chaise saß, hatte, obwohl er sich schlafend stellte und das Gesicht abgewandt, Esther in dem Gange zwischen den Gärten sehr wohl bemerkt, und triumphirend er zu sich selbst sagte!

„Jetzt bist Du in meine Falle gegangen, und zwar in eine Falle, aus welcher ein so schöner Vogel wie Du, nur herauskommt, nachdem er seine schönsten Federn verloren."

Er hatte bereits Mr. William mitgetheilt, daß er den braunen Wagen nach Richmond schicken solle, da Mr. Tucker denselben benutzen wolle, um Militair-Effekten, die in Richmond gefertigt seien, mit demselben nach Petersbourg zu schicken. William hatte darin gern gewilligt, denn er wußte, daß Mr. Sanders gegen diese Gefälligkeit nichts einwenden werde.

Während auf der Station die Neger beschäftigt waren, die Pferde zu füttern, saßen Atzerott, der Vogt und der alte William in der Gaststube bei einer Flasche Wein, wobei indessen sich der Erstere so placirt hatte, daß er durch das Fenster den braunen Wagen stets

im Auge behielt und vor allen Dingen auch jede verdächtige Bewegung des Negers Joë genau beobachten konnte. Dieser merkte recht gut, daß er beobachtet werde und fürchtete sich daher, sich und seinen Passagier durch irgend eine unvorsichtige Handlung zu verrathen; hielt sich aber doch stets in der Nähe des Wagens auf, um den ersten günstigen Moment zu benutzen, dem jungen Mädchen ein Wort der Beruhigung und des Trostes zu sagen.

Da der Wein sehr schlecht war, so war der Genuß desselben nicht geeignet, Mr. William bei guter Laune zu erhalten. Verdrießlich schob er sein Glas bei Seite und sagte brummend:

„Ich schlage vor, wir brechen auf, an einem Orte wie dieser, muß man sich keine Minute länger aufhalten, als nöthig ist. — Was nur der Kerl der Joë da ewig um den Wagen herumschleicht. Statt die Pferde zu tränken und zu füttern, begafft er den Wagen von allen Seiten, als ob er dem Kasten nicht recht traute. — He, Joë, schwarzer Lump!“ schrie er aus dem Fenster, als sein Unmuth durch das Benehmen des Negers wuchs. „Meinst Du, wir hätten hier angehalten um Dir Gelegenheit zu geben, die Bauart des Wagens zu studiren? — Vorwärts, lege den Pferden noch ein wenig Heu vor, dann lege ihnen die Zäume an, daß es weiter gehen kann.“

„Mir gefällt der Bursche nicht,“ bemerkte Atzerott. „Ich sähe lieber, Sie nähmen ihn mit nach Sandersford. Mein Freund hier,“ — er meinte den Vogt Mr. Tucker's, „würde es übernehmen, den Wagen nach Richmond zu fahren, und von da wird ihn ein gewissenhafter Führer nach Sandersford zurückbringen. — Diesem Joë traue ich nicht.“

„Ha, ha!“ lachte Mr. William. „Er ist eben nicht schlechter als die anderen schwarzen Taugenichtse; aber er ist auch nicht so liebenswürdig, daß ich Ihnen seine Gesellschaft aufdringen will. Wenn er Ihnen nicht gefällt, so werde ich ihn mitnehmen. Er kann drinnen im Wagen Platz nehmen.“

Mr. William erhob sich und ging mit den anderen Herren hinaus. Die Thüre des blauen Wagens wurde geöffnet, Joë hineingeschoben und darin eingeschlossen, worauf der blaue Wagen abfuhr. Der alte Vogt hielt sich ebenfalls nicht länger auf, er händigte Atzerott den Schlüssel zum braunen Wagen ein und empfahl sich. Der Vogt Mr. Tucker's bestieg jetzt den Bock des braunen Wagens, und wollte eben abfahren, als Atzerott ihm die Worte zurief, die Esther mit Schrecken erfüllten:

„Halt noch einen Augenblick!“

Sie hörte, wie sich seine Tritte dem Wagen näherten. Die nächste Minute mußte über ihr Schicksal entscheiden. — Es war im

Wagen finster, vielleicht, falls man wirklich den Wagen öffnete bemerkte man sie nicht. In athemloser Spannung lauschte sie.

Die Thür des Wagens wurde nicht geöffnet, aber sie hörte, daß ein Schlüssel in das Schloß der Wagenthüren gesteckt und umgedreht wurde. — Sie war eingeschlossen. —

„Vorwärts jetzt!“ ertönte die Stimme Atzerott's.

Im scharfen Trabe fuhr der Wagen davon.

„O, Himmel,“ jammerte sie, „was wird mit mir geschehen!“

Sie stand Todesqualen aus. Alle Schrecken, welche ihr bevorstanden, wenn sie ihrem Herrn ausgeliefert würde, traten ihr in der Dunkelheit ihres Gefängnisses gleich Gespenstern drohend entgegen. Das ganze grauenhafte Bild eines Sklavenlebens rollte sich vor ihren Augen auf: Die Körper zerfleischt, die heiligsten Gefühle verhöhnt und grausam mit Füßen getreten; Wesen, die ebensfalls nach dem Bilde Gottes geschaffen sind, zu Thieren herabgewürdigt, Pflichtgefühl, Mutterliebe, Gattenliebe gewaltsam in ihnen erstickt und unbarmherzig aus ihrer Brust gerissen, — daß nichts von ihnen bleibt als der narbenbedeckte Körper, der sein klägliches Dasein unter dem Joch der mühevollsten Arbeit dahinschleppt! . . .

Das waren die Gespenster, die in ihrer entsetzenerregenden Gestalt sich drohend und immer drohender vor ihr erhoben, je näher sie dem Ziel ihrer Reise kam.

Es war bereits spät in der Nacht, als der Wagen über die Manchester Brücke rollte, in die Yorktown-Straße einbog und dann in der Nähe von Mr. Tucker's Palais hielt.

Esther war sehr verwundert, als sie an dem Rollen des Wagens auf dem Steinpflaster merkte, daß das Ziel ihrer Reise nicht White-House sei, denn dort hatte man nicht Steinpflaster, sondern nur chaussirte Wege oder Kieswege. Sie hörte, daß ein leichteres Fuhrwerk, als der Packetwagen, unmittelbar nach demselben auch anhielt, sie hörte, daß der Portier den Schlag des Wagens öffnete, und daß zwei Männer leise zusammen sprachen.

„Der Haushofmeister erwartet Sie, Sir.“

„Hat er bereits die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen?“

„Ich denke wohl. Er hat angeordnet, daß der Wagen in den Hof fahre.“

Das war Alles, was die Gefangene von dem Gespräch verstehen konnte. Dann hörte sie, wie ein Thor, das Hofthor aller Wahrscheinlichkeit nach, sich knarrend in seinen Angeln drehte, und merkte, daß ihr Wagen jetzt auf den Hof fuhr. Er hielt wieder, und wieder hörte sie die Stimmen mehrerer Männer, die mit einander flüsterten.

„Sie darf nichts sehen,“ hörte sie eine dünne Stimme sagen.

„Dazu ist glücklicher Weise der Abend dunkel genug,“ antwor-

tete ein Andrer, dessen Stimme sie mit Schaudern als die Atzerott's erkannte.

„Das einfachste Mittel ist, ihr die Augen zu verbinden," meinte der Dritte.

„Das ist auch meine Meinung," versetzte der Inhaber jener dünnen Stimme, „also vorwärts!"

Die Thüren des Wagens wurden geöffnet. Atzerott hatte Recht gehabt, die Finsterniß, die draußen herrschte, gab der nichts nach, welche in dem verschlossenen Wagen das Mädchen umgab. Alle Gegenstände erschienen ihr nur in schattenhaften Umrissen, und nur sehr undeutlich vermochte sie zu erkennen, daß der Hof an drei Seiten von Gebäuden eingeschlossen und daß die vierte Seite von einer hohen Gartenmauer abgegrenzt war, vor deren kleiner Pforte der Wagen hielt.

„Nur heraus, mein Püppchen, wenn's gefällig ist," rief Atzerotts widrige Stimme in den Wagen hinein.

Esther war wie gelähmt, sie vermochte sich nicht zu regen.

„Keine Umstände, oder soll ich Dich binden —?" sagte er ungeduldig.

Esther hatte oft genug Gelegenheit gehabt, zu erfahen, daß man sich einem Sklaven gegenüber Alles erlauben durfte, und daß die Drohung ausgeführt werden würde, wenn sie dem Befehle nicht gehorchte. Ihr tödtlicher Haß und ihr Rachedurst gaben ihr Kraft. Ihr spähendes Auge durchdrang die Finsterniß und suchte ihren Peiniger. Sie sah ihn nicht; sie konnte Niemanden sehen — doch, da erschien ein Kopf an der geöffneten Thür. Sie konnte keine Züge unterscheiden, aber sie wußte, daß es Atzerott's boshafte Augen waren, die hineinblickten. Hätte ihr in diesem Augenblick Jemand einen Dolch in die Hand gegeben, sie hätte ihn dem Unhold in die Brust gestoßen.

Die Wuth machte ihre Glieder zittern und raubte ihr einen Augenblick die Vernunft. Mit einem Satze sprang sie aus dem Wagen und streckte die Arme aus, um die Nägel ihrer Finger in das Fleisch des Verhaßten zu graben. In demselben Augenblicke aber, als sie mit den Füßen den Boden berührte, ward ein dichtes schwarzes Tuch über ihren Kopf geschlagen und zugleich wurden ihre Hände fest zusammen gebunden.

Aller Widerstand war nun vergeblich; sie mußte über sich ergehen lassen, was man über sie verhängen würde. Man führte sie vom Hofe fort; sie merkte an den Kieswegen unter ihren Füßen und dem Rauschen des Laubes, daß der Abendwind sanft bewegte, daß ihr Weg durch einen Garten ging. Einige hundert Schritte mochten sie gegangen sein, da wurde sie aufgefordert, einen Augenblick still zu stehen. Sie hörte einen Schlüssel sich in einem Schlosse

drehen, das Knarren der Angeln einer Thür, welche sich öffnete und eine ihr unbekannte Stimme, welche sagte:

„Ich danke Ihnen, meine Herren. Es ist weiter nichts nöthig. Sie sehen, es ist für den Nothfall andere Hülfe hier."

Sie hörte, wie die Tritte zweier Männer sich auf dem Wege, den sie gekommen, entfernten. Dann ward sie durch die Thür geführt, in einen so schmalen Gang, daß ihr Führer sie allein voran gehen lassen mußte. Der Gang war sehr krumm und zu beiden Seiten von hohem Buschwerk eingeschlossen. —

An dem Stacketenzaun, welcher den hintern Theil des Parkes abschloß und jenseits dessen sich Esther jetzt befand, hatte Mr. O'Brien seine beiden Helfer, nämlich Atzerott und den Vogt verabschiedet. Die neue Hülfe, auf welche er sich berufen hatte, bestand in einer alten Mulattin, welche ihn an der Pforte des Stacketenzauns bereits erwartete. Sie hatte jedenfalls einmal manche Reize besessen, denn noch heute, obwohl ihr Gesicht bereits die Furchen des Alters durchzogen, zeigte ihre Figur ein großes Ebenmaß in den Formen und eine äußerst anmuthige Fülle und Rundung. — Sie trug ein sauberes und zierliches Mousselinkleid und eine mit rothen Bändern geschmückte Haube, unter deren Spitzen hervor ihr großes Auge halb mürrisch, halb widerwillig den Haushofmeister anglotzte.

Schweigend nahm sie Esther's Hand und zog sie hinter sich durch die Windungen des schmalen Ganges, während O'Brien, beide Hände in den Taschen seines Ueberrockes, langsam hinterher schlenderte und mit stillem Behagen und echter Kennermiene die schlanke, schöne Figur der Quadroone musterte.

„Atzerott, der Schurke, hat mich nicht betrogen," murmelte er. „Es ist ein Spottpreis für diese Sclavin; wenn Mr. Tucker kalt bleibt, so ist es aus mit ihm, und er ist hoffnungslos der Politik verfallen, die mich und ihn ruiniren wird."

Der Gang, durch welchen die Gefangene geführt wurde, endete am Fuß des Berges, auf dessen Gipfel der Wind die düstern Tannen hin und her wiegte. — Dort, wo der Gang endete, bogen sich die Gesträuche zu beiden Seiten über demselben zusammen und bildeten eine Laube, so dicht, daß auch kein Strahl des ohnehin matten Sternenlichtes hindurch zu dringen vermochte. Die Mulattin war aber mit dem Wege so vertraut, daß sie, ohne auch nur ihre Schritte zu mäßigen, durch die Finsterniß weiterschritt und endlich vor einer niedrigen Thür stehen blieb.

Wer bei Tage diese Thür durch irgend einen Zufall aufgefunden hätte, würde sicherlich der Meinung gewesen sein, daß sie zu einem in dem Berge befindlichen Eiskeller führe. Sie hatte übrigens ganz den Anschein, denn sie befand sich nicht nur in einer Wand von Feldsteinen aufgemauert, wie gewöhnlich bei Eiskellern, sondern man

hatte, um die Täuschung zu vervollständigen, die Thür selbst mit Rohr bekleidet.

Die Mulattin schloß schweigend auf, erfaßte wieder Esther's Hand und führte sie hinein. Eine unheimlich kalte und feuchte Luft strömte ihr entgegen, der Dunst eines wenig gelüfteten Kellers. Es war ein gewölbter Gang, welcher etwa funfzig Schritte vorwärts führte, und in welchem die Tritte der drei Personen, die denselben passirten, schaurig wiederhallten. Die Finsterniß war jetzt vollständig, so daß Esther von dem, was sie umgab, auch dann nichts gesehen haben würde, wenn man ihr den Gebrauch ihrer Augen gestattet hätte. Der Gang führte in einen weiteren, ebenfalls überwölbten Raum, und von hier ging eine breite steinerne Treppe aufwärts.

Esther hatte natürlich keine Ahnung, wo sie sich befand. Sie hatte geglaubt, als sie durch die Thür in den gewölbten Gang geführt wurde, daß sie jetzt in einem Hause sei, aber die Treppe, die sie jetzt hinaufsteigen mußte, war so hoch, wie sie nimmer eine in einem Hause gesehen hatte. Am obern Ende derselben mußte erst eine Klappe oder Fallthür geöffnet werden, ehe man vollends hinaufgelangte. Esther fühlte, daß die Luft in dem Raum, wo sie sich jetzt befand, nicht mehr die feuchte Kellerluft, sondern warm und rein sei. Der Fußboden war von Brettern und mit einem Teppich bedeckt, sie wußte also, daß sie sich jetzt wirkich in einem Hause befand. Nachdem man sie durch mehrere Zimmer geführt, jedenfalls um die Möglichkeit zu vermeiden, daß Esther einmal die Klappe entdeckte, unter welcher sich die Treppe befand, stand in einem derselben ihre Führerin still, die Hände des jungen Mädchens wurden von den Fesseln befreit und das schwarze Tuch von ihrem Kopf genommen.

Wie aus einem Traum erwachend, blickte Esther um sich. Mehrere Male schloß sie die Augen und öffnete sie wieder, als ob sie sich vergewissern wollte, daß sie auch wirklich wache, denn was sie sah, war sehr geeignet, sie glauben zu machen, daß sie durch einen phantastischen Traum geäfft worden.

Das Zimmer, in welchem sie sich befand, war ein großes Gemach mit zwei Fenstern, an welchen schwere Gardinen von rother Seide herabhingen. Die Ausstattung desselben war von fürstlichem Luxus; von den türkischen Teppichen bis zu dem Himmelbette mit seinen seidenen Vorhängen und seinen zarten, mit Spitzen garnirten Kissen war Alles kostbar, Alles prunkend und geeignet, auch noch so verweichlichten Gewohnheiten Rechnung zu tragen. Doch fehlte ein gewisser Geschmack in der Einrichtung. So kostbar und schön jedes einzelne Stück für sich betrachtet auch sein mochte, so ging doch dem Ganzen die wohlthuende harmonische Einheit ab, ein Beweis, daß

bei der Einrichtung dieses Zimmers nicht ein gebildeter weiblicher Geschmack maßgebend gewesen war.

„Dies hier ist Ihr Schlafzimmer," redete die Mulattin sie an, deren Gesicht noch immer die mürrischen Falten zeigte.

Die Stimme weckte Esther aus ihrem stummen Erstaunen und erinnerte sie daran, daß sie nicht allein sei und nicht von einem Traum in die Märchenwelt von Tausend und eine Nacht versetzt sei.

Sie sah bald die Mulattin, bald Mr. O'Brien an, der noch immer voll inniger Befriedigung schmunzelnd dastand. Ihre Blicke baten um Aufklärung; ihre Lippen aber vermochten kein Wort hervorzubringen; so daß wieder das bisherige Schweigen eintrat.

Diesmal unterbrach der Haushofmeister dasselbe, indem er sich galant an Esther wandte.

„Sie sind ohne Zweifel angegriffen und ermüdet, Miß, und ich hoffe, Deborah," — fügte er zu der Mulattin gewendet hinzu, — „daß Du Anstalten getroffen hast, die junge Dame mit einem guten Abendessen zu erquicken. Der Weg von Leesbourg ist lang, und das Reisen macht immer Appetit.

Esther blickte ihn mißtrauisch an. — Was hatte man mit ihr vor? Statt, sie, wie sie erwartet hatte, in eine finstere Zelle zu sperren, um sie am nächsten Tage züchtigen zu lassen, ward sie in ein Feengemach geführt, und ihr eröffnet, daß dasselbe für sie bestimmt sei. Es wurde ihr förmlich wirr im Kopfe und mit einem Blick voll Unruhe richtete sie an den Haushofmeister die Frage:

„Sagen Sie mir, Sir, wo befinde ich mich? Was hat man mit mir vor?"

O'Brien blinzelte mit den Augen und lächelte schalkhaft, während er antwortete:

„Sie befinden sich in dem Hause eines alten Freundes von Ihnen. Ich hoffe, es gefällt Ihnen hier?"

„Sie sagen in dem Hause eines alten Freundes?" wiederholte Esther, seine letzte Frage unbeachtet lassend. — „In wessen Hause? und was hat dies Alles zu bedeuten?"

„Das wird man Ihnen sagen, sobald es nöthig ist," entgegnete der Haushofmeister ausweichend und wandte sich dann an die alte Mulattin: „Willst Du die junge Dame jetzt zu Tische führen, und sie zugleich der hübschen Camilla vorstellen?"

Die Mulattin antwortete nichts, sondern forderte Esther ohne Weiteres auf, mit ihr zu kommen. Esther fühlte nicht das Bedürfniß zu essen, aber doch folgte sie der Mulattin willenlos. Alles, was sie umgab, hatte so sehr den Anstrich des Geheimnißvollen, daß sie fast an der Wirklichkeit und an der völligen Klarheit ihres Verstandes zweifelte. Die Mulattin öffnete eine Flügelthür und ließ

Esther vorangehen in ein nicht so großes, aber noch prächtiger decorirtes Zimmer, als dasjenige, welches sie eben verlassen. Dies war kein Schlafzimmer, sondern eine Art Boudoir. Teppiche auf den Dielen, und an den Wänden, Büsten und Oelgemälde, mythologische Scenen darstellend, die Möbeln mit echten Gobelins; Divans rings an den Wänden; ein Piano von Polysander; Gardinen von grünem Damast; die zierlichsten und seltensten Nippes auf den Marmorconsolen — nichts fehlte, um das Boudoir als ein Feengemach erscheinen zu lassen.

Der überraschendste Anblick aber, der sich ihr darbot, war die Gestalt eines Mädchens, das auf einem Divan ausgestreckt lag und schlummerte. Es war eine Negerin, oder doch sehr nahe von schwarzer Abkunft, denn ihre Farbe war so dunkel, wie die einer Negerin, nur die Bildung ihres Gesichtes war nicht die einer Negerin. Sie war noch sehr jung, denn sie mochte wohl kaum mehr als 16 oder 17 Jahre zählen, aber ihr ganzer Körper war bereits zur vollen Reife aufgeblüht. Ihre Züge waren schön und ihr entblößter Nacken üppig und zart. Ihre Kleidung war so leicht, daß sie überall die schwellenden Formen ihres Körpers erkennen ließ. Der kleine Fuß steckte in rothen Maroquin-Schuhen, und an den Fingern ihrer malerisch schönen Hand blitzten Ringe mit edlen Steinen.

„Das ist meine Tochter," sagte die Alte, ohne dabei Esther anzusehen. — „Steh auf, Camilla; komm hinauf, es ist angerichtet."

Die schöne Schläferin ließ sich aber so leicht nicht wecken, sondern wandte sich nur nach der Seite um, reckte ihre vollen runden Arme in die Höhe, so daß ihr schwellender Busen das dünne Gewand zu zersprengen drohte, und ließ einen ihrer Füße von dem Divan auf die Erde gleiten, wobei sich das Kleid verschob, und den weißen Strumpf bis an's Knie hinauf sehen ließ. Die Stellung, welche die schöne Negerin jetzt einnahm, war so lüstern, so verführerisch, wie sie nur von einer Hetäre aus dem Harem des Königs von Dahomay ersonnen werden könnte.

Das Auge der Quadroone ruhte mit Wohlgefallen auf der schönen Negerin. Sie vergaß einen Augenblick ihre Angst und ihren Kummer und ließ sich von dem Interesse fesseln, das ihre Umgebung ihr abzwang.

„Lassen Sie sie schlafen," bat sie die Mulattin. „Ich habe ohnehin keinen Appetit zum Essen."

Diese letzte Bemerkung erinnerte sie aber wieder an das Seltsame ihrer Lage und ihre Unruhe kehrte mit erneuter Heftigkeit zurück. Wo war sie? — In einer Stadt sicherlich, aber in welcher? In wessen Hause war sie? Wer war der Eigenthümer dieser Schätze, und was bewog ihn, ihr dieselben zur Verfügung zu stellen?

Sie benutzte den Augenblick, in dem die Mulattin an den Divan

trat, um der jungen Negerin etwas in's Ohr zu flüstern, trat an's Fenster und schaute hinaus, ob vielleicht die Gegend ihr bekannt sei. Allein sie erblickte nichts als vor dem Hause einen wenige Fuß breiten Blumengarten und eine hohe, hohe Mauer, über welche die Gipfel dunkler Tannen hinüberragten. Die Mauer sah aus wie die Mauer eines Gefängnisses, was sie aber vollends erbeben machte, war die Entdeckung, daß die Fenster von außen mit Traillen versehen waren.

Erbleichend wandte sie sich von dem Fenster ab. Die junge Negerin hatte sich inzwischen erhoben und stand mit kindlich verschämtem Blick vor Esther, halb freundlich halb verlegen sie betrachtend.

Eben wollte Esther sie anreden, als etwas Anderes ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. — Eine der Seitenthüren öffnete sich, und lächelnd, gefolgt vom Haushofmeister trat Mr. Berveley Tucker in das Boudoir.

Camilla hatte ihn kaum erblickt, als sie mit einem Schrei der Freude auf ihn zusprang. Sie schlang ihren weißen Arm um seinen Hals und legte ihren Kopf schmeichelnd an seine Brust.

„Ah, Berveley," sagte sie halb schmeichelnd halb vorwurfsvoll; „Sie waren so lange nicht bei mir. Haben Sie Camilla nicht mehr lieb? — Kommen Sie, Berveley, setzen Sie sich hierher, nehmen Sie mich auf Ihren Schooß und sagen Sie mir, daß Sie mich noch lieb haben. Ach, ich habe mich so gesehnt nach Ihnen!"

Mr. Tucker achtete weder auf ihre Liebkosungen noch auf ihre Worte, sondern schob sie sanft bei Seite und näherte sich Esther.

„Willkommen hier, mein sprödes Schätzchen!" sagte er lachend. „Ich hoffe, es gefällt Dir, in meinem Venusschloß?"

Er machte Miene, ihre Hand zu berühren. Esther aber prallte schaudernd zurück, die Ahnung der Wahrheit dämmerte in ihr auf; und der Schrecken übermannte sie, daß sie auf einen Stuhl sank.

„Erschrick nicht, meine Schöne," nahm Mr. Tucker wieder das Wort. „Du erkennst mich wahrscheinlich nicht. — Sieh mich nur an, ich bin ja ein alter Freund von Dir, wir sahen uns das letzte Mal am Tage vor Deiner Flucht bei Mr. Breckenridge. — Ha, ha, ha, damals entkamst Du mir. Jetzt aber bist Du mein, und ich werde Dich festzuhalten wissen. — Oh, nicht so ängstlich, wir werden gute Freunde bleiben, wenn Du Dich artig und zärtlich benimmst, also komm her, umarme mich."

Esther hatte ihr Gesicht mit den Händen bedeckt, sie vermochte den Mann nicht anzusehen, in dessen Gewalt sie jetzt war und dessen wollüstiger Leidenschaft sie zum Opfer werden sollte. Sie hörte seine Worte nicht, ihre Angst machte sie taub. Da fühlte sie ihre Hände

berührt; sie blickte empor, es war Mr. Tucker. Mit einem Schrei sprang sie auf, stürzte in das Schlafzimmer und schloß die Thür hinter sich ab.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Zwei Lootsen.

Wir verließen die Brigg „Macdonald" auf hoher See, wie sie mit allen Segeln, die sie bei dem scharfen Winde zu ertragen vermochte, mit einer Schnelligkeit dahin glitt, welche sie, wie die ältesten Matrosen behaupteten, nie erreicht hatte. Es war um die Zeit da die Mitternachtwache aufzog, als Capitain Brocklyn zuerst jenen Gegenstand beobachtete, der, wie er sich sehr bezeichnend ausdrückte, sich auf dem Nebelgewölk des Horizonts gleich einem Spinngewebe abzeichnete. Wir wissen, daß das Schiff gerade an dieser Stelle ihn sehr beunruhigte, und daß er in Folge dessen, trotz des Widerspruchs der erfahrenen Seeleute an Bord noch mehr Segel beisetzen ließ.

Um das Schicksal des Macdonald zu erfahren, ist es aber nöthig zu der schwarzen Fregatte zurückzukehren, welche, als der Macdonald vorbeigesegelt war, so harmlos dagelegen hatte, und so stille und ruhig, als ob die ganze Bemannung in einen Dornröschen-Schlaf versunken wäre. Das war indessen keineswegs der Fall gewesen. Vielmehr war die ganze Bemannung in Bereitschaft, in jedem Moment zu entern. Semmes hatte den Befehl gegeben, daß Jeder sich im Schiffsraum bereit halte, auf einen Wink auf seinem Posten zu sein. Der Matrose, welcher auf der untern Raa saß und scheinbar für nichts anderes Auge hatte, als für die Arbeit, die er dort verrichtete, hatte die höchst wichtige Aufgabe, das Signal zu geben, wenn ein zum Entern günstiger Moment gekommen sein würde, allein Capitain Brocklyn's sehr geschicktes Manöver hatte dies Vorhaben vereitelt, und es blieb also weiter nichts übrig, als das Schiff auf offener See einzuholen und dort zu entern.

Dies letztere Unternehmen konnte keine Schwierigkeiten haben, denn, wie dem Leser bereits bekannt ist, hatte ja der Capitain Brocklyn die Verpflichtung übernommen, dem Kaper das Schiff ins Garn zu führen; die größte Schwierigkeit lag vielmehr darin, die Alabama glücklich durch die Klippen und Untiefen von Lynnes-Eiland hindurch zu bringen. Es erforderte dies die größte Geschicklichkeit

selbst des erfahrensten Lootsen, um so mehr als mit dem Ende des Tages sich der Wind in beunruhigender Weise verstärkte.

Als Eugene Powel das Deck der Alabama betrat, wurde er zunächst von dem Capitain den Offizieren vorgestellt, wobei es ihm nicht entging, daß er manchem mißtrauischen Blick begegnete, namentlich ruhte das Auge Mr. Krells, des ersten Lieutenants mit forschendem Ausdruck auf ihm. Mr. Krell war der älteste der Officiere, ein Mann in den Funfzigern von hohem Wuchs und mit vollem, in's Graue spielendem Haar und Bart. Seine Augen waren dunkel und tiefliegend und sein Blick scharf und fest, wie der eines Mannes, der zu befehlen gewohnt ist. Er war der Einzige unter den Officieren, mit welchem Semmes seine Pläne zu berathen pflegte, und den er über seine Absichten in Kenntniß zu setzen pflegte, alle übrigen Officiere waren meistens stets in Unkenntniß über das Ziel oder den nächsten Zweck ihrer Kreuz- und Querfahrten durch alle Gewässer unseres Erdballs.

Die übrigen Officiere, meistens junge Männer, aber voll Muth und Entschlossenheit, hießen den Lootsen herzlich willkommen, und benutzten ein munteres, harmloses Gespräch, um sich zu überzeugen, daß er in der That die Geschicklichkeit und Kenntniß besitze, welche erforderlich sei, um der Alabama den Dienst zu leisten, der von ihm gefordert wurde.

Powel war nicht nur ein tüchtiger Seemann, sondern kannte besonders auch die Gewässer der Küste von Massachusetts genau genug, um auf keine Weise eine Blöße zu verrathen, so daß der Capitain selber ihm bald volles Vertrauen schenkte. Dem heldenmüthigen Plan des jungen Mannes, das gefährliche Kaperschiff an den Klippen der Küste zu zerschellen, stand, was das Vertrauen zu ihm betraf, nichts mehr im Wege, nur die eine Möglichkeit, die diesen Plan scheitern lassen konnte, blieb noch, daß nämlich der wirkliche Lootse, den Aaron Levy nach Boston begleitet hatte, und den er hatte Mr. Evans nennen hören, dennoch an Bord kam. In dem Falle wäre er entlarvt, und er hätte sein Leben umsonst geopfert.

Die Verzögerung, die unerwartet das Auslaufen des „Macdonald" erlitt, vermehrte in jeder Minute seine Besorgniß, und fast unabläßig den ganzen Nachmittag durchforschte sein Auge das Wasser des Hafens, ob vielleicht der wirkliche Lootse nicht sich nahte. Er athmete auf, als er endlich am Nachmittage des folgenden Tages, da er das Schiff betrat, den Macdonald Anstalten treffen sah, die Anker zu lichten. Mit einem frischen Landwinde war das Schiff, welches sich die Alabama zur Beute ausersehen hatte, vorbei gesegelt und hatte die hohe See bereits erreicht, ein Umstand, welcher den ersten Lieutenant sehr verdrießlich machte.

„Ich sagte Ihnen wohl,“ redete er den Capitain an, „daß er uns Schwierigkeiten machen würde. Den Plan, das Schiff hier zu entern, hat uns dieser Brocklyn bereits vereitelt, Sie werden sehen, daß er Alles aufbieten wird, uns die Beute zu entziehen.“

„Das wird er nicht,“ entgegnete Semmes. „Er weiß, daß meine Drohung, in Bezug auf seinen Vater, keine leeren Worte sind. Sein Manöver, was er hier beim Vorbeifahren ausführte, kann ich ihm nicht verargen, denn es muß ihm daran liegen, dem Eigenthümer jenes Schiffes gegenüber wenigstens den Schein zu bewahren, daß er sein Möglichstes thue, um das Schiff außer Gefahr zu bringen. — Sie meinen, er könnte uns auf hoher See entkommen?“ — Semmes schüttelte lächelnd den Kopf. — „Sie kennen die Geschwindigkeit der Alabama!“

„Sea-bright ahoi!“ rief in diesem Augenblicke die Stimme des wachthabenden Matrosen des Hinterdeckes in die Cajüte hinab, wo jene Unterredung zwischen dem Capitain und dem ersten Lieutenant stattgehabt hatte.

Der Capitain begab sich sogleich auf Deck und sah, wie der Schooner, der gestern mit ihm zugleich hier eingelaufen war, sich der Fregatte näherte und dort beidrehte. Es war nicht nöthig, sich bei der Unterredung des Sprachrohrs zu bedienen, denn der Capitain des Schooners hatte sich nahe genug gelegt.

„Guten Abend, Capitain!“ rief er herüber. „Noch immer in Ruhe? Wollen Sie nicht das Bischen Landwind, was noch vorhanden ist, benutzen, auszulaufen?“

„Ehe eine Stunde vergeht, werden Sie uns lichten sehen, Lieutenant Sinclair,“ antwortete der Capitain des Kaperschiffes. „Lassen Sie ihnen immerhin den Vorsprung, es wird ihnen nicht viel nützen. — Wie steht's, haben Sie sich Ihres Auftrages entledigt?“

„Noch nicht, Capitain. Ich habe in allen Gegenden der Bucht gekreuzt, und nirgends das erwartete Signal bemerkt.“

„So bleiben Sie, bis Sie an Aaron Levy abgeliefert haben, und dann folgen Sie unserem Cours, um einen Theil der Gefangenen aufzunehmen.“

„Das ist leicht gesagt; aber ohne Lootsen durch diese Teufelswege zu fahren, ist ein Wagestück.“

„Lassen Sie sich von unserem Lootsen die Weisungen geben, und folgen Sie denselben gehörig und buchstäblich. — Wollen Sie so gut sein, Mr. Powel?“

Auf beiden Schiffen war es todtenstill, denn Alle lauschten begierig den Worten des Mannes, von dem ihre Rettung, wie sie wohl fühlten, allein abhing. Aus der Weisung, die er dem Schooner

gab, wollten sie einen Schluß ziehen auf seine Tüchtigkeit und auf den Erfolg, den sie sich von seiner Führung versprechen konnten.

Einige Zeit verstrich. Powel schien unschlüssig, was er antworten sollte, ob er den Schooner gleich mit verderben, oder diesem richtige Weisungen geben sollte. Nach einiger Ueberlegung wählte er das Letztere, denn es lag ihm zunächst daran, sich in das Vertrauen der Officiere wie der Mannschaft zu setzen. Mit langsamer, ruhiger und deutlicher Stimme gab er eine so detaillirte und genaue Beschreibung des Weges, daß Niemand an seiner Kundigkeit zweifeln konnte.

Lieutenant Sinclair winkte einen Gruß, und die Sea-bright segelte weiter.

Je weiter der Abend vorrückte, desto mehr ließ der von Westen kommende Landwind nach, ein Umstand, der den ersten Lieutenant zu der Frage an den Capitain drängte:

„Wollen wir noch nicht den Befehl geben, die Anker aufzuwinden? — Wenn wir noch eine einzige Stunde hier still liegen, so wird wahrscheinlich kein Lufzug übrig sein, stark genug, um die Locke eines Mädchens von der Stirn zu blasen, geschweige unser Schiff durch die Klippen zu treiben.“

Der Capitain sah das Richtige dieser Bemerkung, und theilte ihren Inhalt dem Lootsen mit, der ohne ein Wort zu sprechen, an einer Lafette lehnte und seine Blicke über den Hafen schweifen ließ. Inzwishen hatte sich das Wetter gänzlich geändert; graue Nebelwolken die gefürchteten Vorboten eines starken Windes zeigten sich in Nordosten, während fast völlige Windstille herrschte, dagegen war die See unruhig, und mächtige Wellen suchten einander zu überstürzen.

Powel zögerte wieder eine Weile zu antworten. Es lag allerdings in seinem Interesse, die Anker lichten zu lassen, um der Gefahr zu entgehen, daß der Lootse Evans an Bord käme; andererseits abr hätte er gerne die völlige Windstille abgewartet, um die Verfolgung des „Macdonald“ unmöglich zu machen. Seine Blicke schweiften forschend über die weite Wasserfläche und suchten die Dämmerung zu durchdringen. Er zuckte zusammen. Sein scharfes Auge hatte ein Boot bemerkt, und zwar eines in der Form, wie sich die Lootsen zu bedienen pflegen, nur war er noch unsicher, ob jenes Boot auch wirklich die Richtung auf die Fregatte nahm. Er wählte deshalb eine ausweichende Antwort.

„Wir haben allerdings von diesen schweren Wellen viel zu fürchten,“ sagte er ruhig und ohne eine Aufregung zu verrathen. „Unwiederbringlich verloren sind wir aber, wenn der Wind, der sich dort im Osten aufmacht, uns noch hier auf diesem bösen Ankergrunde findet. Aller Hanf, der je zu Tauwerk gesponnen ist, würde

nicht im Stande sein, das Schiff zu halten. Stürmte der Nordost mit voller Wuth gegen uns los, so müßte das Schiff an jenem Riff zertrümmern."

„Was Sie uns da sagen, Herr," bemerkte der erste Lieutenant, „kann ja der jüngste Schiffsjunge sich selber sagen. Sprechen Sie sich deutlich aus, sollen wir die Anker lichten oder nicht?"

Eugene hatte, während er sprach, kein Auge von dem Lootsenboote abgewandt. Jetzt hatte er gesehen, daß seine Befürchtung einzutreffen drohte, es nahm die Richtung auf die Fregatte.

„Es muß sein," sagte er bestimmt. „Lassen Sie die Anker aufwinden."

„Anker auf!" rief des Lieutenants Stimme.

„Anker auf!" wiederholten die Bootsleute.

Mit der Schnelligkeit und Pünktlichkeit einer wohl disciplinirten Mannschaft ward der Befehl ausgeführt; und während das Stampfen der Matrosen am Gangspill ertönte, wurden die Kommandos gegeben, um die Segel von den Raaen loszubinden. Mit der Gewandtheit und Geschwindigkeit eines Maki sah man die Matrosen das Takelwerk hinaufklettern und gleich einzelnen Punkten in dem Abendlicht an den Raaen hängen. Und schon nach einigen Minuten ertönten die Meldungen.

„Das Vorderbramsegel ist aufgehißt!" schrie eine Stimme aus den Wolken herunter.

„Die Fockraa steht!" krächzte eine heißere Matrosenstimme unter jenem.

„Alles fertig!" rief ein Dritter von einem andern Ort, und zugleich ertönte der Befehl:

„Losgelassen!"

Jetzt wurde das schwache Himmelslicht von den herabfallenden Segeln völlig verdunkelt. Die Nacht brach schnell herein, und die Arbeiten auf dem Deck mußten beim Laternenlicht gemacht werden.

Obwohl das Segeltuch schlaff an den Masten herabhing, war doch der Wind noch stark genug, das Fahrzeug in Bewegung zu setzen und selbst Mr. Krell war mit dem Erfolg zufrieden.

„Sie geht!" sagte er. „Ja, ja, Herr Lootse, ein Hauch ist im Stande, die Alabama zu treiben, und was das Wenden betrifft, Sie werden es sehen, wenn nur der Wind noch eine Stunde anhält, so kann kein Tanzmeister sich zierlicher drehen."

Jedoch die Freude der Mannschaft über den schnellen Lauf des Schiffes war nur von kurzer Dauer, denn der Landwind spielte nur noch einen Augenblick in den leichten Segeln und hörte dann ganz auf.

Eine Pause schauerlicher Stille auf dem Schiffe trat ein. Jedermann wußte, was diese Windstille zu bedeuten habe. Das

Geheul der Brandung war der einzige Laut, den man hörte. Auf den Befehl des Lootsen, beim Wind zu halten, meldete der Mann am Steuer, daß das Schiff dem Steuer nicht mehr gehorche, sondern von den Wellen rückwärts getrieben werde. Lieutenant Krell nahm aus der Laterne ein Licht und hielt es in die Höhe. Es flatterte erst ein wenig und brannte dann kerzengrade in die Höhe

„Kein Luftzug!" rief er muthlos.

Der Lootse aber, der dies Manöver mit steigendem Interesse beobachtet hatte, rief mit lauter Stimme:

„Alle Segel beschlagen, mit Ausnahme der Topfegel!"

Einen Augenblick, nachdem dies Kommando das Ohr des erfahrenen Seemanns erreicht hatte, stand derselbe erstaunt da; aber ein Blick auf die See und den Horizont veranlaßte ihn zu dem Bekenntniß:

„Beim Satan, er hat Recht, der erste Stoß des Sturmes steht jeden Augenblick zu erwarten."

Der Stoß erfolgte. Heulend kam der Sturm dahergebraus't, den Gischt der Wogen vor sich hinjagend; rasselnd fuhr er durch das Takelwerk und legte das Schiff auf die Seite, daß seine Raaen fast die Fläche des Meeres berührten. Aber stolz richtete sich das Fahrzeug wieder empor, als hätte es jetzt den Kampf mit dem Sturm angenommen. Im raschen Lauf zertheilte es die Wogen und fing an, dem Steuerruder zu gehorchen. Selbst die wenigen Segel, welche man dem Schiffe gelassen hatte, boten dem Sturm noch Fläche genug dar, um das Schiff jeden Augenblick in Gefahr zu bringen. Von Minute zu Minute wuchs der Sturm, und die Finsterniß ward immer dichter und undurchdringlicher.

Auf dem Schiffe herrschte die größte Ruhe. Die Mannschaft stand bereit, jeden Befehl, in dem Moment, wo er gegeben würde, auch auszuführen, denn Alle waren sich wohl bewußt, daß ein großer Theil ihrer Rettung von ihrer Zuverlässigkeit abhing. Die Offiziere blickten erwartungsvoll und unruhig auf den Lootsen, dieser aber sah zerstreut und ohne die geringste Erregung zu verrathen, über Bord. Das Schiff schoß mit furchtbarer Schnelligkeit durch die Wellen und Jeder wußte, daß es sich nun dem Ort näherte, wo ihnen die meisten Untiefen und Riffe drohten.

Nur die strenge Mannszucht, die auf dem Schiffe herrschte, war Ursache, daß noch Jeder seinen Unmuth über des Lootsen passives Verhalten zurückhielt.

„Soll ich das Loth auswerfen lassen?" hörte man endlich den Capitain den Lootsen fragen.

Laut genug war die Frage gestellt, und Viele drängten sich um den Lootsen, dessen Antwort zu vernehmen. Doch dieser hatte das Haupt auf die Galerie gestützt und schien die Frage nicht gehört zu

haben, denn er antwortete auch nicht mit einer einzigen Bewegung. Wer aber sein bleiches Gesicht gesehen hätte, würde bemerkt haben, daß er mit seinen Gedanken keineswegs so weit abschweifte, als es den Anschein hatte. Seine Lippen bewegten sich:

„Wenn ich noch eine Viertelstunde Zeit habe,“ dachte er, so ist mein Werk vollbracht, die Alabama ist zertrümmert. Erreicht uns aber vorher das Boot dort . . . .“

„Herr,“ sagte Mr. Krell ihn am Arme rüttelnd. „Hören Sie nicht? — Der Capitain fragt, ob gelothet werden soll.“

Powel drehte sich langsam und ruhig nach dem stürmischen Fragesteller um und sah ihm gerade ins Gesicht.

„Meinen Sie, Sir, ich sähe die Gefahr nicht so gut wie Sie?“ sagte er kalt. „Ich habe mich erst überzeugen wollen, wie das Schiff arbeitet. — Jetzt schicken Sie einen Matrosen auf die Rusten und lassen Sie lothen, geben Sie ihm aber einen Offizier mit, damit wir sicher sind, genaue Angabe zu haben.“

„Das werde ich selbst übernehmen,“ antwortete Krell und begab sich unverzüglich ans Werk.

„Lothe Du nur,“ murmelte Powel. „Der Meeresgrund ist nicht tief hier, aber tief genug, Dich und die Andern Deiner Raubgenossen zu verschlingen. In weniger als zehn Minuten spülen diese Wogen unsere Leichname der Sandbank zu.“

Während bange Erwartung auf dem Schiffe herrschte, tönte der durchdringende Ruf des Lothmannes durch den Sturm über das Verdeck hinweg und verhallte wie eine warnende Stimme des Wassergeistes:

„Sieben Faden*)!“ rief der Mann der das Loth warf.

„Gut,“ sagte der Lootse ruhig.

Semmes hatte seine Miene scharf beobachtet, um darauf zu lesen, welchen Eindruck diese Nachricht auf ihn mache. Powel's Gesicht aber verrieth schlechterdings nichts von seinen Gedanken.

„Wissen Sie, Sir,“ sagte der Capitain mit scharfer Betonung, „daß das Schiff eine Wassertracht von mindestens vier Faden braucht?“

Der Lootse nickte mit dem Kopfe aber erwiderte nichts. — Das Boot, welches ihn mehr und mehr zu beunruhigen anfing, wetteiferte an Schnelligkeit mit dem Schiffe. Es glitt über die Wogen hin und verschwand dann wieder in der Tiefe, daß es jeden Moment aussah, als hätten die Wellen es verschlungen, so oft aber Eugene es erblickte, machte er die erschreckende Bemerkung, daß es dem Schiffe mehr und mehr Distanz abgewann.

---

*) Ein Faden ist = 6½ Fuß.

Semmes schien unruhig auf eine genauere Antwort zu warten, als diese nicht erfolgte, begann er von Neuem:

„Scheint die Tiefe von sieben Faden Ihnen nicht beunruhigend?“

„Lassen Sie noch einmal das Blei auswerfen,“ antwortete Powel.

„Fünf und ein halb!“ rief nach einer kurzen Pause der Lothmann.

„Das Schiff rennt gegen die Untiefe an,“ rief Krell herauf. Es ist unvermeidlich, es bleibt sitzen!“

„Noch eine Minute und es ist geschehen!“ murmelte Powel für sich.

In jedem Augenblicke war der Stoß zu erwarten, der bei der ungeheueren Schnelligkeit des Schiffes dasselbe zerschellen mußte. Mit fieberhafter Spannung erwartete Powel diesen Moment. Das Boot konnte bis dahin sie nicht einholen, er beachtete es daher weiter gar nicht, sondern begab sich nach dem Vorderkastell, um dort die Katastrophe zu erwarten.

„Vier Faden!“ ertönte jetzt der Ruf des Lothmannes.

Fast gleichzeitig ertönte die Stimme des Beischiffsführers Tom Blunt vom Vorderkastell:

„Riffe! Riffe! Dicht vor uns!“

Noch waren diese Schreckensworte nicht verhallt, als er von Neuem rief:

„Riffe von der Leeseite!“

„Wir sind mitten in einer Felsenschlucht, Sir,“ redete der Capitain den Lootsen an. „Wir sind in diesem Cours unrettbar verloren.“

Jetzt änderte sich plötzlich die kalte Physiognomie Powels. Mit triumphirendem Blicke wandte er sich nach dem Capitain um:

„Es ist, wie Sie sagen, Sir. In der nächsten Minute rennen wir auf.“

„Sie wußten es? — Ha, Verräther!“

Semmes hatte erkannt, woran er mit dem Lootsen war. Der Augenblick war aber zu gefahrdrohend, um sich augenblicklich weiter um den Lootsen zu kümmern.

„Bindet diesen Schurken!“ schrie Semmes, „und werft ein Anker aus, vielleicht gelingt es uns noch, das Schiff zu halten.“

Das Kommando: „Anker aus!“ wurde von allen Bootsleuten wiederholt.

„Nichts da!“ donnerte in diesem Augenblick eine Stimme, die Mark und Bein erschütterte, und aus der Tiefe der See zu kommen schien. — „Wollt Ihr das Schiff zerschellen lassen? — Wenden, sage ich, auf der Stelle wenden!“

Erstaunt und betroffen stand Alles einen Augenblick athemlos. Semmes eilte an die Galerie und blickte über Bord. Da lag an dem Backbord hinten ein Lootsenboot, und Einer von den Insassen desselben hatte sich bereits zur Fallreepstreppe emporgeschwungen und stand nach einigen Sekunden mitten unter der erstaunten Mannschaft und schritt auf den Capitain zu.

„Ich bin der, den Sie gestern suchten, Sir," sagte er. „Mein Name ist Evans. Sprechen Sie die Losungsworte, und ich will Ihnen beweisen, daß ich die richtige Antwort darauf habe. Ich weiß nicht, wer dieser hier ist," — er deutete auf Powel. — „Wenn aber meine Losung Ihnen nicht genügt, so sehen Sie diese Papiere. Ich habe gestern und heute an dem bezeichneten Orte gewartet. Niemand kam. Als ich den „Macdonald" in See gehen sah, habe ich mich aufgemacht, um unaufgefordert auf Ihr Schiff zu kommen. Doch Alles das später. — Lassen Sie wenden, Herr!"

Krell ließ das Manöver, das auch nach seiner Meinung das einzige richtige war, sofort ausführen. Das Schiff hob sich langsam aus der schiefen Lage, in welche es der Sturm geschleudert hatte. Die Segel schlugen, als wollten sie sich gewaltsam aus ihren Banden reißen. Jede Weisung des neuen Lootsen ward schnell und sicher ausgeführt. — Das Steuerruder ward fest gemacht; die Topraaen boten sich dem Winde dar; bald drehte sich das Schiff auf seinem Kiele herum und bewegte sich rückwärts.

Mit Ingrimm sah der an den Mast gebundene junge Mann dies Manöver ausführen.

„Verdammt, die Alabama ist gerettet!" rief er zähneknirschend.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Keine Rettung.

Der Sturm hielt die Nacht hindurch an. Capitain Brocklyn hatte, was Segel und Steuer vermochten, versucht, dem Kaperschiff seine Beute zu entziehen. Die Verpflichtung, die er übernommen, brannte ihm auf dem Gewissen, und die Selbstverachtung, die er empfand, so oft Lavinia und ihre Tante sich vertrauensvoll an ihn wandten und von ihm Trost forderten oder in warmen Worten ihm ihren Dank für seine aufopfernde Thätigkeit aussprachen, erdrückte ihn.

„O wüßtet Ihr, wem Ihr dankt," dachte er bei sich; „Ihr würdet mich von Euch schleudern. Nicht Euer Retter bin ich, Euer Henker, denn ich habe gelobt, Euch und Euere Habe dem Räuber in die Hände zu liefern. — Wollte Gott, der Sturm verschlänge ihn oder mich!" —

Dieser Gedanke schien ihm Trost zu geben. Die Hoffnung dämmerte in ihm auf, daß die Fregatte vielleicht im Sturm untergehen möchte, ehe sie ihn erreichte.

Unermüdlich durchspähte er mit dem Fernrohr die düstere Fläche der empörten See, und immer wieder sah er das Schiff, wie es sich gleichsam triumphirend hoch auf einer Welle emporhob, oder mit seinem Bug hinabschoß in die Tiefe des Wellenthals, als wolle es sich vor seinen spähenden Augen verstecken.

„Vielleicht war es gar nicht die Alabama — vielleicht war es ein anderes Schiff, das zufällig seinen Cours nähme. — Eine Möglichkeit war's. Es galt den Versuch. Aller Gefahr trotzend versuchte er mitten im Sturm eine Wendung seines Schiffes. Statt des südlichen Laufes, den er bisher innegehalten, steuerte er jetzt östlich. Das Takelwerk zerriß, die Segel flatterten lose im Winde, die Masten krachten; das Schiff legte sich stöhnend auf die Seite, aber es folgte dem neuen Cours.

Brocklyn blickte sich um und ein Freudenschrei entfuhr ihm, er sah das Schiff nicht mehr. Er wartete eine Weile. Nein, es kam nicht zum Vorschein.

„So war es doch ein anderes Schiff," sagte er halblaut. „Wahrscheinlich wird Semmes nicht aus den Klippen von Lynnes Eiland herausgekommen sein. — Aber gerade die Stelle, wo ich ihn sah, da konnte nach meiner Ansicht kein anderes Schiff sein, als die Alabama."

Ungläubig und zweifelnd durschforschte er noch immer die schäumende See.

„Siehst Du das Segel noch?" fragte er durch das Sprachrohr zur Fockmast-Wache hinauf.

„Nein, jetzt nicht mehr," antwortete der Matrose.

„Gott sei Dank, so hat er unsere Wendung nicht bemerkt und segelt an uns vorbei."

„Ja, jetzt sehe ich ihn wieder!" rief der Matrose herab.

„Welche Richtung?" fragte Brocklyn beunruhigt.

„Er hat eben gewendet und steuert östlich!"

„So ist Alles vergebens!" sagte der Kapitain und wandte sich verzagt ab. — —

Der Morgen dämmerte und das Frühroth begann die grauen Nebel am nordöstlichen Himmel zu zertheilen. Der Orkan hatte seine ganze Wuth erschöpft und begann nachzulassen. Der Macdonald

hatte seiner Gewalt Trotz geboten, zwar hatte das treffliche Schiff in dem heißen Kampf viel gelitten und war nicht ohne schwere Verletzungen daraus hervorgegangen, aber die Verletzungen waren nicht unheilbar. Dankbar blickten die Seeleute, die in dieser Nacht wohl gefühlt, daß der Tod seine Hand bereits nach ihnen ausgestreckt hatte, zum Himmel, die aufgehende Sonne erschien ihnen wie ein Bote des Friedens, und wie sie die See übergoldete, so strahlte auch Glück und Frieden aus den Augen der Mannschaft des Macdonald.

Der alte Oberbootsmann, der oft genug mit Kopfschütteln die Befehle des jungen Capitain angehört und ausgeführt hatte, er war jetzt der Erste, der zu ihm ging und ihm die große, braune Hand entgegenstreckte.

„Capitain, nächst dem da oben haben wir Ihnen unsere Rettung zu verdanken. Sie haben mehr geleistet, als Mancher an Ihrer Stelle, der doppelt so alt ist und doppelt so viel Erfahrung hat wie Sie."

Mit Thränen in den Augen folgten Mr. Crofton, seine Schwester und seine Tochter dem Beispiele des alten Seemannes.

Brocklyn wandte sich ab, die Dankesbezeugungen schnitten ihm in die Seele. Er suchte nach einer Gelegenheit sich denselben zu entziehen. Diese Gelegenheit bot sich in einem Ereigniß, das er von allen andern am wenigstens herbeigewünscht hätte.

Das gefürchtete Schiff, das ihm die Nacht hindurch wie sein Schatten gefolgt war, kam näher und näher, — Das Segelwerk des Macdonald war vom Sturm so zerstört, daß Brocklyn an ein Entrinnen nicht mehr denken konnte. — Jetzt war die schwarze Fregatte so nahe, daß man jedes Tau auf derselben unterscheiden konnte. Stolz und keck segelte sie daher, als ob nicht ein Windstoß diese Nacht sie getroffen. Alle Segel in schönster Ordnung und die Takelage so völlständig, so fest, so sauber, daß nicht ein Fädchen davon in Unordnung war oder fehlte. Daß dies Schiff die Nacht gegen die Wuth des Sturmes gekämpft, davon war nicht die Spur zu sehen, wie wenn es eben aus der Hand des Baumeisters hervorgegangen wäre.

Die Mannschaft des Macdonald sah staunend das Schiff an. Der alte Oberbootsmann schüttelte bedenklich seinen Kopf.

„Das Ding da geht nicht natürlich zu," murmelte er. „Soll ein Schiff eine ganze Nacht vor einer solchen Bö hertreiben, und dann aussehen als wäre es erst frisch aufgetakelt? — Das geht nicht mit rechten Dingen zu, da muß der Gottseibeiuns selbst seine Hand im Spiel gehabt haben diese Nacht."

Die schwarze Fregatte segelte schnurstracks auf die Brigg los, als wollte sie sie übersegeln.

„Was hat denn das zu bedeuten," riefen die Offiziere und blickten überrascht ihren Capitain an. Dieser aber stand, finster auf das fremde Schiff blickend, an einen Mastbaum gelehnt und antwortete nicht.

„He da!" schrien die Matrosen — „oder habt Ihr noch den Schlaf in den Augen, daß Ihr uns nicht sehen könnt?"

„Herr Capitain," sagte einer der Offiziere schreckensbleich. „Halten Sie das da in der That für eine Fregatte der Union?"

„Er wird es uns bald zeigen, wer er ist," antwortete Brocklyn lakonisch, ohne den Fragenden anzublicken. „Zuvörderst aber wollen wir ihm zeigen, wer wir sind."

Der erste Lieutenant gab das Kommando, und im nächsten Augenblick war das Sternenbanner der Union aufgehißt.

Die Fregatte nahm gar nicht Notiz davon, sondern verfolgte in derselben Weise ihren Cours. Schon hatte sie sich auf Sprachrohrweite genähert, und die Mannschaft des Macdonald begann bereits mit großer Besorgniß das fremde Schiff zu betrachten und allerlei Vermuthungen über dasselbe laut werden zu lassen; da endlich fand die Fregatte es für gut, den Schleier des Geheimnisses zu lüften.

Langsam stieg die Flagge den Mast hinauf und als oben der Wind sie entfaltete, erkannte die Mannschaft des Macdonald zu ihrem Entsetzen die Flagge der Conföderation.

Waren sie noch zweifelhaft über die Absicht und den Charakter dieser Fregatte, so wurden ihre Zweifel vollends gelöst, als zugleich vorn am Bug, wo bisher nur eine bloße Nummer zu lesen war, eine Klappe herabfiel; unter derselben stand in rother Schrift auf schwarzem Grunde der Name, der für jeden Seemann der Union die Gewißheit war, daß er verloren sei, der Name „ALABAMA".

Die Offiziere und Mannschaften standen wie versteinert da, der Capitain lehnte noch immer finster blickend an dem Mast. Mr. Crofton und die Damen, die eben auf's Deck gekommen waren, jammerten und klagten, namentlich Mrs. Lincoln, die es sich nicht verzeihen konnte, allen Warnungen zum Trotz doch an Bord des Macdonald gegangen zu sein.

„Mir ahnte ein Unglück," sagte Lavinia, „meine Ahnung hat mich nicht getäuscht. Nun werden wir dasselbe Unglück haben, was unsern lieben Eugene betroffen hat; sein Schiff wurde auch von diesem gekapert und er selber gefangen an Bord desselben gehalten. Vielleicht haben sie ihn gar getödtet."

„Ich habe mir gleich gedacht," fügte der Oberbootsmann hinzu, daß es mit dieser schwarzen Fregatte nicht richtig ist. Schon wie sie da im Hafen lag so still und so harmlos, hatte sie das Ansehen einer Katze, die auf der Lauer liegt; und nun gar wie das Schiff ohne Haverie durch den Sturm gekommen ist, das ist nicht mit rechten

Dingen zugegangen. Ich sage, das Schiff wird vom Gottseibeiuns selbst geführt und kann hier und in den chinesischen Gewässern zu gleicher Zeit sein. — Es war Bestimmung, Miß," fügte er, sich an Lavinia wendend, hinzu, „daß wir gekapert werden sollten. Warnungszeichen haben wir Alle gehabt, aber wir haben sie nicht beachtet."

„Ach Gott," klagte die Wittwe des Capitain Lincoln, „hätte ich doch den alten Beischiffsführer meines Mannes, den guten Mr. Blunt, über das schwarze Schiff befragt, er hätte mir bestimmt Auskunft gegeben, er hatte für Schiffe ein so erfahrenes Auge."

„Er hätte sich möglicher Weise doch in diesem Schiffe geirrt," versetzte der Oberbootsmann. „Erinnern Sie sich, Mr. Crofton, wie der naseweise Advokat in der „Blauen Flagge" es für ein Kohlenschiff hielt? — Ich wollte, wir hätten diesen Esel, der die Wellen des Kielwassers mit dem Backbord durchschneiden sah, hier an Bord, da könnte er innerhalb einer halben Stunde mehr von den Abenteuern einer Seefahrt erleben, als er sich je hat in seiner Schreibstube träumen lassen."

„Am Besan wird eine rothe Flagge gehißt, Capitain," unterbrach der erste Lieutenant die Ergüsse des Oberbootsmannes.

„Laßt sie signalisiren, so viel sie wollen," antwortete Brocklyn kurz. „Es kann uns noch in der letzten Minute Hilfe kommen."

„Beigedreht!" donnerte der Ruf durch das Sprachrohr von der Alabama herüber.

Brocklyn lachte bitter.

„Ich will das letzte versuchen," murmelte er. — „Ich werde die Ladung preisgeben und mein Heil noch einmal in der Flucht versuchen."

Er griff zum Sprachrohr:

„Alle Segel beigesetzt und die Geschütze und schwere Ladung über Bord!" kommandirte er.

Sein Kommando aber war auf dem andern Schiff gehört, und noch ehe mit der Ausführung desselben auch nur der Anfang gemacht war, öffnete sich eine Stückpforte der Alabama, ein Feuerstrahl drang daraus hervor, der Donner der Kanone dröhnte über die weite See hin, und die Kugel sauste durch das Takelwerk des Macdonald.

Der Capitain Brocklyn achtete nicht darauf, und als er sah, wie seine Offiziere zauderten und ihn fragend anblickten, rief er ihnen in barschem Tone zu:

„Was wollen Sie, meine Herren? Sie haben mein Kommando gehört, thun Sie, was Ihre Pflicht ist!"

„O nicht doch," warf sich hier Mr. Crofton ins Mittel, machen Sie keinen vergeblichen Versuch, der uns Allen möglicher Weise das

Leben kostet. Drehen Sie bei, Mr. Brocklyn. Ich sehe, wir retten die Ladung doch nicht, so wollen wir wenigstens nicht noch unser Leben aufs Spiel setzen.“

„Beigedreht!“ kommandirte Brocklyn.

Unverzüglich wurde dem Befehle gehorcht. Die Segel wurden so gestellt, daß der Wind von der entgegengesetzten Seite sich darin fing und dadurch das Schiff zum Stillstehen brachte.

Die Alabama machte dasselbe Manöver, gleichzeitig ward von derselben ein Boot herabgelassen und mit einem Offizier und sechs Matrosen bemannt, die dem Macdonald zuruderten.

Fünf Minuten später stand der Lieutenant Armstrong auf dem Deck des Macdonald.

Brocklyn schritt ihm mit düsterer Miene entgegen.

„Sie sind der Capitain dieses Schiffes?“ redete ihn Armstrong an.

„Es ist nicht nöthig, die Comödie weiter zu spielen,“ unterbrach ihn Brocklyn halblaut. „Es ist mir widerwärtig, die Maske länger zu tragen. Beenden Sie ihr Geschäft; machen Sie's kurz.“

„Ihre Papiere, Herr Capitain,“ fuhr Armstrong laut fort, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen.

Brocklyn reichte sie ihm schweigend.

„Aus den Papieren ersehe ich,“ fuhr der Lieutenant des Kaperschiffes fort, „daß Schiff und Ladung unionistisches Eigenthum sind; — im Namen der Conföderation erkläre ich das Schiff für eine Prise der Alabama und übernehme von diesem Augenblicke das Kommando auf demselben. — Die Flagge herunter!“

Das Banner der Union senkte sich langsam herab.

Dies war das Zeichen, von der Alabama Böte auszusetzen, um die Mannschaften und werthvollen Effecten an Bord derselben zu bringen.

„Mr. Armstrong,“ wandte sich Brocklyn an diesen, „ich hoffe, daß man gegen die Passagiere dieses Schiffes mit mehr Rücksicht verfahren wird, als Sie sonst gegen Kriegsgefangene zu nehmen pflegen. Es sind Damen an Bord.“ —

„Ich weiß, ich weiß,“ unterbrach ihn Armstrong, „und ich bin Ihnen wenig zu Dank verpflichtet, Sir, daß Sie sich bemühten, die Damen von der Fahrt abzubringen. — Beruhigen Sie sich indessen, man wird den Damen begegnen, wie es die Rücksicht gegen Damen und wie es meine Verehrung für Miß Lavinia erfordert. — Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, Miß Crofton?“

Die letzten Worte waren an Lavinia gerichtet, die eben mit ihrer Tante der Fallreepstreppe zuschritt, um in eines der Boote einzusteigen.

Brocklyn biß die Lippen zusammen. Ob Lavinia seinen Aerger

bemerkte? Es war wohl möglich, denn ihr Blick traf erst ihn, ehe sie dem Lieutenant antwortete:

„Ich danke Ihnen, Sir," und den Arm ihres Vaters ergriff.

Passagiere und Mannschaften waren bald hinübergeschafft auf die Alabama. Nun ging es an ein Durchsuchen des Schiffes nach werthvollen Objecten. Das baare Geld war bereits von Brocklyn an Armstrong abgeliefert. Der Steuermann nahm die Sextanten, den Compaß, die Fernröhre; der Segelmacher, was er von Segeln und Tauwerk brauchen konnte; der Geschützmeister das Pulver und die transportablen Waffen. — Jeder nach seinem Belieben und Ermessen, was indessen Alles zusammengenommen nicht so gar viel war, denn zwei Böte waren genügend, das Ausgewählte hinüber zu schaffen.

Zum letzten Male kehrten die Böte nach dem Macdonald zurück, diesmal mit Theertonnen, Wachs, Werg und anderen Brennstoffen beladen, welche unter die geöffneten Luken gelegt und angezündet wurden. —

Die Matrosen des Macdonald erhielten, so wie sie das Deck der Alabama betraten, Handeisen, die Officiere wurden nicht gefesselt, indessen wurde Ihnen ein Platz auf dem Schiffe angewiesen, den sie nicht verlassen durften.

Mr. Crofton und die Damen wurden von Semmes mit ausgezeichneter Höflichkeit empfangen.

„Es ist mir bereits von Mr. Armstrong Ihre Ankunft angezeigt," sagte er verbindlich, „und ich habe die vordere Cajüte zu Ihrer Aufnahme herrichten lassen, wollen Sie sich gefälligst dahin bemühen?"

Mr. Crofton war auf's Höchste überrascht.

„Mr. Armstrong?" sagte er. „Derselbe Herr, der eben sich drüben auf dem Macdonald befindet?"

„Derselbe Sir."

„Woher konnte der aber von der Ankunft der Damen wissen? Woher konnte er auch nur vermuthen, daß meine Schwester und Tochter sich an Bord des Macdonald befänden?" —

„Ich war so frei, ihm das mitzutheilen," sagte der alte Seemann, der sich grinsend zu Mrs. Lincoln drängte.

„Was?" rief diese. „Sie hier? Mr. Blunt, der Beischiffsführer auf dem Schiffe meines seligen Gemahls?"

„Hä, hä, hä!" lachte der Seemann, mit seinem Galgengesicht die Matrone anblickend. — „Ich gebe Ihnen die Versicherung, Ma'am, daß ich Ihren werthen Herrn Gemahl in meinem Leben mit keinem Auge gesehen habe. Aber hatte ich nicht Recht, als ich sagte, der Macdonald ist ein gutes Schiff? — Haben nicht die Wuh-

lingen und das Bugspriet, wofür Sie so sehr besorgt waren, im Sturm gut gehalten, he?"

Während vor Erstaunen und Entrüstung die Dame bald roth bald blaß wurde, stand seinerseits der Oberbootsmann mit weit offenem Munde und stierte den Capitain des Kaperschiffes an.

„He, Mr. Crofton!" flüsterte er, diesen am Aermel zupfend. „Sehen Sie nichts?"

„Was denn?" fragte dieser.

„Ich will keine Loggschnur von einem Ankertau unterscheiden können, wenn ich den da nicht kenne!"

„Den Capitain?"

„Ja, den Capitain! — Ich will verdammt sein, es ist entweder der Satan selber, oder es ist der naseweise Advocat aus der „Blauen Flagge", obwohl er jetzt zwei Augen hat wie ich selbst und auf seinen Beinen so grade geht wie Metropolitain-Policeman."

Die Unterhaltung wurde hier unterbrochen, denn in diesem Augenblick richteten sich die Blicke Aller auf den Macdonald, aus dessen Luken eben die Flammen lodernd emporschlugen.

Da lag das stolze Schiff mit seinen hohen Masten und seinen schneeweißen Segeln, das Schiff, welches der Stolz jedes Seemannes sein würde, so ruhig und so leicht sich wiegend, als ob es nur des Augenblicks harrte, um mit seinem Kiel weit hinauszufliegen in die endlose See. Noch verspürte es das vernichtende Element, das in seinem Innern wüthete, nicht.

Eben als Mr. Armstrong vom Macdonald abstieß, da durchbrachen die Flammen das Deck und züngelten sich wie feurige Schlangen die Masten hinauf. Die Leinwand der Segel löſ'te sich ab und ward vom Winde wie glühende Drachen auf die See hinaus getrieben. Im Zickzack schoß die Lohe durch das Takelwerk, die getheerten Taue zerstörend. — Wenn ein brennendes Schiff nicht ein Anblick wäre, der jedem Seemann das Herz brechen muß, so würde Jeder, der dergleichen sah, einräumen, daß es ein Anblick ist so großartig schön, daß er der Beschreibung sich entzieht. Nur der kann sich eine Vorstellung davon machen, der je ein Schiff brennen sah; zu vergleichen ist mit solchem Schauspiel kein anderes. — Das Schiff erschien, in Feuer gehüllt, wie in einer feurigen Wolke schwebend, gleichsam wie ein Nebelbild auf glühendem Hintergrunde. Regungslos lag es da, dem furchtbaren Element preisgegeben, bis die Wände anfingen der Hitze nachzugeben und in weiten Fugen sich zu öffnen. Da begann das Schiff zu schwanken, erst wenig, dann heftiger, als ob es seine Kräfte anstrengte, dem wüthenden Element Widerstand zu leisten. Bald hob es den Bug, bald senkte es ihn hinunter. Zischend fielen die brennenden Masten in die See, und das ganze Schiff hatte jetzt das Ansehen eines riesigen

Feuerballes, einer glühenden Masse, die sich auf den Wellen bewegte. — Da zum letzten Male machte es eine Bewegung — tief senkte es seinen Bug in die Wogen bis es mit dem Spiegel fast senkrecht über dem Wasser stand, und wie ein feuriges Seeungeheuer tauchte es in die zischend emporspritzenden Fluthen hinab.

Die stolze Brigg mit all den Schätzen, welche sie trug, eine halbe Million Dollars an Werth, war auf immer verschwunden und nur ein brausender Wasserwirbel zeigte einige Sekunden lang die Stelle, an welcher das Meer seine Beute verschlungen hatte. —

Als sich die Damen wehmüthig bewegt von dem Schauspiel abwandten, sahen sie den Capitain Brocklyn hinter sich mit zusammengebissenen Lippen finster auf die See hinausschauend. Neben ihm stand der alte Oberbootsmann, der sich mit dem Aermel seiner Jacke eine Thräne von den braunen Wangen wischte. Eine Stille herrschte, trotz der Menge der Zuschauer, als ob man soeben ein sehr schmerzvolles Leichenbegängniß beendet habe. Niemand sprach, nur mit Blicken sagten sich Alle, daß sie Gleiches fühlten.

Eine feine, fast weibliche Stimme, welche die Damen anredete, unterbrach das Schweigen:

„Wollen Sie sich nicht in Ihre Cajüte verfügen, meine Damen? Sie sind durch das eben Erlebte bereits sehr angegriffen, das Geschäft aber, was wir jetzt hier an Bord der Alabama vorzunehmen haben, würde Sie nur noch mehr aufregen."

Es war der Lieutenant Armstrong, der diese Worte sprach, die er noch dadurch unterstützte, daß er Lavinia den Arm bot und mit ihr voranging nach der Treppe am entgegengesetzten Ende des Schiffes.

Mr. Crofton, Brocklyn und Mrs. Lincoln folgten ihnen.

„Welcher Art ist das Geschäft, was sie vorzunehmen haben?" fragte Lavinia ihren Begleiter.

„Es ist eine Execution, Miß," war die Antwort.

„Gegen einen von unseren Leuten?" fragte sie erschrocken.

„Nein, Miß. — Ein verrätherischer Yankee soll seinen Lohn empfangen. Unter der Maske eines Lootsen schlich er sich auf unser Schiff, aber nicht um es sicher zu führen, sondern um es auf den Klippen von Lynnes-Eiland zerschellen zu lassen. Wir hatten zu der Execution nicht eher Zeit, denn die Nacht hatten wir mit dem Sturm zu kämpfen, und seit Tagesanbruch beschäftigte uns die Jagd auf den Macdonald."

Sie schritten eben an dem Hauptmast vorbei, an welchen der Mann, von dem Armstrong gesprochen hatte, gebunden war, und zwar mit dem Rücken den Kommenden zugewandt.

„Der Unglückliche," dachte Lavinia, einen Blick inniger Theil-

nahme auf den Gefesselten werfend. „Er muß sein heldenmüthiges Wagestück mit dem Leben bezahlen.“

Sie waren bereits an dem Mast vorbei und nahe an der Treppe. Lavinia konnte der Neugierde nicht widerstehen, dem Manne, dessen That sie bewunderte, ins Gesicht zu blicken.

Sie warf einen schnellen Blick hinter sich. Plötzlich hielt sie inne und ließ den Arm ihres Führers los. Die Blässe ihres Gesichts zog sich bis in ihre Lippen. Sprachlos, regungslos stand sie einen Augenblick da, mit weit aufgerissenen Augen auf den jungen Mann blickend, der dort an den Mast gebunden war und seine Augen in dumpfer Verzweiflung an den Boden heftete.

„Lavinia, mein Kind, was ist Dir?“ rief Mr. Crofton, seine Tochter besorgt umfassend.

Auch Brocklyn eilte bestürzt zu ihr und forschte voller Theilnahme nach der Ursache ihres Schreckens.

Sie stieß, statt einer Antwort, einen durchdringenden Schrei aus. dann riß sie sich aus dem Arme ihres Vaters los und stürzte auf den Gebundenen zu.

„Eugene, mein theurer Eugene!“ rief sie und schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Eugene?“ wiederholte Mr. Crofton. — „Ja, bei Gott, es ist Eugene Powel. Was hat das zu bedeuten, wie kommt er in diese Lage?“

Mr. Armstrong wiederholte, was er eben Lavinia von dem Verbrechen des jungen Mannes gesagt hatte.

„Sie sprachen eben den Namen Powel aus,“ flüsterte Brocklyn, Mr. Crofton am Arme nehmend. „Auch mir ist der Name bekannt Ist der junge Mann aus New-York?“

„Es ist der Bruder meines besten Freundes,“ antwortete Crofton, „der Bruder von Charles Powel in New-York, früher Inhaber einer bedeutenden Firma, jetzt aber in schlechten Umständen. Mein Gott, welches Unglück trifft doch alles diese Familie.“

Brocklyn wandte sich ab und preßte die Hand an seine Stirn.

„Charles Powel, das Opfer meines Vaters,“ murmelte er: „und dieser heldenmüthige Jüngling sein Bruder. — Ha, das ist eine Gelegenheit, einen Theil der Schuld zu sühnen, die mein Vater auf sich geladen, ich muß ihn retten!“

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die Anklage.

Der Besitzer von Georgesville und den Plantagen der Nachbarschaft, der reichste Mann von Kentucky, Mr. George Cleary, schritt unmuthsvoll in der Veranda auf und ab. Seine Stirn war von Sorgen gefurcht, und seine Augen blickten düster auf den Boden.

Auf dem Lehnstuhle an der Brüstung der Veranda saß die behäbige Gestalt Seiner Ehrwürden des Pfarrers, Mr. Payne, der mit seinem wohlwollendsten Lächeln den Bewegungen Mr. Cleary's folgte, so oft dieser ihm aber den Rücken zukehrte, hätte man ein verschmitztes Blinzeln in seinen kleinen grauen Augen wahrnehmen können.

An der Thür stand die Negerin Janita, einen Säugling im Arm und schien der Befehle ihres Herrn zu warten. Sie hatte bereits mehrere Minuten vergeblich gewartet, ehe er sie anredete.

„Meine Frau ist ausgegangen?“ fragte er endlich in barschem Tone.

„Ja, Massah,“ antwortete die Negerin.

„Seine Ehrwürden wurde etwas unruhig. Zwar hielt der Pfarrer noch immer seine Hände über dem Wanst gefaltet und seine Züge verklärte noch immer das innigste Wohlwollen, aber die Daumen seiner dicken Hände bewegten sich ungeduldig, und um seinem lächelnden Mund prägte sich ein Zug von Verlegenheit aus.

„Wohin?“ fuhr Mr. Cleary fort.

„Sie ging den Weg nach dem Pfarrhause hinunter, die Ulmenallee entlang“ antwortete die Negerin.

„Nach dem Pfarrhause?“ wiederholte Mr. Cleary und blickte befremdet den Geistlichen an. — „Es ist gut, Janita, Du kannst gehen,“ wandte er sich an die Negerin.

Mr. Payne rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her.

„Sie sagten mir nichts davon, Mr. Payne,“ redete ihn Cleary an, als die Negerin hinausgegangen war. „Ist meine Frau nach der Pfarre gegangen, so muß sie Ihnen begegnet sein, Sir.“

„In der That, Sir, ich vergaß das zu erwähnen,“ entschuldigte sich der ehrwürdige Herr verlegen. „Ja, allerdings begegnete ich der gnädigen Frau.“

Sie wußte also, daß Sie nicht zu Hause waren und ging doch nach Ihrer Wohnung?"

„Nein, Sir — ich glaube — ich hörte — daß sie nur einen Spaziergang in der Ulmenallee machen wolle."

Er wischte sich den Schweiß von seiner Stirn, und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, denn er fühlte, daß die Lüge, die er eben gesagt hatte, geeignet sei, Mr. Cleary's Mißtrauen zu beseitigen und Verdacht von sich abzuwälzen.

In der That ließ Mr. Cleary dies Thema fallen und setzte seinen Gang durch die Veranda fort, während der Geistliche wieder seinen Bewegungen folgte; um aber ein Zurückkommen auf den für ihn etwas unangenehmen Gegenstand zu vermeiden, fand er es für gut die Aufmerksamkeit des Pflanzers auf ein anderes Feld zu leiten.

„Sie sind also bereit, Mr. Booth heute noch zu empfangen?" sagte er.

„Ja," antwortete Cleary. „Ich wundere mich nur, daß Mr. Booth erst durch Sie anfragen läßt. Er weiß, daß ich für ihn immer zu sprechen bin. Wann kam er bei Ihnen an, Sir?"

„Heute früh."

„Ich finde, daß er öfter in diesen Gegenden, als nöthig, ist. Die Zeit drängt, und er sollte sich beeilen, uns Resultate seiner Thätigkeit zu liefern."

„Nun, diesmal wird er Sie sicherlich zufrieden stellen können, Mr. Cleary."

„Hat er Ihnen über seine Thätigkeit bereits Mittheilungen gemacht?"

„Das nicht, aber ich habe zufällig ein Exemplar der gestrigen Nummer der New-Yorker Times erhalten, und darin finde ich einen Artikel, der, wenn ich mich in meiner Vermuthung nicht irre, jedenfalls mit der Thätigkeit unseres Freundes Mr. Booth in Verbindung steht. — Wollen Sie den Artikel hören?"

„Bitte, lesen Sie."

Mr. Payne zog aus seiner Tasche ein Zeitungsblatt hervor, faltete es bedächtig auseinander und begann:

„New-York, den 24. August. Seit mehreren Tagen sind, namentlich in der oberen Stadt, mehrere Erkrankungen vorgekommen, und zwar unter so eigenthümlichen und einander gleichenden Symptomen, daß man das epidemische Auftreten irgend einer Seuche befürchtet. In dem westlichen Viertel zählte man vorgestern allein gegen 600 Krankheitsfälle, worunter heute bereits 200 mit dem Tode endigten. Die Symptome, die, wie gesagt, in allen Fällen dieselben waren, sind, nach dem Gutachten der Sanitätscomissaire, die einer mineralischen Vergiftung; man suchte die Ursache

derselben in einem Miasma, das entweder in der Luft oder im Wasser verbreitet ist. Die bedeutendsten Chemiker in New-York sind bereits beschäftigt, diese beiden Elemente zu untersuchen. Eigenthümlich ist es, daß, während sonst derartige Seuchen stets die niederen Stadtgegenden am meisten heimsuchen, und die höher gelegenen gänzlich verschonen, ist es mit dieser ganz umgekehrt. Die Erkrankungen sind gerade an den höchsten Punkten am häufigsten und auch am gefährlichsten, während man in den untersten Stadtgegenden kaum etwas davon verspürt. In der Nähe des Wasserbassins, aus welchem New-York sein Wasser bezieht, waren alle Erkrankungen tödtlich.“ —

„Das wäre allerdings etwas,“ sagte Cleary, als der Geistliche seine Lectüre beendet hatte. „Jedenfalls steht Booth damit in Verbindung, denn er theilte mir bei seinem letzten Hiersein mit, daß er die Absicht habe, das Wasserreservoir zu vergiften. Ich bin wirklich gespannt auf die nächste Nummer der Times; ob die Chemiker die Ursache der Vergiftung herausfinden oder nicht, im ersten Falle wäre die Mühe vergebens gewesen.“

„Sorgen Sie nicht, Sir,“ entgegnete Mr. Payne. „Booth ist ein kühner Jüngling, und wenn er nur erst an meinem Sohne Robert, der sich gegenwärtig leider noch in Elmira in der Gefangenschaft befindet, eine kräftige Stütze gefunden haben wird, so wird er den heimlichen Kampf gegen die Union so wirksam führen, wie Lee den offenen. Er hat der Union bis jetzt zwar erst eine Wunde beigebracht, aber er wird ihr mehr und größere beibringen, an denen sie verbluten muß. Wie ein unsichtbarer Feind wird er für uns die Waffen schwingen und den Norden da treffen, wo er am verwundbarsten ist; und es wird geschehen, wie geschrieben steht: Ich will Dich krönen mit Sieg und Deine Feinde legen zum Schemel Deiner Füße.“

Cleary schien aber doch die Zukunft nicht in dem rosenfarbigen Lichte zu sehen, denn seine Stirn entwölkte sich nicht. Nachdem er wieder eine Weile sinnend auf- und abgeschritten war, sagte er:

„Was wird es uns aber helfen, wenn die Niederlage des Nordens nicht bald erfolgt? — Während wir den Feind nach Außen hin bekämpfen, bereitet sich das Verderben bei uns im Innern.“

„Sie fürchten die Sklavenaufstände, Sir?“

„Gewiß. — Sie halten nächtliche Zusammenkünfte, in welchen sie eine allgemeine Emeute förmlich organisiren. Ich fürchte, wenn wir nicht bald Mittel finden, dem vorzubeugen, so können wir schließlich froh sein, wenn wir nur das nackte Leben gerettet haben. Ich kann die Sicherheit von Breckenridge und Sanders nicht theilen, die da meinen, daß sich die Gefahr nur durch doppelte Strenge abwen-

den läßt. Ich darf es gar nicht wagen, auf eigene Hand eine milderere Behandlung der Sklaven anzuordnen, denn kommt es wirklich zum Aufstand, so würde man mir die Schuld beimessen und sagen: daß, wenn ich weniger human gewesen wäre, es nicht dahin gekommen sein würde."

„Ich bescheide mich zwar stets und beuge mich unter Ihrer Einsicht, Mr. Cleary," versetzte der Geistliche; „allein ich glaube in diesem Punkt haben jene Herren, von denen Sie sprachen, Recht. Denn der Neger ist eben kein Mensch, sondern nur eine Uebergangsstufe zum menschlichen Geschlecht. Man kann ein Thier und namentlich ein Thier, das man nur mit Mühe gezähmt hat, nur zum Gehorsam zwingen, wenn man es jeden Augenblick seine Uebermacht fühlen läßt. — Sie, Mr. Cleary, sind — verzeihen Sie mir den Tadel — ein wenig zu weichherzig. Sie sind viel zu sehr geneigt, den Neger für etwas Besseres zu halten, wie Ihre Pferde oder Ihre Schweißhunde. Das vergiebt Ihnen den Respect bei den Negern. Sie nehmen sich da z. B. des Kindes an, welches das Weib vorhin auf dem Arme hielt . . ."

„Ich wollte das Kind, namentlich ein so hübsches Kind, nicht umkommen lassen. Sanders hatte die Mutter todtpeitschen lassen," unterbrach ihn Cleary, sich entschuldigend.

„Nun, ich sage nichts darüber," fuhr der Geistliche fort, „daß Sie das Kind mitnahmen, wenn es gedeiht, so können Sie später eine hübsche Summe dafür fordern; ich tadle es nur, daß Sie das Kind in Ihrem Hause und nicht in den Niggerhütten erziehen lassen. Glauben Sie, daß Sie sich bei irgend Einem Dank erwerben?"

Mr. Cleary wußte recht gut, daß des Geistlichen Ansicht diejenige war, die alle seine Freunde theilten, und wagte daher nicht, zu widersprechen.

„Sie werden sich keinen Dank dadurch erwerben," beantwortete Payne selbst seine Frage; „eben so wenig, wie es Ihnen der Bube, der Noddy, dankt, daß Sie ihn fast wie einen Sohn behandelt haben. Der Junge ist falsch und tückisch wie alle Nigger."

„Noddy? — Nein, Mr. Payne, das glaube ich nicht, er ist mir treu ergeben, daß ich darauf schwören möchte, er ließe sein Leben für mich."

„Schwören Sie nicht, Mr. Cleary. Haben Sie vergessen, daß er kürzlich bei dem Nigger-Meeting im Walde zugegen war?"

„Er ist verleitet, aber falsch ist er nicht."

„Sie werden es erleben, Sir. Wo ist er z. B. in diesem Augenblick?"

„Ich weiß es in der That nicht, aber ich denke, er wird Fanny spazieren fahren; ich werde sogleich Janita fragen."

„Lassen Sie es, Sir," versetzte der Geistliche, ihm in den Arm

fallend, als er nach der Klingel griff; „ich werde selbst nachsehen und Ihnen über sein Beginnen Auskunft geben. Bei Miß Fanny ist er nicht, das weiß ich bestimmt, denn ich traf, als ich kam, die junge Dame allein im Garten. Ich bin überzeugt, daß er irgendwo mit den Niggern conspirirt."

Mr. Payne schlich sich mit einer Behutsamkeit durch den Garten, die um so mehr anzuerkennen war, als bei seiner Corpulenz seine Bewegungen ziemlich ungeschickt waren. Vorsichtig spähte er durch das Gebüsch bis er an den Rand des Parkes kam, dort zog sich ein Canal hinter dem Pavillon vorbei nach dem Flusse hin. Hier gewahrte er den Knaben und sah, wie derselbe mit aller Kraftanstrengung ein schweres Boot den Kanal hinauf bis hinter den Pavillon zog. Payne stellte sich hinter ein Weidengesträuch und beobachtete ihn. Als der Knabe eben das Boot in der Nähe des Pavillons an einen Pfahl gebunden hatte, trat Janita aus dem Park, das Quadroonenkind auf dem Arme.

„Was machst Du da, mein lieber Noddy?" redete sie ihn an. „Komm her, ich habe Dir etwas Wichtiges mitzutheilen.. Du hast sie neulich im Walde Alle gerrettet, und mein Mann Rogue hält große Stücke auf Dich . . . Sie haben wieder eine Zusammenkunft, und zwar . . ."

Hier schlossen sich ihre Lippen, denn sie hatte den Geistlichen bemerkt, so sehr er sich auch bemühte, seine kolossale Figur zu verstecken.

„Der Spürhund," flüsterte sie. „Warte, an ihn kommt auch die Reihe!"

Mr. Payne beeilte sich, das, was er gesehen und gehört hatte, Mr. Cleary mitzutheilen.

„Sagte ich es Ihnen nicht, Sir, der Bube verräth Sie? — Ich habe ihm seine Schurkerei schon längst angesehen, sein Gesicht sieht für einen Nigger zu klug aus. Schon seit längerer Zeit hintergeht er Sie, darauf können Sie sich verlassen."

Mr. Cleary war auf's Höchste erschrocken. Jetzt entsann er sich, daß ihm die Verstörtheit des Knaben schon öfter aufgefallen sei, und daß sein Verkehr mit den Sklaven jetzt häufiger und vertraulicher sei, als früher. Er zitterte fast.

„Noch eins fällt mir ein," fügte er hinzu; „als ich kürzlich in seiner Gegenwart gegen meine Frau äußerte, es sei wohl gerathen, meine Goldbarren in Sicherheit zu bringen, rieth er mir mit wahrer Bestürzung und mit einem Eifer, der mich befremdete, davon ab."

„Sehr erklärlich, entweder er hat die Goldbarren schon gestohlen, oder er ist im Begriff sie zu stehlen," antwortete der Geistliche.

„Gerechter Gott!" rief Cleary. „Der Bube bringt mich ins

Elend. Bestellen Sie meinen Vögten, sie sollen den Knaben greifen und herbringen."

Diese letzten Worte hörte Fanny mit an, die eben eintrat. Sie hob verwundert ihre Augen zu dem geängstigten Vater auf.

„Die Vögte sollen Noddy greifen?" fragte sie. „Schicke mich, Vater, ich will ihn rufen. Noddy thut uns kein Leid, er hat uns sehr lieb."

Ein gewisses Verlegensein röthete seine Wangen. Noddy's liebevolles, keiner Verstellung fähiges Herz lag vor seinen Blicken, er wiederholte sich die hunderte von Beweisen der treuesten, hingebendsten Liebe des Knaben und empfand Reue wegen seines Verdachts.

„Nein," sagte er. „Noddy ist kein Verräther, Fanny hat recht, er liebt uns."

Der Geistliche schüttelte bedenklich den Kopf.

„Der Bube ist über seine Jahre klug. Obgleich er erst 13 Jahre zählt, nimmt er es an Schlauheit mit all seinen Stammgenossen auf. Er täuscht Sie, glauben Sie mir. Wenn ich Ihnen freundschaftlich rathen kann, so hüten Sie sich und haben Sie Acht auf Ihre Goldbarren."

Damit griff Mr. Payne nach seinem Hut und empfahl sich.

Während der letzten Worte des Geistlichen hatte sich Fanny unbemerkt hinausgeschlichen und kehrte, als jener eben das Zimmer verließ an Noddy's Hand zurück mit den Worten:

„Da bring ich Noddy. Ich habe ihn gerufen, und er ist gleich gekommen."

„Du bist ja so durchnäßt, wo bist Du gewesen?" fragte Mr. Cleary den betretenen Knaben.

„Am Wasser," antwortete dieser etwas zögernd.

„Und was hast Du am Wasser begonnen?"

Noddy verstummte.

„Du scheinst Dich nicht besinnen zu können. Ich will Deiner Erinnerung zu Hilfe kommen. Du sprachst mit Janita über eine nächtliche Zusammenkunft. — Mein Sohn, hüte Dich; wir haben Deinen geheimen Verkehr mit den Negern bemerkt, und Mr. Payne hat Dich in starkem Verdacht der Treulosigkeit. Ich will jedoch Deine Jugend berücksichtigen und Dich nur für einen Verführten halten, wenn Du ein offenes Bekenntniß ablegst über die Pläne Deiner Stammgenossen."

Da brach Noddy in heftiges Weinen aus.

„Treulos — ich?" schluchzte er zu Cleary's Füßen niedersinkend. „Ja," — fügte er nach einer Pause hinzu — „treulos habe ich werden wollen, aber nur an dem Volke meines Blutes, nicht an meinem Wohlthäter! Nicht an Fanny!"

„Noddy, sieh mich an," sagte Cleary gütig.

Noddy erhob das bethränte Auge zu seinem Wohlthäter, und dieser fuhr fort:

„Ich mißtraue Dir nicht, und will Dir glauben, was Du mir sagen wirst; entdecke mir ohne Rückhalt: gährt es unter meinen Sklaven?“

„Ihre Sklaven ersehnen, was alle Gefesselten auf Erden wünschen, die Freiheit,“ versetzte Noddy. „Noch haben Sie nichts zu fürchten, um Ihnen aber in dem geeigneten Augenblick Hilfe leisten zu können, darum setzte ich mich in genauere Verbindung mit meinen Blutsfreunden. — Aber noch droht Ihnen keine Gefahr, von dieser Seite nicht.“

Cleary sah den Knaben forschend an, als derselbe plötzlich stockte.

„Du verbirgst mir etwas, Noddy, Du hast noch ein Geheimniß vor mir.“

Des Knaben Augen füllten sich von Neuem mit Thränen. Er umklammerte die Knie seines Wohlthäters und schluchzte laut, ehe er sprechen konnte.

„Ja, Massah, ich habe ein Geheimniß, aber ich weiß nicht, ob ich recht thue, wenn ich es Ihnen offenbare. Es brennt mir auf dem Gewissen, aber ich habs doch im Herzen behalten, weil ich mich fürchtete, Ihnen wehe zu thun.“

„Sprich, Noddy, ich befehle es Dir, Dein Benehmen beunruhigt mich. — Auf der Stelle sage, welches ist das Geheimniß.“

Der Knabe blickte sich um nach dem Platz, wo Fanny gesessen hatte, diese aber war hinausgegangen; das schien ihm Muth zu machen.

„Massah,“ rief er, „Sie sind verrathen! — Mrs. Cleary, Ihre Gemahlin, verräth Sie!“

Cleary sprang empor. Seine Augen rollten wild.

„Bube, was wagst Du auszusprechen!“ schrie er. „Nichtswürdiger, weißt Du, daß Dir diese Lüge das Leben kosten wird?“

„O, Massah, ich würde das Leben gern verlieren,“ erwiderte der Knabe unter Thränen, „wenn ich damit ungeschehen machen könnte, was ich gesehen habe.“

„Was hast Du gesehen?“

„Ich habe mehr als einmal Mrs. Cleary im Arm eines Mannes gesehen, und ich weiß, daß sie in diesem Augenblick mit ihm zusammen ist.“

Cleary vermochte vor Wuth und Aufregung nicht zu sprechen, aber seine Lippen bebten und bewegten sich, um eine Frage zu thun. Noddy verstand ihn und fuhr unaufgefordert fort:

„Jedes Mal, wenn Mr. Booth in der Pfarre ankommt, erhält Mrs. Cleary einen Brief durch einen Sklaven Mr. Payne's.

Dann geht sie auf die Pfarre, und Mr. Payne geht aus und läßt sie Beide allein. Ich bin, um sie zu begleiten und zu beschützen, ihr oft nachgegangen und habe es gesehen. Mr. Payne weiß, daß ich es gesehen habe, und er hat mir seit der Zeit verboten, auf die Pfarre zu kommen. Heute früh hat Mrs. Cleary auch einen Brief durch den Sklaven Mr. Payne's erhalten, sie ist hingegangen und ist mit Booth allein gewesen, so lange Mr. Payne hier war."

Cleary rang gewaltsam nach Fassung; aber es gelang ihm nicht, dieselbe zu gewinnen. Mit beiden Händen packte er den Knaben bei den Schultern und schüttelte ihn.

„Höre, Bube!" rief er mit vor Wuth erstickter Stimme. „Ich will mir Gewißheit verschaffen. Sprachst Du die Wahrheit, so will ich Dir danken und will Dich lieben wie meinen Sohn. Hast Du mich aber belogen, so erwürge ich Dich mit diesen meinen Händen!"

„So setzen Sie sich schnell zu Pferde," versetzte Noddy. „Reiten Sie um den Hügel herum, aber reiten Sie schnell, dann werden Sie früher ankommen als Mr. Payne, der die Ulmenallee hinabgegangen ist, und ich will sterben, wenn Sie nicht sehen, daß ich die Wahrheit sprach."

Kaum zwei Minuten später ward Mr. Cleary's Pferd vorgeführt. Mit verstörtem Gesicht sprang er hinauf, drückte dem Thier die Sporen in den Leib und jagte in wüthendem Galopp den Hügel hinab nach dem Hause des Pfarrers.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

In den Armen des Buhlen.

Am Morgen desselben Tages hatte, in seiner Besorgniß wegen eines Aufstandes der Sklaven, Mr. Cleary seinen Vögten anempfohlen, gegen die Neger eine menschliche und vorsichtige Behandlung eintreten zu lassen. Allein der Oberaufseher vertraute seiner eigenen Erfahrung viel zu sehr.

„Wenn man den Bestien erst zeigt, daß man sich fürchtet," sagte er zu seinen Vögten, als er Mr. Cleary wegreiten sah, „so hat man verspielt. Kehrt Euch nicht daran, was Mr. Cleary darüber denkt, sondern thut, wie ich Euch sage. Lieber Zehn auf der Tortur umkommen lassen, als Einem etwas nachsehen. Ich möchte wohl sehen,

wohin es führen würde, wenn wir zum Beispiel diesem unbändigen Vieh, dem Rogue, einmal die Peitsche nicht applicirten, wenn er sie verdient hat."

„Der Rogue ist auf einige Zeit unschädlich," bemerkte einer der Vögte.

„Ihr habt ihm also wegen seines nächtlichen Besuches im Walde den Klotz angelegt?"

Die Vögte berichteten, daß es geschehen sei und zwar nicht ohne große Schwierigkeit.

„Es ist gut," sagte der Oberaufseher. „Wir wollen ihnen jetzt zeigen, daß wir ihrer Wuth spotten. Lassen Sie uns heute gleich die Stempelung vornehmen."

Das Stempeln der Negerkinder geschah durch Einbrennen eines Namenszuges und einer Jahreszahl. Es war dies ein Act, der stets die Wuth und Erbitterung der Schwarzen im höchsten Grade zu erregen pflegte, und der Oberaufseher zeigte nicht geringen Muth, daß er diese Anordnung zu einer solchen Zeit der Aufregung traf. — —

Cleary mochte etwa eine halbe Stunde fort sein, da verkündete das gellende Geschrei der Kinder, daß man begonnen hatte, den Befehl des Oberaufsehers zur Ausführung zu bringen.

Rogue, der wildeste und kräftigste der Neger, Janita's Mann, der sich einmal bereits so weit vergessen, daß er seine Hand nach seiner Herrin ausstreckte, hatte sich jetzt von neuem dadurch vergangen, daß er, wie man erfahren, die nächtlichen Neger-Meetings besucht hatte. Zur Strafe war er an einen schweren Klotz geschlossen und ihm doppelt so schwere Arbeit als sonst auferlegt.

Er war mit einem Schwächlinge zusammengekoppelt, dessen mangelnde Kraft er durch seine Riesenstärke ersetzen sollte, und eben beschäftigt, einen mit Ballen schwer beladenen Wagen über den Hof zu ziehen. Als er an den Sklavenwohnungen vorüberkam schlug das jämmerliche Kindergeschrei an sein Ohr.

Er horchte: — das war die Stimme seines jüngsten Kindes, und jenes wiehernde Gelächter, welches den Jammer überschrie — das gehörte dem Oberaufseher.

Im Fluge warf der wüthende Neger das Joch ab, packte mit übermenschlicher Kraft den Klotz, welchen er nachschleppte, und sprang mit seinen gefesselten Füßen in gewaltigen Sprüngen dem Schauplatz der Marter seines Kindes zu.

Der Aufseher an dem Wagen, von dem sich Rogue losgerissen, rief dem Oberaufseher das Warnungssignal zu, sein Ruf aber wurde von dem Geschrei des Kindes übertönt, und der Oberaufseher bemerkte seinen Feind nicht eher als in dem Augenblick, da dieser neben ihm stand und den hoch emporgehobenen Klotz auf den Schädel



Der Tanz des Negermädchens.

des Oberaufsehers fallen ließ, dessen Hirn die nahen Wände bespritzte.

„Das war ich, der Vater dieses Kindes,“ schrie er. „Jetzt bist Du todt und wehe den Andern!“

Er beugte sich zu seinem Kinde nieder, dessen Brandwunde betrachtend. Dieser Anblick erneute seine Wuth, und in diesem verhängnißvollen Augenblick bog grade Noddy, welcher Fanny in einem Wagen zog, um die Ecke.

„Nein,“ brüllte der Neger; „ich will nicht, daß wir allein mit der Schande gebrandmarkt werden!“

Er riß das glühende Eisen aus dem Kohlenfeuer und sprang auf den Wagen zu, den Noddy zog. — Flehend und um Hülfe rufend warf der Knabe sich ihm in den Weg. Der Schwarze schleuderte ihn zurück und donnerte, indem er Fanny's Haar um seine Hand wickelte:

„Du weiße Brut, Deines Vaters Kind will ich zeichnen, wie Dein Vater meine Kinder gezeichnet hat. — Rühre Dich nicht, oder ich schlage Dir das Hirn ein!“

Er senkte den Stempel gegen Fanny's Nacken.

Da raffte sich Noddy auf und griff mit der linken Hand nach der Stange, welche des Negers Arme von einander trennte, und mit der rechten in das glühendheiße Eisen.

„Laß los, thörichter Bube!“ brüllte Rogue. — „Kind um Kind — Dir will ich nichts thun, Du bist ja ohnehin Einer der Unsern!“

Aber Noddy ließ nicht los. Seine bratende Hand umklammerte noch fester das glühende Eisen und hielt es so lange fest, bis er, von Rogue's Faust getroffen, besinnungslos niedertaumelte und die geopferte Rechte unwillkürlich sinken ließ.

„Die Hand hättest Du retten können, Du Thor!“ schrie der Sklave.

Er drückte das Eisen zwischen Fanny's Schultern, und ohnmächtig sank sie neben Noddy nieder.

„Nun, Rogue, zu dem Dritten! Nun einmal mit dem Mord angefangen ist, darf nicht aufgehört werden, bis mein Muth gekühlt ist.“

Mit diesen Worten stieß der Neger, beide Arme starr ausstreckend, mit Löwenstärke gegen die Ecke des Gebäudes; das Blut spritzte aus seinen zerrissenen Handgelenken, doch auch die rostige Eisenstange, welche zwischen denselben befestigt war, widerstand dem Stoße nicht.

„Jetzt, da er seine Arme frei hatte, zerschmetterte er die verrosteten Schellen an seinen Füßen, und so von seinen Ketten und

dem Klotze befreit, eilte er dem Strome zu und an diesem entlang, bis er in dem Walde den Blicken entschwand.

Während zu Georgesville sich die ersten Funken der Flamme der Empörung zeigten, die bald zerstörend hereinbrechen sollte, glühte in den Herzen der beiden Personen, welche in der Astrolochienlaube des Pfarrgartens saßen, ein Feuer, kaum minder heftig und kaum minder Gefahr drohend, das Feuer der Leidenschaft. Der Funken der Liebe, welcher sich bei ihrem ersten Zusammensein mit Wilkes Booth in der Brust der schönen Kreolin angezündet hatte, er war schnell zur wilden Flamme aufgelodert, und der Eindruck, welchen sie auf den feurigen Jüngling gemacht, hatte sich in seinem Herzen schnell zu glühender Liebe umgestaltet.

Der ehrwürdige Pfarrer hatte mit innigem Vergnügen das Verhältniß gepflegt und gefördert, denn die Mitwissenschaft dieses Geheimnisses machte die an Gütern und Einfluß reiche Frau von ihm abhängig und war für ihn eine unerschöpfliche Quelle aller möglichen Vortheile.

Wie gewöhnlich, so hatte er sich auch heute entfernt, um die Liebenden durch seine Nähe nicht zu stören. Wir wissen, daß er sich unter irgend einem Vorwande zu Mr. Cleary begab; daß dieser aber, als er sich nach Hause zurückbegab, ihm auf einem andern Wege folgte, dachte er nicht.

Mr. Cleary gab einem der Sklaven Mr. Payne's sein Pferd und stürmte keuchenden Athems durch den Park. Die Stirn unheildrohend umdüstert, das Auge wuthrollend, den Revolver in der Faust, so stürzte er vorwärts. Als er an einer der dichten Lauben vorüberkam, hemmte ein Geflüster seine Schritte.

Ha, das war die Treulose! — Er lauschte. Das Grün der Laube gestattete ihm einen Blick in das Innere derselben und verbarg ihn zugleich den Liebenden.

Mrs. Cleary's Rabenhaar war aufgelöst und hing in einzelnen glänzenden Locken auf ihren vollen Nacken herab. Sie hatte den entblößten Arm um den Hals des jungen Mannes gelegt und ruhte ihre Wange an seiner Schulter, während wollustsehnend ihr dunkles Auge in feuchtem Glanze an dem seinen hing.

Dem wüthenden Ehegatten starrte das Blut in den Adern. Die Hand, welche das Pistol hielt, zitterte. Die Aufregung und Wuth hatten ihn für einen Augenblick regungslos gemacht. Wie eine Statue stand er, das weit geöffnete Auge mit dem Ausdrucke des Wahnsinns auf die Gruppe geheftet.

Jetzt ergriff Booth die Hand der Kreolin, welche auf ihrem Schooße ruhte. Diese kleine, zarte, schöne Hand; — dieselbe liebkosend, sagte er:

„O, Carlota, wäre es mir vergönnt, diese Hand mein zu nennen, ich wäre der Glücklichste aller Sterblichen.“

„Ist auch die Hand nicht Dein, mein Wilkes, so ist es doch mein Herz,“ antwortete Mrs. Cleary zärtlich. „Begnüge Dich damit, bis es vielleicht einst dem Schicksal gefällt, mich aus den Banden zu befreien, welche mich an meinen Gemahl ketten.“

„Diese Hoffnung ist es, die mich alle Gefahr überwinden läßt,“ versetzte Booth. „Nähme mir ein neidischer Dämon Deine Liebe und die Hoffnung, einst diese Hand die meine zu nennen — beim Himmel, er nähme mir alle Begeisterung und allen Muth, die mich zu meinem großen Befreiungswerke treiben. — In Deinem Kusse, Carlota, athme ich Seligkeit, in Deinem Kusse Lebenskraft und Begeisterung!“

Seine Lippen berührten die ihrigen.

Hinter dem Laub der Astrolochinenranken aber knackte der Hahn eines Pistols. Cleary richtete die Mündung durch eine Lücke im Laubwerk. Die Hand zitterte nicht mehr, die Rache hatte sie stark gemacht, und die nächste Minute sollte die Liebenden in die Umarmung des Todes liefern.

In dem Moment aber, als sein Finger den Hahn berührte, legte sich eine Hand auf Cleary's Arm.

Er blickte um sich und sah Mr. Sanders hinter sich.

„Was wollen Sie thun?“ flüsterte dieser. „Welche Unbesonnenheit? — Kommen Sie mit mir, man möchte uns hier hören.“

Er nahm Cleary's Arm und zog den vor Ueberraschung Willenlosen mit sich fort.

Sie gingen bis an das äußerste Ende des Gartens, wo Cleary dem Neger sein Pferd übergeben hatte, derselbe hielt jetzt auch das Pferd des Mr. Sanders.

„Lassen Sie uns forteilen,“ sagte der Letztere, „ehe der kupplerische Pfaffe zurückkehrt. Er darf keinen Verdacht schöpfen. — Kommen Sie, zögern Sie nicht.“

Jetzt erst schien Mr. Cleary zur Besinnung zu kommen, er machte seinen Arm aus dem seines Freundes los, blickte diesen finster an, und rief:

„Was wollen Sie, Sir? Warum entziehen Sie den Schurken meiner Rache? — Lassen Sie mich gehen; ich tödte Beide.“ —

Sanders nahm ruhig den ihm entzogenen Arm wieder.

„Sie sind außer sich, Freund,“ sagte er kalt. „Sie sind nicht in einem Zustande, um überlegen zu können. — Sie dürfen ihn nicht tödten.“

„Wie? ich sollte den Schurken, der meine Ehre befleckt, straflos entfliehen lassen; soll das Weib, das ich aus der Sclaverei erhob und zu meiner Gemahlin machte, und das zum Lohne mich dafür verräth, in den Armen ihres Buhlen lassen? — Nimmermehr! Lassen Sie mich, die Wuth kocht in meiner Brust, ich muß Rache haben.“ —

„Sie sollen auch gerächt werden, aber nur jetzt nicht. Wie gut, daß ich zur rechten Zeit kam. Ich wollte soeben zu Ihnen nach Georgesville und sah Sie an der Biegung des Weges wie toll der Pfarre zureiten, da ich Sie nothwendig sprechen mußte, so zog ich vor, Ihnen nach zu eilen, ich sah Sie an der Laube auf der Lauer; ein Blick, den ich durch das Laubwerk that, genügte, um mich zu belehren, was vorgefallen. Ich merkte Ihre Absicht, und muß Sie daran hindern.“

„Sie müssen?“

„Ich muß es im Interesse des Staates. — Sie wissen so gut wie ich, daß dieser Booth durch Keinen ersetzt werden kann. Wer besitzt, wie er, diesen wahnsinnigen Fanatismus und diese krankhafte Begierde nach Ruhm, daß er sich der Aufgabe mit solchem Eifer unterziehen würde, wie er es thut, wofür schließlich doch nur der Strick sein Lohn sein wird. Ich hasse diesen Menschen ebenfalls, schon deshalb, weil er von Breckenridge protegirt wird, aber ich sehe ein, daß es für seine Mission keine passendere Persönlichkeit giebt. Ich erinnere Sie an Ihren Eid, Mr. Cleary, den Sie dem Orden geleistet: daß Sie den Interessen des Staates alle persönlichen Interessen aufopfern wollen. Sie kennen die Strafe des Eidbrüchigen; ich warne Sie also.

Cleary stand vernichtet da.

„Ich soll ihn nicht tödten?“ murmelte er dumpf.

„Sie dürfen ihn nicht nur nicht tödten,“ fuhr Sanders fort, — „Sie dürfen gar nicht einmal merken lassen, daß Sie von dem buhlerischen Verhältniß Kenntniß haben.“

„Wie? So soll auch das Weib meiner Rache entzogen werden?“

„Ganz gewiß — versteht sich, nur vorläufig. — Warum heiratheten Sie die Kreolin. Sie kennen ja den Charakter der Schwarzen, und der pflanzt sich fort bis in's fernste Glied. Sie wußten ja, daß in den Adern einer Kreolin das Blut wie glühende Lava fließt, Sie mußten also auch darauf gefaßt sein, daß ihre angeborene Wollust sie einmal zur Treulosigkeit verleitete, und wenn Sie das nicht wußten, so haben es Ihnen Ihre Freunde damals oft genug gesagt. Sie erleiden jetzt die Strafe dafür, daß Sie unseren Sitten und Ueberzeugungen zum Trotz, eine Sclavin zu Ihrer Gemahlin machten. Nehmen Sie das Ereigniß als eine Strafe ge-

duldig hin, und denken Sie vorläufig nicht daran, sich zu rächen, oder auch nur dies unsaubere Verhältniß zu stören."

„Was denken Sie, — ich sollte ...."

„Hörten Sie die letzten Worte des Booth, die er sprach, ehe Sie das Pistol auf ihn richteten?"

Cleary blickte ihn mit düsterer Erwartung an.

„Ich will sie Ihnen wiederholen," fuhr Sanders fort. „Er sagte: Wer mir diese Liebe nimmt, der nimmt mir zugleich die Begeisterung! — Ich bin überzeugt, daß dem so ist. Wenn Sie ihm also diese Liebe rauben, so machen Sie ihn untauglich für das Werk. Lassen Sie ihn dagegen gewähren, so wird er zu Allem zu gebrauchen sein. Ja, wenn es schließlich dahin kommt — was ohne Zweifel der Fall sein wird — daß der Tod Lincoln's und seiner Helfer nöthig wird, so wird er vor diesem Werke auch nicht zurückschrecken. Ist aber Alles vollbracht, und ist er dann noch dem Strick entgangen, dann üben Sie Rache nach Belieben, dann biete ich Ihnen selbst meine Hand dazu."

Cleary biß die Lippen zusammen. Er mußte einsehen, daß Sanders Recht habe, aber nur durch unglaubliche Selbstbeherrschung konnten sich die Vernunftgründe bei ihm Eingang verschaffen und seine Leidenschaft unterdrücken. Finster vor sich niederblickend, stand er eine Weile da, während er vor sich hinmurmelte:

„Er sagte; der Besitz ihrer schönen Hand wäre der höchste Lohn für ihn? — Wenn er Alles vollbracht hat, soll er diese Hand haben — ich schwöre es, er soll sie haben!"

Ein dämonischer Triumph prägte sich auf seinen Zügen aus, als er diese Worte sprach, ein unheimliches Lächeln zuckte um seinen Mund.

„Kommen Sie, Mr. Sanders," wandte er sich dann an diesen. „Sie haben Recht, man darf nicht argwöhnen, daß ich darum weiß. Kommen Sie, ehe der fromme Herr zurückkehrt. — Gieb her den Zügel, schwarzes Ungeheuer, grüße Deinen Herrn, sage ihm, ich hätte ihn besuchen wollen, und bedauerte sehr, ihn nicht angetroffen zu haben." — —

Sie ritten fort nach Cleary's Hause. Eine Stunde später traf auch Mrs. Cleary dort ein, ihre Erregung schrieb sie den weiten Spaziergängen zu, und Cleary besaß die Selbstbeherrschung, auch nicht durch eine Miene zu verrathen, was in seinem Herzen vorging. Am Nachmittage kam auch Booth. Die Geschäfte wurden erledigt, als ob nichts vorgefallen sei, nur daß Mr. Cleary etwas gereizter gegen seine Diener war, als sonst.

Booth und Mrs. Cleary wechselten einen Blick miteinander, als wollten sie sagen:

„Gott sei Dank, er weiß von Nichts!"

Hätte aber Mrs. Cleary an demselben Abend, als ihr Gemahl sich auf sein Zimmer begab, ihn belauscht und den Ausdruck seines Gesichts gesehen, als er mehrmals die Worte wiederholte:

„Er soll sie haben, diese Hand. — Ich schwör's, er soll sie haben!“ — sie hätte diese Nacht weniger süß geträumt! —

Achtunddreißigstes Kapitel.

Sonderbare Gäste.

Unter den ehemaligen Sklavenbesitzern in Maryland war eine der bekanntesten Persönlichkeiten Mrs. Surratt, die Wittwe des Capitain Surratt. Sie hatte nach dem Tode ihres Mannes sich eine Farm in Maryland gekauft und dieselbe mit Sklaven bewirthschaftet. Sie stand in dem Rufe einer sehr charakterfesten und frommen Frau, bei ihren Sklaven aber vor allen Dingen in dem Rufe einer strengen Herrin, die stets unerbittlich jedes Versehen unbarmherzig bestrafen ließ.

Den Ruf der Charakterstärke verdankte sie der Entschiedenheit, mit welcher sie der Wahl des Präsidenten Lincoln entgegengearbeitet hatte, und dem unermüdlichen, opferwilligen Eifer, mit welchem sie stets die Interessen des Südens vertrat. Sie that in allen streitigen Fragen, welche die Politik betrafen, stets mehr als mancher einflußreiche Mann that. Geldopfer, Reisen, persönliche Verwendungen — nichts scheute sie, um dem Süden zur Durchführung seiner Agitationen zu helfen. Diesem ihrem Verdienst ist es auch zuzuschreiben, daß sie selbst beim Präsidenten der Conföderation in hohem Ansehen stand. Wir wissen bereits, daß ihre Tochter Marie eine Freundin der Tochter des Präsidenten und ein äußerst gern gesehener Gast in deren Familie war. Ob der Zweck ihres Aufenthaltes in Richmond reine Freundschaft für Miß Jenny Davis war, oder nur, um die Mittelsperson zwischen ihrer Mutter und dem Präsidenten zu machen, das sei dahin gestellt, jedenfalls aber wurde das Letztere erreicht; sie versah ihre Mutter mit Nachrichten aus Richmond und empfing von ihrer Mutter Instruktionen für gelegentliche Conferenzen mit Jefferson Davis.

Seitdem in Maryland die Sklaverei abgeschafft war, hatte auch Mrs. Surratt ihre Sklaven gegen die von der Regierung be-

willigte Entschädigung freilassen müssen. Sie hatte in Folge dessen die Bebauung ihrer Farm aufgegeben und dieselbe zum Verkauf ausgeboten, wohnte aber noch dort. Ihr Landhaus, Surrattsville lag nicht weit vom Potomac, südlich von Washington in einer ziemlich einsamen und unbesuchten Gegend. Doch war es den Dienern nicht mehr auffallend, daß oft Fremde dort ansprachen, meistens Herren von vornehmem Aussehen, mit diplomatisch verschlossenen Mienen und geheimnißvollem Wesen. Namentlich waren solche Besuche häufig zur Zeit politischer Krisen oder der Wahlen oder großer socialer Fragen. Sie wurden von Mrs. Surratt stets aufs Beste aufgenommen, von ihren Geschäften aber hörte Niemand etwas, denn die Berathungen wurden immer mit großer Heimlichkeit gepflogen.

Seit dem Ausbruch des Kriegs bildete Surrattsville den Centralpunkt und Sammelplatz aller der Unzufriedenen und Anhänger des Südens, welche in Washington und der Umgegend wohnten. Hier wurden die Agitationen eingefädelt und von hier aus wurden die Intriguen in Scene gesetzt.

So sehr die Dienerschaft aber auch an Besuchen der Art gewöhnt war, so sah man doch an dem Abend, an welchem wir den Leser nach Surrattsville führen, den Portier mehrmals den Kopf schütteln und die Gäste, die sich nach und nach einfanden, mehr und mehr mit mißtrauischen Blicken mustern.

„Ich weiß nicht, wie's zugeht,“ äußerte er gegen den Kammerdiener, der eben die Treppe herabkam, „aber die Gesichter der Leute, die heute Abend sich hier zusammenfinden, gefallen mir nicht; am wenigsten der, den Du eben in das Empfangszimmer begleitet hast.“

„Da hast Du Recht,“ antwortete der Kammerdiener, „der Mann sah nicht aus, als ob er in den Salon einer Lady wie Mrs. Surratt gehöre.“

„Was mir aber das Auffälligste scheint,“ versetzte der Portier, „das ist, daß die Leute alle bloß Vornamen haben. Von den Vieren, die hier seit drei Stunden angekommen sind, heißt der erste Mac, der andere George, der dritte Bob und der Letzte, den Du eben hinauf begleitet hast, heißt John.“

„Das ist noch nicht so auffällig wie die Manieren dieser Leute,“ widersprach der Kammerdiener. „Wir sind fast nur gewohnt, hier Leute von politischer Bedeutung zu empfangen, ehrwürdige, alte Herren mit steifer Cravatte und aristokratischen Bewegungen; das Kinn glatt rasirt und das Haar sauber gebürstet; aber diese? — Da ist der Mr. Mac — wenn es mir erlaubt ist ihn Mister zu nennen — der sieht aus wie ein Sklavenvogt aus Virginien; dann Mister George, nun den lasse ich mir gefallen, er sieht zwar nicht aus wie ein

einflußreicher Staatsmann, aber doch wie ein junger Mann aus guter Familie, dagegen der Bob sieht aus wie ein Erzspitzbube. Wenn ich nicht wüßte, daß er sich im Salon der Lady befindet, so würde ich um das Silberzeug besorgt sein. Und der Letzte gar, Mr. John, hat eine wahre Galgenphysiognomie, der struppige rothe Bart, das ungekämmte Haar, die Augen, das gemeine Grinsen — ich kann mir nicht erklären, wie Mrs. Surratt, die sonst doch nicht den Fehler allzugroßer Herablassung hat, solche Leute bei sich empfangen kann."

„Weißt Du, Lewis," nahm der Portier das Wort, „mir ist jetzt so manches unerklärlich."

„Du meinst, daß Mrs. Surratt ihre Farm und ihr Haus verkauft?"

„Das auch, aber noch mehr, daß sie ihre ganze Dienerschaft entläßt. — Du weißt doch, daß zum Ersten Alle gekündigt sind."

„Nun, ich denke mir, daß ihre pekuniären Verhältnisse nicht mehr derart sind . . . ."

„Da irrst Du Dich, Lewis. Sie hat Geld auf der Bank in Baltimore und hat durch die Freilassung der Nigger eine hübsche Summe verdient, rechne dazu noch den Ertrag für die Farm, so kannst Du annehmen, daß ihre pekuniären Verhältnisse glänzend genug sind."

„Sie wird jedenfalls ihre Wohnung in irgend einer Stadt nehmen, wo sie ein so großes Personal nicht gebraucht."

„Nun sie wird doch dort eine Köchin und ein Kammermädchen so gut gebrauchen wie hier; aber auch die sind gekündigt. — Da kommt schon wieder ein Wagen."

Der Wagen, den der Portier sah, fuhr in scharfem Trabe in den Hof.

„Ob der Herr, der darin sitzt, wohl wieder bloß einen Vornamen hat?" fragte Lewis, der Kammerdiener.

„Und ob er auch so ungentlemanisch aussieht wie die Andern?" fügte der Portier hinzu.

Der Wagen hielt. Mit widerwilligem Zögern trat der Portier an den Schlag und öffnete, während der Kammerdiener eben so zögernd und ebenso widerwillig seinen Paletot und seine Reisetasche in Empfang nahm.

Da es draußen dunkel war, so konnten sie nur undeutlich das Gesicht des Fremden sehen, aber so wie derselbe den Fuß aus dem Wagen setzte, so sahen sie, daß sie es hier nicht mit einem Manne von gemeinem Schlage, sondern wirklich mit einem Gentleman zu thun hatten. Seine Bewegungen waren graziös und gewandt und seine Manieren die eines Mannes, der sich sein Lebenlang in der feinen Welt bewegte.

„Melden Sie mich Mrs. Surratt," sagte er in befehlender Kürze zum Kammerdiener.

„Ihr Name, Sir?" fragte der Kammerdiener.

„Wilkes!"

„Ah, ich bitte um Entschuldigung, ich erkannte Sie draußen in der Dunkelheit nicht," versetzte der Kammerdiener, der jetzt im Lichte der Hauslampe die Bemerkung machte, daß es kein fremdes Gesicht sei, was er vor sich hatte. — „Bitte hier hinauf, Sir, Mrs. Surratt erwartet Sie im Salon."

Der Fremde stieg die Stufen mit leichtem, elastischem Schritt hinan und betrat das Vorzimmer in der Manier eines Mannes, der nicht zum ersten Male an diesem Orte ist. Als der Kammerdiener die Thür zum Salon öffnete, um den Namen des Mr. Wilkes hineinzurufen, erfolgte sofort die Antwort:

„Laß den Herrn unverzüglich eintreten!"

Der Salon der Mrs. Surratt war ein geräumiges Zimmer und unterschied sich von den Salons anderer Damen der vornehmen Welt auf den ersten Blick dadurch, daß hier Alles von peinlicher Ordnungsliebe zeugte. Alles schien nach einem bestimmten Gesetz aufgestellt und mit Zollstock und Winkelmaaß angeordnet zu sein. Die Stühle standen in gleicher Entfernung von einander, der ovale Tisch genau in der Mitte vor dem Sopha, der Untersatz der Lampe, welche auf dem Tisch brannte, befand sich genau in der Mitte des Fonds der Tischdecke. Die Noten auf dem Piano lagen so senkrecht aufgeschichtet, als ob sie ein einziges Buch wären, die Fauteuils, welche zu beiden Seiten des Tisches standen, bildeten genau denselben Winkel mit der Borte des großen Teppichs, der seinerseits so glatt und grade lag, als wäre er auf dem Fußboden angeklebt. Kurz Alles in dem Zimmer war so peinlich steif, so gemessen und eckig wie Mrs. Surratt selbst, welche so grade in einem der Fauteuils saß, als fürchtete sie die Symmetrie des Ganzen zu stören, wenn sie die senkrechte Linie ihres Oberkörpers nicht streng beobachtete.

Steif wie das Zimmer war ihr Benehmen, unveränderlich wie die Ordnung der Meubles waren die Züge ihres Gesichts; eckig und winkelrecht wie jede Verzierung des Salons waren die Körperformen der Dame. Sie hatte eine hohe Figur und mochte früher nicht unschön gewesen sein, namentlich war ihr großes blaues Auge voll Intelligenz, doch fehlte ihm der milde Glanz der Weiblichkeit; und wenn er jemals vorhanden war, so hatte die Härte und Entschiedenheit ihrer Züge diesen Vorzug nicht zur Geltung kommen lassen.

Mit einer gemessenen Handbewegung forderte sie den Herrn, der sich als Mr. Wilkes hatte anmelden lassen, auf, in dem zweiten Fauteuil Platz zu nehmen, eine Aufforderung, welcher der junge Mann mit graziöser Verbeugung nachkam.

„Sie sind also noch immer Willens, Ma'am, sich mit uns zum großen Werke der Befreiung zu verbinden?" nahm er das Wort.

Mrs. Surratt antwortete nur durch ein unmerkliches Nicken des Kopfes.

„Ich darf natürlich voraussetzen," fuhr der junge Mann fort, „daß Sie die Gefahren hinlänglich erwogen haben, die mit diesem Entschlusse verbunden sind?"

Wieder ein Nicken des Kopfes, diesmal aber begleitet von einem verächtlichen Zucken der Mundwinkel.

„Darf ich fragen, Ma'am, — da Sie mit unsern Plänen hinlänglich vertraut sind — worin die Hülfe bestehen wird, die Sie uns zu leisten beabsichtigen?"

Mrs. Surratt blickte ihn erst eine Weile mit ihren strengen blauen Augen scharf an, ehe sie antwortete;

„Worin die Hülfe bestehen wird, das läßt sich vorher nicht sagen; aber ich werde nirgend fehlen, wo irgend meine Hülfe Ihnen nützen kann."

„Sie haben sich also eine bestimmte Aufgabe noch nicht gestellt?"

„Das habe ich gethan, Mr. Booth, und ich werde Ihnen sagen, was ich für Sie oder vielmehr für die Sache des Südens zu thun beabsichtige. — Sie wissen, ich verkaufe dies Haus."

„Ich las die Ankündigung, Ma'am."

„Ich entlasse auch meine ganze Dienerschaft ohne Ausnahme."

„Wie! Welchen Zweck hat das?"

„Weil ich an meinem späteren Aufenthaltsorte ungekannt sein will. Ich werde in der Vorstadt von Washington ein Haus kaufen und dasselbe zu einem Boarding-Hause*) einrichten lassen. Von diesem Vorhaben darf Niemand, der mich kennt, eine Ahnung haben."

„Wie? Mr. Surratt, Sie, die Sie an das Leben der vornehmen Welt gewöhnt sind, die Sie im Stande sind, sich mit allen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten zu umgeben, Sie wollen die mühevolle und für Ihren Stand erniedrigende Beschäftigung einer Speisewirthin ergreifen?"

„Ja, Mr. Booth, das ist mein Entschluß."

„Aber ich sehe nicht ein, welchen Nutzen uns dies große Opfer, welches Sie bringen wollen, gewähren kann?"

„Ich will es Ihnen sagen. — Sie müssen nothwendig einen Sammelpunkt haben, ein Centrum, von dem aus die Unternehmun-

*) Ein Speisehaus, wo aber auch Fremde logiren können.

gen ins Werk gesetzt, und wo sich die Theilnehmer des Bundes zum Empfange neuer Instruktionen immer versammeln können. Ein solcher Ort muß aber in der Nähe der Stadt liegen, welche der Schauplatz Ihres Wirkens ist, und das ist vor allen Dingen Washington, die Residenz Lincolns. — Ein solcher Ort muß ferner unter Aufsicht einer Person stehen, welcher man in jeder Beziehung vertrauen kann, und eine solche Person bin ich. — Ein solcher Ort muß endlich ein völlig unverdächtiger sein; es darf nicht auffallen, wenn man dort oft mehrere Männer eintreten sieht, und ein solches Haus ist ein Boarding-Haus. — Begreifen Sie nun, weshalb ich den Entschluß faßte?"

„Mrs. Surratt, ich bewundre Sie."

Es war dies keine leere Eloge, die Booth aussprach, sondern es war ihm völliger aufrichtiger Ernst. Von diesem Augenblicke an datirt sich die Hochachtung, ja fast zu sagen die Verehrung, die er, so lange das verbrecherische Bündniß währte, gegen diese Frau hegte, und die, wenn Booth sie überlebt hätte, sicherlich bis übers Schaffot hinaus gewährt haben würde. —

„Sie kennen jetzt meine nächsten Pläne," nahm Mrs. Surratt wieder das Wort. „Es ist aber damit nicht ausgesprochen, daß das Alles ist, was ich zu thun beabsichtige: vielmehr dürfen Sie darauf rechnen, daß ich jederzeit bereit bin, die Rolle in dem Drama zu übernehmen, welche Sie mir zuertheilen werden. Mein Vermögen und — mein Leben stehen Ihnen zur Verfügung. — Da ich Ihnen das nun gesagt habe, so mögen Sie Ihren Verbündeten jetzt Ihre weiteren Instruktionen ertheilen; sie warten im Empfangszimmer. Ist's Ihnen gefällig?" —

Sie machte eine Bewegung mit der Hand nach der Thür deutend. Booth aber zögerte noch, der Aufforderung zu folgen.

„Noch eine Frage, Mrs. Surratt," sagte er. „Ich komme soeben aus Kentucky und zwar von Georgesville, es fehlen mir also die neuesten Nachrichten aus New-York. Haben Sie vielleicht neuere Nachrichten von dort gelesen?"

„Ich habe die gestrige Zeitung vom 26. August gelesen."

„Sie wissen, daß die Vergiftung des Wasserreservoirs viel Aufsehen machte und Anfangs guten Erfolg hatte?"

„Anfangs, ja. — Aber nach zwei Tagen hatten die Chemiker die Ursache des Uebels entdeckt. Das Reservoir ward untersucht, das Gift entfernt, und New-York ist jetzt so gesund wie jemals; das ganze Verfahren hat weiter keine Folge gehabt als den Tod von 7—900 Menschen und noch dazu meistens Leuten aus dem Pöbel."

„Es war eben auch nur ein Versuch. Ich hatte mir selbst keinen großen Erfolg davon versprochen. Aber schon dieser schwache

Anfang unserer Thätigkeit hat die Herrn vom goldnen Cirkel dermaßen befriedigt, daß sie zur Feier desselben ein Fest im Ritterhause zu veranstalten beabsichtigen. Mr. Sanders kam expreß zu Cleary, um mich zu demselben einzuladen."

„Gehen Sie hin, Mr. Booth. Nehmen Sie an dem Feste Theil, es ist vielleicht geeignet, das Band zwischen Ihnen und den Rittern vom goldenen Cirkel enger zu knüpfen und mag Ihnen auch sonst eine wohlthuende Abwechselung auf Ihrem dunklen Pfade sein. — Aber ich bitte Sie, falls Sie nicht noch sonst Fragen an mich zu richten haben, Ihre Freunde nicht länger warten zu lassen. — Ist's Ihnen gefällig, so lassen Sie uns in's Empfangszimmer gehen."

Mrs. Surratt nahm Booth's Arm und ging mit ihm zur Thür.

Neununddreißigstes Kapitel.

Der unsichtbare Feind.

In dem Empfangszimmer waren vier Personen anwesend, von welchen zwei dem Leser bereits bekannt sind, die anderen beiden aber zu den neuen Bundesgenossen Booth's gehörten.

Die ersteren Beiden waren diejenigen, welche sich dem Portier als Mr. Mac und John zu erkennen gegeben, und auf denselben einen so ungünstigen Eindruck gemacht hatten, nämlich John Atzerott und Mac O'Laughlin, der ehemalige Intendant des Kriegsministers Breckenridge. Die letzteren Beiden waren diejenigen, welche sich Bob und George genannt hatten.

Bob Harrold war ein Mann von höchstens 20 Jahren, trotzdem aber trug sein Gesicht, so nichtssagend es im allgemeinen auch sein mochte, den Stempel der Rohheit und des Verbrechens. Seine Augen blickten verschmitzt und lauernd, und um seinen Mund hatte sich ein fast stereotypes boshaftes Lächeln gelagert. — George Arnold mochte etwa fünf Jahre älter sein. Er war ein hochaufgeschossener junger Mann von bleichem zartem Teint. Sowohl seiner persönlichen Erscheinung als seinen Manieren nach gehörte er unzweifelhaft den besseren Ständen an und schien sich deshalb in der Gesellschaft, in welcher er sich befand, nicht ganz wohl zu fühlen.

In der That, man hätte es schwer zu glauben vermocht, daß

dieser feingebildete und wohlerzogene junge Mann sich zu demselben Zwecke hier befand, wie die übrigen Gäste, die, in gemeinen Verbrechen aufgewachsen, zu jeder scheußlichen That fähig schienen. Dies sein vortheilhaftes Aeußere machte es erklärlich, daß, als anderthalb Jahre später die Jury zu New-York über das Mordcomplot abzuurtheilen hatte, die Richter außerordentlich schwankend waren, ob sie auch ihn zum Strange verurtheilen sollten oder nicht.

Mitten in dem Zimmer lag auf einem runden Tische eine große, prächtig gebundene Bibel, auf einem Büchertisch standen mehrere Bücher, deren goldene Inschriften auf den Rücken sie als Erbauungs- und Predigtbücher kennzeichneten. An den Wänden hingen Gemälde, theils Scenen aus der biblischen Geschichte darstellend, theils Portraits berühmter Prediger aus den Sclavenstaaten. Diese Einrichtungen gaben Veranlassung zu allerlei spöttischen Bemerkungen Atzerott's und seiner Freunde, welche ihre Zweifel aussprachen, ob ein so frommes Haus, wie das der Frau Surratt, sich besonders gut zu einem Zwecke, wie sie ihn vorhatten, eigne.

Der Spott aber verstummte in demselben Augenblick, als sich die Thür öffnete, und Booth mit der Dame vom Hause eintrat.

Der Ausdruck im Gesichte Mrs. Surratt's war härter, trotziger und unerschütterlicher denn je. Ihre hohe, etwas corpulente Gestalt, ihre gerade, aufrechte Haltung, ihre großen, festen Augen — das Alles hatte etwas Imponirendes und veranlaßte die vier Männer, welche sich im Zimmer befanden, sich von ihren Sitzen zu erheben und sich ehrerbietig zu verneigen.

Nachdem Booth der Wirthin seine vier Freunde vorgestellt hatte, führte er sie an das Sopha, wo sie Platz nahm. Booth selbst setzte sich zu ihrer Linken nieder, und die Uebrigen setzten sich auf seinen Wink ihm und Mrs. Surratt gegenüber.

„Weshalb Sie hier sind, das wissen Sie," nahm Booth das Wort. „Sie wissen, daß es sich darum handelt, den Süden von seinen Unterdrückern zu befreien. Die Männer, welche die Leitung der Politik der Conföderation in Händen haben, haben mich mit dieser großen Mission betraut, und haben es mir überlassen, mir dazu geeignete Kräfte auszuwählen. — Meine Wahl ist auf Euch gefallen, meine Freunde. Ich kenne Euch als entschlossene und für die Sache des Südens begeisterte Männer. Nun sprecht: Seid Ihr bereit, mir zu folgen? — Wohlan, so bin ich bereit, Euch zu führen."

„Nun ja, was die Entschlossenheit anbetrifft, so kann ich wohl gut für mich sagen, daß ich mich nicht durch Gewissensscrupel abhalten lasse von einer solchen That, vor der ein Anderer zurückschrecken würde," entgegnete Harrold. „Aber ein solches Unternehmen,

wie das Ihrige, Mr. Booth, kann sehr leicht mit dem Galgen endigen."

„Ja," sagte Booth. „Es kann geschehen, daß wir unsere That mit dem Tode büßen. Aber was thut's? — Mag man uns morden — unser Name wird fortleben und wird mit glänzenden Zügen im Buch der Geschichte verzeichnet werden! Man wird den Tag der Freiheit verherrlichen in Wort und Bild und die spätesten Nachkommen werden mit Dankgefühl und Verehrung den Namen ihres Befreiers nennen!"

Das theatralische Pathos aber, mit welchem Booth sprach, machte wenig Eindruck auf Harrold, dessen Bestrebungen weniger idealer Natur waren.

„Das mag recht gut für Sie sein," sagte er, „aber was werden wir davon haben, wenn wir unsere Haut zu Markte tragen?"

„Begreifen Sie denn nicht," antwortete ihm George Arnold, dessen Auge mit Bewunderung und wahrer Verehrung an den Lippen Booth's gehangen hatte, sich mit Unwillen an den jungen Mann wendend; „begreifen Sie denn nicht, daß der Glanz, welcher seinen Namen umstrahlen wird, auch zugleich auf uns fällt? Wo die Nachwelt den Namen „Booth" nennen wird, da wird sie auch nothwendig die seiner Freunde nennen, die Namen Atzerott, Harrold . . . ."

„Halt!" unterbrach ihn Atzerott. „Sie vergessen, daß wir einander nie anders als mit Vornamen nennen. Sein Sie nicht unvorsichtig, junger Herr, sonst kann es Ihnen passiren, daß man Ihnen den Strick um den Hals legt, noch ehe sie von dem Glanz der Zukunft auch nur das kleinste Fünkchen gesehen haben."

„Unser Freund George hat Recht," fuhr Booth fort. „Der Lohn, von dem er sprach, muß für jeden Patrioten der höchste sein, der ihm jemals werden kann, und um diesen Preis zu erreichen, ist nichts zu theuer, selbst das Leben nicht."

„Wenn das Alles ist, was Sie uns versprechen können," erklärte Harrold, „so muß ich dabei bleiben, daß ich mit dem Handel nichts zu schaffen haben will."

„Sagen Sie ihm doch," legte sich Atzerott hier in's Mittel, „daß auch noch ein anderer, mehr reeller Gewinn herauskommt. — Du kannst Dich beruhigen, Bob, ich weiß aus eigener Erfahrung, und Mr. Mac wird es mir bezeugen, daß die Herrn Ritter Geld nicht sparen, und daß sie die geleisteteten Dienste stets mit gutem Golde honoriren. — Sie müssen nur bedenken, Mr. Wilkes, daß Unsereiner Ihnen mit seinem Geist nicht auf die moralische Höhe, wo Sie sich befinden, zu folgen vermag. Ein Packet Greenbacks oder eine Rolle blanker Dollars ist uns ein besseres Ueberzeugungs-

mittel, als die begeistertsten Reden von Freiheit und Märthyrerthum!"

Arnold warf einen Blick voller Verachtung auf den Sprechenden. Booth versetzte:

„Allerdings ist mit Ihrem Verdienste auch ein materieller Gewinn verknüpft. Sie dürfen für jeden Dienst, den Sie übernehmen, nur die Summe bestimmen, welche Sie im Falle des Gelingens haben wollen, man wird um schnödes Gold nicht mit Ihnen feilschen. — Da dies also abgemacht ist, sind wir einig?"

„Ja," antworteten Alle.

„Wollt Ihr dem Bunde beitreten, den ich hiermit gründe, zur Bekämpfung unserer Bedrücker, zum Untergang der Union und zur Befreiung der Conföderation? — Ich will, daß der Bund heiße: „Der unsichtbare Feind", denn er wird gegen die Vereinigten Staaten zu Felde ziehen, so gut wie die Armee des Südens es thut; aber Lincoln kann diesem Feinde keine Armeen entgegenschicken, denn Niemand wird ihn kennen; Niemand wird wissen, wann oder von welcher Seite er angreift, noch mit welchen Streitmitteln er in's Feld rückt. — Sagt, wollt Ihr dem Bunde des unsichtbaren Feindes beitreten?"

Alle gaben ihre Bereitwilligkeit kund.

„Wollt Ihr," fuhr Booth fort, „mich als Euren Führer anerkennen, dessen Anordnungen sich Niemand widersetzen darf?"

Auch dazu erklärten sich Alle bereit.

„Wollt Ihr den Gesetzen dieses neuen Bundes gehorchen?"

Ebenfalls „Ja!"

„So schwört es bei Allem, was Euch werth und heilig ist, schwört es bei der Freiheit und bei Euerer Liebe zum Vaterlande!" —

„Nein!" unterbrach ihn hier Mrs. Surratt, die bis dahin stumm den Verhandlungen zugehört hatte. — „Lassen Sie sie die Bibel küssen," fuhr sie fort, als Booth sie fragend ansah. — „Hier ist die Bibel. Ein Eid, der auf die Bibel geschworen wird, ist der unverletzlichste."

Sie erhob sich von ihrem Sitz. Ihr großes Auge blickte die Anwesenden der Reihe nach fest und herausfordernd an, dann nahm sie die Bibel auf, welche vor ihr auf dem Tische lag, und Alle der Reihe nach küßten dieselbe, nachdem sie ihnen die übliche Eidesformel vorgesprochen.

Der Bund der Mörder schwor den Eid, der sie zu ihrem scheußlichen Thun verpflichtete, in die Hand eines Weibes! —

Nachdem die Ceremonie beendet war, nahm Booth wieder das Wort:

„Ich will Euch jetzt mit den Gesetzen des Bundes bekannt

machen, sie sind wenige aber streng, wie es die Gefahr des Werkes erfordert. — Ich bin Euer Oberhaupt, nach meinem Willen habt Ihr die Aufträge, welche Ihr übernehmt, auszuführen; — von dem, was Einer einmal übernommen hat, darf er nicht mehr zurücktreten. Der Feigling wie der Verräther wird mit dem Tode bestraft. Es ist Pflicht eines Jeden von uns, einen solchen Unwürdigen niederzustoßen. — Das sind Anordnungen, die ich nothwendig treffen muß. Jetzt zu unserm nächsten Operationsplan. — Es sind zwei Dinge, die wir zunächst in Angriff zu nehmen haben: Erstens die Stadt New-York muß durch einen Pöbelaufruhr verwüstet werden."

„Da sehe ich aber nicht ein, was wir dazu thun können," meinte O'Laughlin.

„Ihr sollt den Aufstand vorbereiten und ihn so viel wie möglich in Eurer Hand behalten."

„Das ist nichts für mich," erklärte jener. „Gebt mir einen Dolch in die Hand und zeigt mir den Mann, der sterben soll, so werde ich ihn treffen; aber einen Aufruhr vorbereiten, das verstehe ich nicht."

„Ihr habt in der That nur noch wenig zu thun. Ich habe mit Atzerott's Hilfe bereits das Meinige gethan. Die Bewohner der Five points*) werden an einem bestimmten Tage losbrechen und plündern und morden nach Herzenslust. Gleichgesinnte werden sich ihnen anschließen und so wird die Straßenemeute schnell zu genügender Stärke wachsen; um so mehr, als sich in New-York augenblicklich kein Militair befindet, und bis man Militair herbeischafft, kann schon die Stadt in einen Schutthaufen verwandelt sein. Es ist nur noch nöthig, daß Einige von Euch in verschiedene Stadtgegenden gehen und dort Geld vertheilen, damit der Aufstand von vornherein ein allgemeiner wird und die Kräfte der Polizei zersplittert. Geld dazu steht Euch nach Belieben zur Verfügung."

„Ah, das ist eine andere Sache!" rief O'Laughlin, und Harrold stimmte ihm bei. „Dann wollen wir schon das Unsrige thun."

„Das wäre das Erste," fuhr Booth fort. „Es genügt aber nicht; denn der Pöbel wird die Zeit mit dem Plündern verlieren, und die Stadt selbst wird gerettet werden; um das zu verhüten, habe ich beschlossen, daß an möglichst vielen Stellen Feuer angelegt werde. — Zu dem Zweck verseht Ihr Euch Alle mit einer Reisetasche — ich habe bereits ein halbes Dutzend bestellt — in dieselbe thut Ihr einige Stücke Phosphor und einige Flaschen Benzinöl. An dem Tage, da der Aufstand losbricht, es ist der 9. September dazu be-

*) Der Stadttheil in New-York, welchen fast nur berüchtigte Verbrecher bewohnen.

stimmt, begebt Ihr Euch in verschiedene Theile der Stadt, Jeder in einen Gasthof, nehmt ein Zimmer, gießt über das Bett, oder den Kleiderschrank oder sonst auf einen brennbaren Gegenstand eine Quantität des Oels, werft dann ein Stück brennenden Phosphors hinein und entfernt Euch, um es im nächsten Gasthof ebenso zu machen. Auf diese Weise werden wir es erreichen, daß die Stadt an wenigstens dreißig Punkten zu brennen anfängt. Um das Feuer zu dämpfen, werden die Löschanstalten in New-York lange nicht ausreichen, und die stolze Metropole wird in vierundzwanzig Stunden ein Aschenhaufen sein."

„Der Plan ist gut ausgedacht," meinte Atzerott; „aber ich habe doch das dagegen einzuwenden, daß man uns bei der Brandstiftung leicht ertappen kann. Wenn wir ein Zimmer verlassen, und es schlagen die hellen Flammen hinter uns her, so möchte es uns doch schwer werden, unsere Haut zu sichern."

„Die Gefahr ist nicht groß, das Brennmaterial wirkt nicht so schnell aber desto sicherer, denn die Flamme, so klein sie auch sein mag, ist nur mit der größten Mühe zu löschen," entgegnete Booth. „Ich will zugleich noch einem andern Einwurfe begegnen, welcher gemacht werden könnte, daß es nämlich ein riskantes Ding sei, große Quantitäten Phosphor mit sich in der Reisetasche zu führen. Aber auch in dieser Beziehung fürchten Sie nichts, die Reisetaschen sind von schwarzem Leder, also eine Selbstentzündung des Phosphors wäre ziemlich ungefährlich. — Ich darf demnach annehmen, daß bei dem Coup Niemand von Euch fehlen wird?" —

Als sie keinen Widerspruch erhoben fuhr er fort:

„Dies wird gewissermaßen Eure Probe sein. Es ist eine leichte Arbeit, aber wer sie gut ausführt, hat sich der Uebernahme einer größeren Aufgabe, die uns zu lösen bevorsteht, würdig gemacht."

„Wenn Sie das da eine leichte Arbeit nennen," warf Mac O'Laughlin ein, „so weiß ich nicht, was Sie eine schwere nennen, ich will lieber den Yankee-Präsidenten mit seinem ganzen Ministerium über die Klinge springen lassen, als einen Aufruhr zu Stande bringen."

„Ich werde seiner Zeit an diese Ihre Erklärung denken, Mac," versetzte Booth. „Es wäre möglich, daß ich Ihre Dienste auch einmal in solcher Art in Anspruch nehmen müßte, obgleich ich dazu keinen bessern finden könnte, als meinen Freund Robert, der leider heute noch unter uns fehlt. Hätte ich ihn hier, wahrlich, wir wären doppelt so stark; denn giebt es Einen, dessen Begeisterung ihn vor keiner Gefahr zurückbeben läßt, so ist er es. Ihn hatte ich zu einem Posten ausersehen, für den ich schwerlich den passenden Mann finde, oder sollte Jemand unter Euch sein, der denselben übernähme?"

„Was ist es?“ fragten Alle zugleich.

„In der fashionablesten Gegend von Washington ein fashionables Kleidermagazin zu übernehmen, das ist die Sache, um die es sich handelt.“

„Ah so!“ machte Atzerott. „Ich danke dafür!“

„Das Geschäft ist mit den besten Artikeln wohl assortirt und wartet nur auf den Mann, der es übernimmt,“ fuhr Booth fort.

„Umsonst übernimmt?“ fragte Harrold.

„Ganz umsonst,“ versicherte Booth. „Er erhält das Lager umsonst, den Erlös für die Kleider behält er unverkürzt und eine Belohnung von 30,000 Dollars, wenn er sein Lager ausverkauft hat.“

„Was?! — Da besinne ich mich keinen Augenblick,“ sagte Harrold mit Lebhaftigkeit.

Booth sah ihn zweifelnd an.

„Auch nicht, wenn ich Ihnen sage, daß die Kleider vergiftet sind mit dem Giftstoff des gelben Fiebers?“

„Auch dann nicht, Wilkes,“ antwortete Harrold nach einigem Besinnen. „Ich fürchte mich vor dem gelben Fieber eben so wenig wie Ihr Freund Robert; also ich übernehme das Geschäft.“

„Ich muß aber eine Bedingung machen.“

„Machen Sie sie.“

„Es sind unter den Kleidern welche, die für den Präsidenten Lincoln und für seine Minister bestimmt sind; Sie haben dafür zu sorgen, daß dieselben den betreffenden Personen in die Hände kommen.“

„Das ist schwer, Sir.“

„Daran aber knüpft sich allein die Belohnung von 30,000 Doll., Sie erhalten diese Summe nicht, wenn Sie diese Bedingung nicht erfüllen.“

„Hm, — nun ich will es versuchen. Vielleicht, falls Ihr Freund Robert noch kommt, macht er ein Compagnie-Geschäft mit mir . . .“

Er hatte den Satz noch nicht beendet, als an die Thür geklopft wurde — die Thüren waren der Sicherheit wegen geschlossen. — Mrs. Surratt erhob sich, um sie zu öffnen, es war der Bediente, der Herrn Robert meldete.

Ohne erst die Einladung einzutreten abzuwarten, trat der Betreffende zur Thür hinein. — Sein großes braunes Auge hatte unter den Anwesenden schnell Booth erkannt, und noch ehe dieser überzeugt war, daß seine Augen ihn nicht täuschten, trat der Fremde auf ihn zu. Sein nicht unschönes Gesicht war auffallend bleich, und sein braunes Auge leuchtete unter den schwarzen buschigen Brauen mit unheimlichem Glanze hervor; zu seiner zwar schlanken

aber muskulöse Gestalt stand die zarte kleine Hand nicht im Verhältniß, die er seinem Freunde entgegenstreckte.

„Jetzt bin ich Dein, Wilkes!" sagte er mit hohler Stimme.

„Du hast also Dein Vorhaben aufgegeben, Robert?" fragte Booth.

„Ich habe erreicht, was ich erreichen wollte," antwortete er, indem sein Gesicht einen eigenthümlich diabolischen Ausdruck annahm.

Der Fremde war Robert Lewis Payne.

Vierzigstes Kapitel.

Das Maskenfest im Ritterhause.

Das Fest, welches die Ritter vom goldnen Cirkel zur Feier des ersten Erfolges ihres Emissärs veranstaltet hatten, war eine Maskerade, ein Vergnügen, unter welchem sie jene Art von Orgien verstanden, welche von den Aristokraten des Südens von Zeit zu Zeit veranstaltet wurden, um ihren unreinen Passionen frei die Zügel schießen zu lassen.

Die Yorktownstraße war an dem Abend des Festes belebter denn je. Vor all den Hotels, die in der Nähe der Villa des Mr. Berkley gelegen waren, sah man Equipagen halten, aus welchen Herren und Damen in den glänzendsten Maskenanzügen ausstiegen und über die Teppiche schnell in das Innere des Hauses huschten. Diener in Galalivréen, Farbige und Weiße empfingen die Gäste und geleiteten sie — nicht die Treppen hinauf, sondern auf versteckten, dunklen Parkwegen nach dem Hause, das, in dem Park des Mr. Berkley gelegen, dem Leser bereits als das „Ritterhaus" bekannt ist. Dasselbe war heute festlich erleuchtet, wovon freilich äußerlich nichts bemerkbar war, denn die dicht verschlossenen Läden wehrten jedem Lichtstrahl hinauszudringen, aber die mit Teppichen und Blumen geschmückte Vorhalle strahlte im Glanz der Flammen, die auf prächtig vergoldeten Wandleuchtern brannten.

Ein Theil der Gäste war bereits in den reichen Gemächern und Sälen des untern Stockwerks versammelt, andere wurden noch erwartet, da die Zeit zum Beginn des Festes noch nicht gekommen, welche auf eine Stunde vor Mitternacht angekündigt war.

Die Parkwege, welche zum Ritterhause führten, waren aus Rücksicht

für die Damen mit Teppichen belegt, so daß man auch nicht das Geräusch der Tritte auf dem Kies hörte, die sich von allen Richtungen her näherten. Unter den Personen, welche in die Halle traten, ist gewiß mancher Bekannte, nur schade, Alles ist maskirt, daß es unmöglich ist, Einem in's Gesicht zu blicken. Doch wollen wir, indem wir uns am Eingang neben dem in einen langen schwarzen Domino gehüllten Portier aufstellen, versuchen, ob wir nicht doch den Einen oder Andern heraus erkennen.

Zwei Herren, ein Türke und ein Hellebardier, nähern sich. Vor der Eingangsthür stehen sie stille und sprechen mit einander.

„Sind die Niggerinnen alle hier?" fragte mit barschem Ton der Türke.

„So viel ich habe für Ihren Geschmack finden können, Sir," antwortete der Andere mit einer dünnen Stimme, die ganz unverkennbar dem Haushofmeister Tucker's, dem Irländer O'Brien angehörte.

„Camilla auch?" fuhr der Türke fort.

Der Hellebardier bejahte die Frage.

„Esther war also nicht zu bewegen?"

„Nein, Sir, sie ist noch so halsstarrig wie immer. Ich fürchte ohne Anwendung von Zwangsmitteln wird sie ihren Trotz nicht ablegen."

„Sie wird ihn ablegen und das noch heut. Gehen Sie zurück zum Venusschloß. Deborah soll dafür sorgen, daß ich nach Beendigung des Festes dort empfangen werde, wie ich es erwarte."

Der Hellebardier verneigte sich und ging den Weg zurück, der nach Mr. Tucker's Park führt. Der Türke überreichte dem Portier eine Karte, die ihm zur Legitimation diente und die Eingangsthür zur Halle ward ihm geöffnet. Es war nicht schwer, aus dem Gespräch zu schließen, daß der Türke kein Anderer sei als Mr. Tucker.

Eine Dame nähert sich. Welch' herrlicher Wuchs, der durch das Costüm einer spanischen Tänzerin an Reiz noch unendlich gewinnt. Noch verbirgt zwar ein langer Mantel die verführerische Tracht, aber wir sehen doch genug, um vor Verlangen zu brennen, diese Schöne ohne denselben betrachten zu können.

Ihre Maske bedeckt fast das ganze Gesicht, doch nicht das runde Kinn, dessen matte Färbung sie sofort als eine Quadroone oder Kreolin erkennen läßt. Sie blickt sich scheu um, als fürchtete sie verfolgt zu werden, giebt dann ihre Karte ab und schlüpft schnell in die Vorhalle.

Sie hatte Ursache sich zu fürchten, denn sie ward in der That verfolgt; unmittelbar, nachdem sie durch die Thür gegangen, trat der Mann im blauen Domino, der hinter dem Gebüsch auf der Lauer

gestanden, hervor und folgte ihr. Seine Hand zittert, während er dem Portier die Karte giebt, und indem er hineingeht, hören wir ihn vor sich hin murmeln:

„Er soll sie haben, ihre Hand! . . . .“

Da kommen zwei Männer. Ein schön gewachsener Jüngling mit braunem Haar in der Kleidung eines Römers aus Cäsars Zeit. Die braune Toga um seine Schultern ist nach den Regeln der Kunst gefaltet, sein Gang ist würdevoll, seine Haltung edel; sein dunkles Auge blitzt durch die Oeffnungen seiner Maske und seine Hand erfaßt den Dolch in seinem Gürtel. — Wir kennen diesen Römer, wir sahen ihn in derselben Toga mit demselben Dolche auf der Bühne zu Richmond den Cäsar ermorden, wir sahen diesen Junius Brutus damals von der hingerissenen Menge bewundert, vergöttert. Wie es scheint rührt er auch heute die Herzen der Damen, denn unmittelbar hinter ihm und seinem Begleiter, einem römischen Gladiator, kommen zwei Damen, die sich durch einen Ueberfluß an Luxus der Kleidung und einen entschiedenen Mangel an Rundung der Formen auszeichnen, und deren eine mit einem tiefen Seufzer ihren Gefühlen in den Worten Luft macht:

„O mein Gott, wie schön ist er!“

Der Begleiter des jungen Römers, ein starkknochiger Mann mit röthlichem Haar und Bart, der sich neben dem schönen Jüngling ziemlich ungünstig ausnahm, schien den Seufzer und die Worte, die ihn begleiteten, gehört zu haben, denn er flüsterte seinem Begleiter zu:

„Die fleischfarbenen Tricots an Ihren Beinen machen schon hier Furore, wo man noch wenig davon sieht, wie wird es erst drinnen im Schimmer der Kronleuchter sein?“

„Still, John,“ entgegnete Brutus. „Ich kenne die Damen, wenigstens die Eine, die lange, und weiß, daß Du Dich irrst; sie ist nicht im Besitz eines Herzens, welches für solche Gefühle zugänglich ist.“ —

Die beiden Damen wurden auch noch von zwei andern Herren erkannt, welche auf einem andern Wege kommend, mit ihnen vor dem Ritterhause zusammen trafen. Der eine groß, hager und vollbärtig, der andere viel kleiner von hübscher Figur und bartlos, der erstere in der Tracht eines Dominikaners, der andere im Costüm eines Venetianischen Nobile.

„Ich wette,“ sagte der Dominikaner, „daß ich die Damen kenne. Lassen Sie uns warten, Miß — Mister Parker oder Borton oder wie Sie sonst heißen wollen, bis sie hinein sind, es wäre möglich, daß ein Zufall beim Ablegen des Mantels uns ihnen kenntlich macht.“

Sie traten zur Seite in das Dunkel des Akaziengebüsches und ließen die beiden Damen vorüber.

Die ältere und größere dieser Damen trug ein langes Kleid von gelber Seide und einen schwarzen Domino, die andere war im Costüm der Maria Stuart.

„Die beiden Damen haben wohlgethan," bemerkte der Dominikaner zu seinem Freunde, „lange Kleider anzuziehen, ihr knochiger Hals und die übrigen abstracten Reize würden sich neben der Concurrenz, die ihnen bei solchem Feste geboten wird, traurig genug ausnehmen."

„Daß Mrs. Slater bei solchem Fest zugegen ist, das finde ich in der Ordnung, da sie jedenfalls nur als Ehrenwächterin der ausgetrockneten Maria Stuart hier ist, was aber Miß Surrat veranlaßt . . ."

„Das begreifen Sie nicht? — Der Komödiant Booth, den Sie im Hause des Präsidenten kennen lernten, das ist der Magnet," versetzte der Dominicaner.

„Booth!" wiederholte der Venetianer mit einem Seufzer. — „Glauben Sie, daß er hier sein wird, Mr. Conover?"

„Sicherlich. Er ist ja jetzt das Schooßkind der Aristokratie. Ich möchte nur wissen, was das für einen Grund hat, vielleicht erfahren wir es heute. Sollte man, wie ich fast vermuthe, ihn zum Werkzeug benutzen wollen, unter den Demokraten des Nordens gegen die Union zu agitiren, so wird Ihr Besuch hier für den Norden von größestem Nutzen sein."

Als Conover und George Borton ihre Karten abgegeben und eingetreten waren, lugte hinter dem Gebüsch das malitiöse Gesicht des Negers Jim hervor.

„Sie sind fort!" flüsterte er Jemand zu, der wahrscheinlich hinter ihm war. „Die Luft ist rein. Jetzt können wir sie hineinbringen."

Alsbald traten leise aus einem Seitenwege zwei Neger, die eine Sänfte trugen, gefolgt von einem Weißen ohne Maske, in dem wir leicht O'Laughlin, den Verwalter von White-House erkennen.

Die Vorhänge der Sänfte sind dicht zugezogen, so daß es unmöglich ist, einen Blick hinein zu thun, und das ist um so bedauernswerther, als es sich jedenfalls verlohnte, die Personen zu sehen, welche auf diese Weise in's Ritterhaus gebracht wurden.

Die Neger schlugen, unter O'Laughlin's Anführung, mit ihrer Bürde nicht den Weg zum Haupteingange ein, sondern hielten vor einem kleinen Seitenpförtchen an.

Auf den vorsichtigen Schall des Klopfers öffnete sich die Thür, der Kopf eines Individuums mit einer echten Verbrecherphysiognomie schob sich hinaus und fragte:

„Wer ist da?“

„Wir bringen das Dessert zum Festmahl,“ grins'te O'Laughlin, „im Auftrage des Festcomité's angeschafft; ein äußerst delikates Gericht in zwei Portionen.“

Der Mann, welcher geöffnet hatte, verzog sein häßliches Gesicht zu einem gemeinen Lachen.

„So bringt herauf, was Ihr da habt, ich werde die Delikatessen aufbewahren, bis man sie braucht.“

Die Thür der Portchaise ward geöffnet, und Jim beugte sich mit dem Oberkörper hinein; als er wieder hervortauchte, hielt er auf seinen Armen — ein Mädchen; ein schönes blondlockiges junges Mädchen mit bleichen, unschuldsvollen, kindlichen Zügen. Ihr Kopf hing auf des Negers Schulter herab, und ihre Augen waren geschlossen. Sie schlief.

Von der Thüre führte unmittelbar eine Treppe aufwärts. Der Portier machte zur Seite Platz und ließ Jim mit seiner Bürde hinaufsteigen.

Inzwischen hatte auch O'Laughlin seinen Oberkörper in der Thüre der Portchaise verschwinden lassen, und wie der Neger, so tauchte auch er daraus hervor mit einem eben so jungen, eben so schönen, eben so lieblichen Mädchen auf dem Arme. Auch diese schlief. —

Er folgte Jim die Treppe hinauf.

„Ihr könnt gehen!“ rief der Portier den beiden Negern zu, welche die Sänfte getragen hatten, und schloß hinter sich die Thür.

Die Treppe war nur matt erleuchtet; sie führte auf einen kleinen Korridor. Hier öffnete der Portier eine Thür, die mit dickem Wollenstoff beschlagen war, Jim und O'Laughlin mit ihrer Bürde traten in ein Gemach, welches so eigenthümlich in seiner Einrichtung war, daß es unzweifelhaft nur einem bestimmten Zwecke diente. —

Die Tapeten waren von dunkelrothem Damast, und hatten das Eigenthümliche, daß sie einem leichten Drucke nachgaben, als ob sich hinter ihnen ein Polster von Wolle oder Baumwolle befände. Von Fenstern war keine Spur zu sehen, ihre Stellen vertraten vielmehr Spiegel, welche das Bild, das sie empfingen, hundertfältig zurückgaben. Rings an den Wänden waren Nischen angebracht, in deren jeder eine Chaiselonge sich befand mit dunkelrothem Sammt bezogen und auf vergoldeten Sphinxen ruhend. Von Consolen über denselben hingen aus krystallenen Gefäßen üppige Rankengewächse herab und zu beiden Enden der Chaiselonges waren Palmen aufgestellt, die ihre breiten Blätter über dieselben herabsenkten und sie zu einem duftigen Himmelbett umzuschaffen schienen. Die Nischen waren zwar offen, konnten jedoch durch Vorhänge zugezogen werden, und

es drang in diesem Falle nur matt von oben das Licht hinein, welches, von einer in der Mitte des Zimmers hängenden dunkelrothen Ampel herrührend, ohnehin nicht große Helle zu verbreiten im Stande war.

Jim und O'Laughlin legten ihre Bürde Jeder auf eines der Sophas in den Nischen.

Da lagen die schönen schlafenden Mädchen, so lieblich, so engelgleich, ein Lächeln um die unschuldsvollen Lippen, als ob ein süßer Traum ihren Schlaf umspielte.

Der Portier zog die Vorhänge vor den beiden Nischen zu, und machte dadurch den Bemerkungen O'Laughlin's ein Ende, die sich in frivolen Scherzen auf das „Dessert" bezogen.

„Lassen wir das," sagte der Hüter dieses Zimmers; „sprechen wir jetzt vom Geschäft."

„Leise, Freund," unterbrach ihn O'Laughlin; „daß uns Niemand belauscht."

„Oh," lachte der Andere, „hier hast Du nicht nöthig, so leise zu sprechen. Dies Zimmer" — er machte mit seiner Hand eine Bewegung gegen die Wände — „ist so eingerichtet, daß es den Laut der Stimme nicht hinausläßt. — Gesetzt, diese beiden Schätzchen dort hinter den Vorhängen stimmten unisono ein Zetergeschrei an, was sich zuweilen wohl hier ereignet, so würdest Du davon nichts hören, selbst wenn Du unmittelbar draußen an der Thür ständest und die Ohren an das Schloß legtest."

„Sehr praktisch!" bemerkte O'Laughlin; „also von Geschäften. Die Summe, die ich erhalten habe, beträgt fünfhundert Dollars."

„Ich weiß; also her mit meinem Antheil!"

O'Laughlin zog eine Brieftasche aus seiner Rocktasche und war im Begriff das Geld aufzuzählen.

„Halt!" rief Jim, und faßte ihn am Arme. „Wo ist denn mein Antheil?"

„Dein Antheil?" wiederholte der Portier spöttisch.

„Ja mein Antheil. Ich habe eben so viel zu fordern, wie Jeder von Euch; ja eigentlich noch mehr, denn ohne mich hättet Ihr die jungen Mädchen nicht bekommen können, — ich habe ihnen den Schlaftrunk beigebracht, und wachend sollte es Euch doch schwer geworden sein, sie auch nur bis zur Sänfte zu bringen, geschweige denn hier hinein."

„Das bestreite ich nicht; aber das Geld ist nicht für Dienstleistungen, sondern es ist um unsere Verschwiegenheit zu sichern."

„So? Kommt denn auf meine Verschwiegenheit nichts an? Wenn es auch nur die Töchter eines Anhängers der Union sind, so ist doch ihr Vater ein angesehener Mann, und würde sich

nicht durch das Ansehen der vornehmen Verführer seiner Töchter abschrecken lassen, sie gerichtlich zu verfolgen."

„Dummkopf, Du vergißt, daß ein Nigger gegen einen Weißen nicht zeugen darf. Nur auf unser Zeugniß käme es an, auf das Deinige gar nicht."

„Ich weiß wohl, daß ich nicht zeugen darf gegen einen Weißen, aber vielleicht bezahlt mir Einer das Geheimniß des Ritterhauses und dieses Gemaches doch so, daß ich ihm auch außer meinem eigenen Zeugniß Beweismittel schaffen könnte."

O'Laughlin und der Portier blickten sich eine Weile bedenklich an, worauf der Erstere dann den Vorschlag machte:

„Jim hat Recht, er kann auch einen Theil des Geldes fordern, zumal er noch behüflich sein muß, die Frauenzimmer wieder wegzuschaffen, wenn man sie hier nicht mehr haben will. Wir wollen ihm hundert Dollars geben, dann behalten wir noch Jeder zweihundert. Bist Du nun zufrieden?"

Der Portier gab nach einigem Zögern seine Einwilligung, worauf O'Laughlin das Geld in der vorgeschlagenen Weise theilte.

Darauf ließ der Portier sie hinaus. Als sie bereits die Treppe hinabgestiegen waren, rief jener ihm nach:

„Noch eine Frage, Jim!"

„Was denn?"

„Wie lange wird die Portion Opium vorhalten, die sie bekommen haben?"

„Ich denke, da sie nicht sehr starke Nerven haben, werden sie 3 bis 4 Stunden fortträumen."

„Das ist gut. Haltet Euch nur bereit, daß ich Euch rufen lassen kann, wenn es gewünscht wird, daß die Mädchen schon diese Nacht fortgeschafft werden sollen."

„Du findest mich im Hotel des Kriegsministers," antwortete Jim; „also kaum dreihundert Schritte von hier! — —

Während dies an der Hinterpforte des Ritterhauses vorging, näherten sich zwei Gäste dem Hauptportal, welche die Veranstalter des Festes gewiß am wenigsten dort erwartet hatten. Es waren zwei junge Männer, kräftig, elastisch, rasch und sicher in ihren Bewegungen. So viel von ihrem Gesichte die Maske frei ließ, konnte man an der Farbe erkennen, daß der Eine ein Quadroone, der Andere ein Weißer sei, der Letztere in der Maske eines Debardeurs mit einem spanischen Mantel um seine Schultern, der Quadroone im Kostüm eines schottischen Hochländers. Ein Neger ging ihnen vorsichtig voran, bis sie das Ritterhaus sehen konnten.

„Jetzt brauche ich Sie nicht weiter zu führen," flüsterte der Neger stillstehend. „Das da ist das Haus, in welchem das Fest stattfinden wird."

„Du meinst, Joë, daß wir sie dort finden werden?“ fragte der Debardeur den Neger.

„Ich vermuthe es nur, Massah,“ erwiderte Joë. „Der Wagen, in dem sie saß, und in welchem ich sie bis an den Wald von Sandersford fahren wollte, wo sie mit Ihnen zusammen treffen konnte, ist auf Mr. Tucker's Befehl nach Richmond gefahren. Ich selbst wurde in einen andern Wagen gesperrt und nach Sandersford gefahren. Was aus ihr geworden ist, weiß ich nicht.“

„Aber Du vermuthest,“ sagte der Schotte, daß sie sich in der Gewalt Tucker's befindet?“

„Ich vermuthe das ganz bestimmt, Massah Edward,“ war die Antwort des Negers. „Denn ich weiß, daß Tucker hier in seiner Villa junge Mädchen verbirgt, die sein Haushofmeister O'Brien ihm herbeischafft. Ist sie in der Gewalt Tucker's, so wird er sie auch wahrscheinlich mit hierher genommen haben.“

Die beiden jungen Männer wechselten einen bedeutungsvollen Blick miteinander.

„Wehe ihm, wenn es wahr ist!“ knirschte der junge Quadroone.

Sein Begleiter stieß einen Seufzer aus.

„O Esther, so hat das Loos, dem Du entfliehen wolltest, Dich doch ereilt — und ich — ich allein bin schuld an Deinem entsetzlichen Schicksal!“

„Komm Frederic, laß uns hineingehen,“ sagte Edward ihn am Arm nehmend. Vielleicht kann sie noch gerettet werden; ich kenne sie und weiß, daß sie ihre Tugend mit dem Leben vertheidigen wird. Komm! — Es ist gut, Joë,“ wandte er sich an den Neger — „Du kannst jetzt gehen, nimm meinen Dank!“

„Warten Sie, Massah Edward, Sie haben ja noch nicht die Einlaßkarten,“ rief Joë den davon Eilenden nach. — „Hier sind sie, es ist die Karte von meinem Herrn, Mr. Sanders, die ich ihm entwendet habe, weil ich wußte, daß er nicht an dem Fest Theil nehmen würde. — Gute Nacht, Sir, viel Vergnügen auf dem Fest!“

„Viel Vergnügen auf dem Fest?“ wiederholte hinter ihnen eine helle Mädchenstimme lachend. „Daran wird es nicht fehlen, die Herren Junker des Südens verstehen es, ein Fest pikant zu machen — habe ich Recht, mein lustiger Debardeur und Sie, mein fuchsjagender Schotte? Sollten Sie heute Abend die Absicht haben auf angenehmeres Wild, als garstige rothharige Füchse zu jagen, so sein Sie versichert, daß ich mit Vergnügen auf eine Stunde ihr Wild sein möchte. — Ha, ha, ha!“

Das Mädchen, als Hebe verkleidet, eine hübsch gewachsene Brünette, hing sich ohne Weiteres an Edward's Arm,

Edward wollte sich verdrießlich losmachen, doch gebot ihm die eigenthümliche Situation und die Gefahr seiner Lage, wenn er sich irgendwie durch auffälliges Benehmen verriethe, Mäßigung, er sagte deshalb in einem Tone, der eben so gut wie Scherz als wie eine ernste Klage klang:

„Mein Herz ist durch die Evastöchter schon so oft verwundet, Miß, daß ich es fürchte, mich diesen dornigen Rosen zu nahen. Ich bin in meinem Gefühle ein Greis; die Göttin der ewigen Jugend paßt deshalb schlecht an meiner Seite.“

„Der Kontrast wird sich zu einem angenehmen Mittelding zwischen Frühling und Winter ausgleichen,“ sagte sie. „Fliehen Sie die Rosen nicht, weil sie stechen, mein tapferer Fuchsjäger. Man muß bei der ersten Niederlage nicht gleich verzagen, wie die Yankee-Offiziere nach der Schlacht von Bull-Run sagten.“

„Ich muß Ihnen gestehen,“ hob Edward wieder an, dem die Gesellschaft der leichtfertigen Person im höchsten Grade zuwider war, „daß ich es ein für alle Mal aufgegeben habe, auf das Herz einer Dame einen Sturm zu versuchen. Der Feind ist mir zu gewandt und zu mächtig, ich ziehe mich deshalb resignirt zurück.“

Er versuchte sanft seinen Arm los zu machen; aber weit gefehlt, die schalkhafte Hebe ließ ihn nicht los.

„O so leicht entfliehen Sie mir nicht, mein blöder Fuchsjäger,“ lachte sie. „Legen Sie nur Ihre schottische Schüchternheit ab, nehmen Sie in der Liebe Unterricht bei dem schlanken Debardeur da, ich bin überzeugt, er würde es anders verstehen, ein Herz zu erobern wie Sie. In der Liebe muß man es machen wie Grant im Felde: nicht rechts nicht links operiren, sondern grade durch bis ins Herz des Feindes.“

Frederic Seward hatte bereits beim ersten Ton dieser Stimme die Sprecherin aufmerksam angeschaut; die Maske hinderte ihn aber, seiner Erinnerung auf die rechte Bahn zu helfen. Die Art ihrer Unterhaltung aber ließ ihn keinen Augenblick zweifeln, daß die Hebe Niemand Anders sei, als die schöne Belle Boyd, die Courtisane im Lager M'Clellan's.

„Sie hat also Verbindung mit dem Süden,“ dachte er, „ist also eine Spionin — eine wichtige Entdeckung!“

Er flüsterte Edward einige Worte in's Ohr, worauf dieser ihn verwundert anschaute und dann ein Zeichen des Einverständnisses gab. Er machte jetzt keinen Versuch mehr, die Begleitung der Hebe abzulehnen, sondern betrat mit ihr am Arm die Vorhalle des Ritterhauses.

Einundvierzigstes Kapitel.

Das Erkennen.

Was an Luxus entfaltet werden kann, das hatte die Aristokratie des Südens geleistet in Bezug auf innere Ausstattung des Hauses, welches das Capitol des geheimen Bundes bildete. Alle Säle und Zimmer des Ritterhauses waren im reichsten Geschmack dekorirt. Die Wandleuchter von strahlendem Krystall, die Teppiche vom feinsten Gewebe, die Tapeten von schwerem Damast, die Möbel von seltenem Holz und die Fußböden vom kunstvollsten Parquet.

Alle Räume, mit Ausnahme des „Heiligthums des Brutus," wie sie den Sitzungssaal nannten, waren im ersten und zweiten Stock für das Fest zur Verfügung gestellt, und überall sah man Gruppen phantastisch und elegant gekeideter mit Masken versehener Herren und Damen promeniren oder in dem traulichen Claire-obscure einer Nische pokuliren, eine berauschende Musik spielte im großen Saale von einem unsichtbaren Orchester herab die schönsten Strauß'schen Compositionen, und im Banketsaal waren Tische zu einer gemeinsamen Tafel geordnet und mit Blumen und köstlichen Fruchtschaalen aus edlem Metalle dekorirt. Die Tafel war indessen nur spärlich besetzt, da die Meisten es vorgezogen, sich in kleineren Cirkeln um die zahlreichen Büffets in den Nebenzimmern zu gruppiren, oder im großen Concertsaale zu tanzen, oder in den entfernteren Gemächern die Einsamkeit aufzusuchen.

Zu diesen letztern gehörte Junius Brutus. Alle Damen hatten ihn sofort erkannt und überall, wo der schöne Jüngling sich sehen ließ, flüsterte man sich den Namen „Wilkes Booth" zu. Die braune Toga, die er sich in malerischem Faltenwurf um die Schultern gehängt hatte, der entblößte schöne Hals, die geraden, apollinisch geformten Beine in fleischfarbenen Tricots — das Alles hob seine körperlichen Vorzüge so hervor, daß er von Seiten der Damen mit Elogen und vertraulich zärlichen Zuflüsterungen fast überschüttet wurde.

Er athmete auf, als er endlich einmal einen Augenblick unbestürmt war, und nahm dann die Gelegenheit wahr, sich unbemerkt zurückzuziehen.

Er trat in ein entlegenes Zimmer, in welchem eben Niemand sich befand und warf sich dort gelangweilt in die Ecke des Sophas.

„Das hilft Ihnen nichts," sagte der Gladiator grinsend, indem er seinen Kopf durch die Thür steckte, „Sie haben einmal die

Frauenzimmer behext, und nun müssen Sie's ertragen, daß sie Ihnen auf Tritt und Schritt nachgehen. Sie haben mit Ihren fleischfarbenen Tricots das Unheil herauf beschworen, und nun können Sie desselben nicht mehr Herr werden. Glauben Sie nicht, daß Sie hier sicher sind, die spanische Tänzerin, welche Sie im Saale mit solchen Feuerblicken ansah, daß man ihre schwarzen Augen durch die Maske funkeln sah, hat bereits Ihren Zufluchtsort entdeckt und kommt geradeswegs hierher."

„Weise sie ab, Atzerott," sagte Booth. „Sage ihr, mir sei nicht wohl."

„Aber die Spanierin, Sir, ist ohne Zweifel die Schönste hier."

„Gleichviel, weise sie ab."

Atzerott hatte sich nicht getäuscht, die Dame in dem verlockenden Anzuge einer spanischen Tänzerin näherte sich der Thür. Das Wogen ihres vollen Busens verrieth ihre Aufregung, als sie zögernd inne hielt, da sie den Gladiator in der Thür stehen sah.

Atzerott betrachtete sie mit Entzücken. Die kurzen Kleider, welche die mit Tricots bekleideten Beine nicht ganz bis zum Knie bedeckten, ließen auf eine solche Fülle verführerischer Reize schließen, daß er nicht umhin konnte, sich zu wiederholen:

„Sie ist die Schönste hier. Bei Gott, hätte ich nicht schon eine Favoritin für Mr. Tucker besorgt, so müßte es diese sein!"

„Wollen Sie hier hinein, Sennora?" fragte er, als er sah, daß sich die Spanierin ein Herz faßte, um an ihm vorbei zu gehen.

Die Dame machte nur ein bejahendes Zeichen und wollte weiter gehen, Atzerott aber stellte sich ihr mitten in den Weg.

„Verzeihen Sie, schönste Sennora, aber mein Herr da, der edle Junius Brutus, ist krank, er hat Cäser's Geist gesehen und hat davon das Fieber."

Die Spanierin achtete nicht auf den Scherz, sondern wich ihm aus und setzte den Fuß auf die Schwelle. Atzerott aber, der sich durch einen Blick auf Booth überzeugt hatte, daß es diesem Ernst sei, allein zu bleiben, wagte noch einmal Widerstand zu leisten.

„Haben Sie Mitleid, Sennora, mit dem kranken Brutus. Lassen Sie ihn erst wieder Ruhe gewinnen, ehe Sie ihn der Gefahr aussetzen, im Feuer Ihrer Augen von neuem in Fieberhitze zu gerathen . . . ."

„Unausstehlicher Schwätzer, machen Sie Platz!" unterbrach ihn die Dame in ärgerlichem Tone. „Zurück da; ich will hinein."

Die stolze Haltung und der entschiedene Ton der Dame wäre wohl geeignet gewesen, jeden Anderen zum Nachgeben zu zwingen; aber ohne Zweifel wäre ihr das bei Atzerott nicht gelungen, wenn nicht Booth beim Klang dieser Stimme emporgefahren wäre und nicht seinem Gefährten zugerufen hätte:

„Zurück, John, laß mich mit der Dame allein!“

Atzerott gehorchte, indem er bei sich dachte:

„Es war vorauszusehen, daß er dieser nicht widerstehen kann. Er mag das kälteste Herz haben, im Feuer dieser Augen schmilzt das Eis leicht.“

Sobald sie sich allein sahen, lagen Booth und die Spanierin einander in den Armen.

„Carlota!“ rief er, „Du hier? — Und wie schön bist Du!“

„Ich bin hier, Wilkes, weil ich Dich hier vermuthete,“ antwortete Mrs. Cleary. „Wie hätte ich zu Hause Ruhe finden können, wenn ich Dich den Liebespfeilen so vieler schöner Damen ausgesetzt weiß!“

„Aber, mein Gott, wenn Dein Gemahl —“

„Mein Gemahl hat von meiner Anwesenheit keine Ahnung, und er wird sich daher um uns nicht kümmern, sondern sich ganz den zügellosen Gelüsten überlassen, denen er hier zu fröhnen Gelegenheit hat.“

Sie ließ sich an Booth's Seite auf das Sopha nieder, die Maske, die ihren Liebkosungen hinderlich war, vom Gesicht nehmend.

Es war eine reizende Gruppe. Das üppige Weib mit ihren plastischen Formen, deren Reize die ohnehin schon kurzen Kleider, während sie saß, noch mehr unverhüllt ließen, schmiegte sich an die Brust des schönen Jünglings, dessen edles Gesicht mit der antiken Tracht vortrefflich harmonirte. — Inniger, immer inniger wurden ihre Liebkosungen, bis die Kreolin, auf seinem Schooße sitzend, alle Vorsicht vergaß, und auf den Eingang dieses Zimmer nicht weiter Acht hatte.

In diesem Eingange aber erschien die hagere Gestalt der Frau, in welcher Mr. Conover, noch ehe sie den Saal betrat, bereits Mrs. Slater erkannt hatte. Einen Blick nur warf sie auf die Gruppe, dann verschwand sie eben so geräuschlos, wie sie gekommen war.

Sie ging in den Saal zurück, wo Miß Surratt, offenbar Jemanden suchend, mißmuthig umherging.

„Ich habe ihn gefunden, den sie suchen,“ flüsterte ihr Mrs. Slater zu. „In einem einsamen Zimmer sitzt er.“

„Ist es der junge Römer, wie wir vermutheten?“

„Er ist es.“

„So lassen Sie mich zu ihm. Unter dem Schutze der Maske will ich ihn von den Gefühlen, die ich für ihn hege, unterrichten. Jetzt muß er es erfahren, daß ich ihn liebe; in deutlichen, klaren, Worten will ich es ihm sagen, denn die Andeutungen, die die Gesetze der Schicklichkeit mir bisher nur gestattete, hat er nicht verstanden. Führen Sie mich zu ihm, Mrs. Slater.“

„Warten Sie, Miß. Er ist nicht allein.“

„Hat er vielleicht eine geheime Conferenz mit den Politikern?"

„Eine geheime Conferenz hat er, aber nicht mit den Politikern. — Ich will Sie nicht täuschen," fügte Mrs Slater hinzu; „er ist Ihrer unwürdig, er sitzt in süßer Umarmung mit einer Dame."

Die Furien der Eifersucht begannen in der Brust des Mädchens zu toben. Gewaltsam zog sie ihre Freundin mit sich fort. Wuth und Rache gegen das Weib, das ihr zuvorgekommen in der Eroberung seines Herzens, loderten in ihr. Sie mußte sie sehen, um sie zu vernichten.

Mrs. Slater führte sie an die Thür und forderte sie auf, vorsichtig hineinzusehen, um sich zu überzeugen, daß sie ihr wahr berichtet habe. Miß Surratt folgte dem Wink; was sie aber erblickte, raubte ihr alle Selbstbeherrschung. Da saßen sie eng umschlungen: sie so verführerisch, so wollustathmend, und er so schön. Ein Schrei der Wuth entfuhr der Eifersüchtigen.

Mrs Cleary erwachte plötzlich aus ihrem Rausche, sie sprang empor und griff nach der Maske. — Zu spät; sie war erkannnt worden.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß, während der Mann fast nie seinen Zorn gegen den Nebenbuhler richtet, der ihm die Geliebte verführt, sondern stets gegen die Treulose, das Weib stets am meisten die Nebenbuhlerin haßt und alle Wuth gegen sie ausläßt. Auch Mrs Surratt's erster Gedanke war, die schöne Kreolin zu vernichten.

„Ich werde ihren Gemahl aufsuchen," knirschte sie, „und ihm Alles sagen. Die Nichtswürdige soll es mir büßen! — Kommen Sie, Mrs. Slater, lassen Sie uns Mr. Cleary aufsuchen."

Die letzten Worte hatte eine Maske in blauem Domino gehört, die bereits mehrmals auf- und abgegangen war in der Nähe des einsamen Zimmers. Der blaue Domino stand stille vor dem jungen Mädchen und sagte, die Arme kreuzend, in einem Tone, dem es ein feiner Beobachter wohl angehört hätte, daß seine Ruhe lediglich eine erzwungene sei:

„Zu welchem Zwecke wünschen Sie Mr. Cleary aufzusuchen, schöne Maske?"

Miß Surratt blickte den Fragenden von oben bis unten an, der Klang seiner Stimme mochte ihr bekannt vorkommen, deshalb antwortete sie:

„Weil ich ihm eine Mittheilung zu machen habe, die für ihn sehr wichtig ist. Sein Weib verräth ihn!"

„Was sagen Sie, Miß? Ich hoffe nicht, daß Sie es wagen, eine solche Frau, wie Mrs. Cleary zu beleidigen. — Sie thun wohl, Ihr Geheimniß für sich zu behalten, denn Mr. Cleary würde Ihnen nicht glauben; die Tugend der Frau, von welcher Sie sprechen, ist zu rein, als daß er auch nur den Schatten eines Verdachtes auf

derselben dulden sollte. — Ich warne Sie, wagen Sie nicht Mr. Cleary das zu sagen, was Sie mir gesagt haben."

„Wie?" rief die Dame entrüstet. „Sie glauben mir nicht. — Sie wissen nicht, wer ich bin, Sir. — Sie wissen nicht, daß Ihr Mißtrauen gegen meine Worte mich beleidigt."

„Ich weiß nicht, wer Sie sind; aber ich rathe Ihnen doch, Ihre Vermuthungen für sich zu behalten."

In diesem Augenblicke verließ die Spanierin am Arm des römischen Patriziers das Zimmer und ließ sich nach dem Ausgange geleiten.

„Da, Sir, sehen Sie!" rief Miß Surratt. „Ich versichere Sie, das ist Mrs. Cleary. O Gott, wo finde ich nur Mr. Cleary, damit er sich überzeugt, daß seine Frau hier ist."

Der blaue Domino war, während sie sprach, den beiden Masken mit den Augen gefolgt, als er sah, daß sich die Spanierin am Ausgange von ihrem Begleiter verabschiedete, und daraus schloß, daß sie es vorgezogen hatte, sich so schnell, wie möglich, zurück zu ziehen, um eine Entdeckung zu vermeiden, wandte er sich an die aufgeregte Dame:

„Bemühen Sie sich nicht, Miß, den Mann aufzusuchen, dessen Gemahlin Sie so schmählig beleidigt haben, denn ich sage, daß Sie sie verleumdet haben."

„Ich muß aber Mr. Cleary aufsuchen; ich habe Zeugen, hier, Mrs. Slater."

Sie wollte davon eilen, der Fremde hielt sie zurück, und, seine Maske abnehmend, sagte er:

„Sehen Sie, Mr. Cleary steht vor Ihnen, und Mr. Cleary sagt Ihnen, daß seiner tugendhaften Gemahlin schmähliches Unrecht geschehen ist."

„O Himmel, wie ist es möglich, daß Sie sich nicht überzeugen lassen wollen! Mrs. Slater, Sie sind meine Zeugin. Sprechen Sie, sahen Sie nicht auch Mrs. Cleary im Arme . . ."

„Ich bedarf des Zeugnisses nicht, ich bleibe dabei, daß meine Gemahlin gar nicht einmal hier ist, geschweige denn sich des Verraths zu Schulden kommen ließ, dessen Sie sie anklagen."

Eben kehrte Booth zurück, nachdem er sich von Mrs. Cleary verabschiedet hatte, und kam nahe an den Sprechenden vorüber.

„Fragen Sie ihn, Sir, ob ich die Wahrheit gesprochen habe. Ich bin überzeugt, er wird es nicht leugnen," rief Miß Suratt erregt. — „He, Mr. Booth, reden Sie, ist es nicht wahr, daß Mrs. Cleary soeben mit Ihnen dort im Zimmer in größerer Vertraulichkeit saß, als für ein Weib schicklich ist? — Mr. Cleary leugnet, daß seine Gemahlin überhaupt hier war, und beschuldigt mich, die Unwahrheit gesprochen zu haben. Sprechen Sie, Sie sind ehrenhaft genug, eine

Thatsache, die Mrs. Slater und ich mit unseren Augen sahen, nicht leugnen zu wollen."

„Antworten Sie nicht, Mr. Booth," fiel Cleary ein. „Ich kenne Sie und kenne meine Gemahlin und weiß, daß die Beschuldigungen erdichtet sind. Meine Carlota sitzt jetzt zu Hause am Krankenbette der kleinen Fanny. — Sprechen Sie nicht, Mr. Booth, es ist nicht nöthig, ich sehe es Ihnen an, wie sehr Sie erschrocken sind über diesen ungerechten Verdacht; ich erspare es Ihnen, sich gegen diese ungerechte Anschuldigung zu vertheidigen. — Meine Hand, Mr. Booth, — nehmen Sie sie zum Zeichen, daß ich keine Sylbe von dem glaube, was man mir Nachtheiliges von Ihnen sagte, nehmen Sie sie als ein Pfand unserer unverbrüchlichen Freundschaft."

Er schüttelte dem Jüngling herzlich die Hand und verließ die Gruppe, die betroffen und versteinert wie angewurzelt dastand und ihm nachblickte. —

„Unglaublich!" begann Miß Surratt. „Jeder andere Mann an seiner Stelle würde, wo der Beweis so leicht war, sofort in Flammen gerathen sein und Alles daran gesetzt haben, Gewißheit zu erlangen. Ich begreife das Benehmen von Mr. Cleary nicht!"

Booth hörte diese letzten Worte nicht mehr, sondern schritt gedankenvoll dem Saale zu. Da kam ihm eine Person entgegen, an welcher er Anfangs ohne sie zu beachten vorübergehen wollte, allein die Aeußerung dieser Hebe am Arm eines muskulösen Schotten veranlaßte ihn, stille zu stehen.

„Ich müßte mich sehr irren, oder dieser Brutus ist niemand Anderes als Wilkes," sagte sie so laut, daß Booth einen Augenblick stehen blieb. — „Oh," fuhr sie fort; „wem könnte diese schlanke Taille, dieser kraftvolle Wuchs, diese klassische Attitüde sonst gehören? — Komm her, edler Römer, Du Sprosse des Apollo, laß Dir von der Hebe den Becher der Wonne kredenzen!"

Mit diesen Worten schob sie ihre Hand unter Booth's Arm, ohne aber mit der andern Hand den Arm des Schotten fahren zu lassen.

„Nicht doch, mein Fuchsjäger!" rief sie, als Edward diese Gelegenheit benutzen wollte, sich von ihr frei zu machen. „Du trinkst ein Glas Sellery mit uns. Willst Du nicht, schlanker Debardeur, jene Damen dort, die in ihren langen schwarzen Domino's so trübselig aussehen, auffordern, ein Glas mit uns zu trinken? . . . . Hier, Sohn des Apollo, hier ist es gut sein, ein Winkelchen zum traulichen Gelage wie gemacht. Hier wollen wir bleiben . . . . Sellery, Du Sproß von Guinea!"

Diese letzten Worte von Belle Boyd galten dem Neger, der mit einem Service, das allerlei Erfrischungen enthielt, umherging.

Das Zimmer, welches die Spionin ausgewählt hatte, war dasselbe, in welchem Booth's tête-à-tête mit Mrs. Cleary gestört worden war.

Frederic Seward hätte unter andern Umständen gewiß einen Vorwand gesucht, sich von der Verpflichtung, die beiden Damen einzuladen, frei zu machen, indessen, konnte nicht Eine von ihnen gerade diejenige sein, die er zu finden so sehnsuchtsvoll wünschte und die er doch vergebens gesucht hatte?

Miß Surratt und Mrs. Slater nahmen die Einladung um so lieber an, als sie der Ersteren Gelegenheit gab, sich mit Booth auszusöhnen und einen neuen Versuch auf sein Herz zu machen.

Belle Boyd war in der besten Laune.

„Nimm die Maske herunter, Brutus, wie ich es thue. Laß mich Dein Gesicht sehen, es ist lange, lange her, daß ich mich an dem Anblick Deines schönen Auges erquickt habe, Wilkes . . . Sei nicht eifersüchtig, Du schweigsamer Fuchsjäger, wenn Du meinst, mit ihm den Vergleich aushalten zu können, so demaskire Dich . . . . Und Du, Pasquill von einem Debardeur, wo ist Deine Lustigkeit? Trink Deinen Damen zu, daß sie so lustig werden wie ich, und bleiben sie dennoch kalt, so nimm Deine Maske ab, daß der Glanz Deines Auges sie belebe und in Gluth setze mehr als es der feurige Wein vermag."

Sie vermochte es indessen nicht, mit ihrer lustigen Laune eine wahrhaft fröhliche Stimmung in die Gesellschaft zu bringen, auf Jedem schien ein geheimer Druck zu lasten, und die Versuche, die Frederic und Edward machten, unbefangen und heiter zu scheinen, mißglückten so vollständig, daß endlich Belle Boyd erklärte, sie sehe sich genöthigt, die Gesellschaft so unausstehlich langweiliger Cavaliere und schweigsamer Damen zu verlassen und lustigere Gesellschaft aufzusuchen.

Sie machte diese Drohung sofort wahr, indem sie nach ihrer Maske griff und hinaushüpfte. Keinem der Zurückbleibenden schien dies unangenehm und namentlich waren Edward und Frederic froh, einen Vorwand gefunden zu haben, um ungestört ihre Forschungen fortsetzen zu können. Schon waren sie im Begriff, sich von ihren Sitzen zu erheben, als das Gespräch, welches Miß Surratt mit Booth anknüpfte, sie von Neuem fesselte.

„Ich hoffe, Sie sind mir nicht böse, Sir," begann sie. „Ich habe nicht beabsichtigt, Ihnen Uebles zu thun, sondern nur jener Person die verdiente Züchtigung zukommen zu lassen. — Ich muß übrigens sehr bewundern, Mr. Booth," fügte sie schnippisch hinzu, „daß ein Mann von Ihren Vorzügen nicht Anstand nimmt, mit einem Geschöpf zu harmoniren, dessen Abstammung für jeden wahren Gentlemen, gelinde ausgedrückt, sehr anstößig sein muß."

„Wen meinen Sie damit, werthe Maske?"

„Wen anders als die Dame, die ich mit Ihnen in so traulicher Umarmung sah, Sie wissen ohne Zweifel nicht, daß sie eine Kreolin ist, also von Negern abstammt."

„Ich weiß es, Miß, und weiß, daß sie ein Engel ist und an Schönheit Alle ihres Geschlechts übertrifft," antwortete Booth verstimmt.

„Aber manches Mädchen von reinem Blute, das Sie liebt, wird darin keine Entschuldigung für Sie finden."

„Ich will auch keine Entschuldigung."

„Sie sprechen von Esther!" flüsterte Frederic beklommen seinem Freunde in's Ohr.

„Unmöglich!" erwiederte Edward eben so leise. „Da kennen Sie Esther wenig. Doch will ich Sie überzeugen." — Er wandte sich an Booth: „Sie sprechen von einer sehr schönen Quadroone, die ich kenne? — Ist dem so, so gebe ich Ihnen vollständig recht, sie übertrifft an Schönheit Alle ihres Geschlechts."

„Ich spreche nicht von einer Quadroone, Sir, sondern von einer Kreolin," antwortete Booth. — Frederics Brust erleichterte sich durch einen tiefen Seufzer. — „Wenn Sie aber die Freigelassene des Kriegsministers meinen, so gebe ich Ihnen zu, daß sie die Einzige ist, welche ich ihr, was Schönheit betrifft, an die Seite stellen könnte."

„Die Freigelassene, sagten Sie?" widerholte Edward aufhorchend.

„Nun ja, Breckenridge hat sie freigelassen auf Verwendung seiner Mündel Miß Brown. Sie ist auch, so viel ich weiß, nicht mehr hier, sondern bereits nach dem Norden gegangen."

Edward unterdrückte nur mit Mühe einen Ausruf der Freude, er mußte sich begnügen, mit Frederic einen Blick auszutauschen, der die Gefühle ihres Herzens bei der Nachricht von Esther's Freilassung ausdrückte. Aber wo war sie? — Nach dem Norden, wie Booth meinte, war sie nicht gegangen. War sie wirklich, wie der Neger Joë versichert hatte, in der Gewalt Mr. Tucker's?

Frederic wollte darauf bezügliche Fragen thun, wurde aber durch das Eintreten der Courtisane daran verhindert, die, an jeder Hand einen Cavalier, wieder eintrat.

„Hier bringe ich Leute, welche es verstehen, fidel zu sein!" rief Belle Boyd. „Unter der Kutte dieses Dominikaners steckt mehr Humor als jemals in einem Mönchlein entwickelt wurde, und dieser Venetianer brennt vor Begierde, ein Glas mit unserm Brutus zu leeren . . . . Mehr Champagner, Guineageborner! . . . . Auf das Gelingen Deines nächsten Planes, Wilkes; nimm Dein Glas, und daß Dir's nicht wieder so geht, wie bei dem allerersten Versuch, Du weißt im Lager M'Clellan's, he?"

„Gut, Belle Boyd, laß uns anstoßen!“ antwortete Booth, und die Gläser erklangen.

„Dein letztes Unternehmen in New-York ist besser geglückt, wie ich höre,“ fuhr die Courtisane fort. „Aber hüte Dich nur, daß Du mir bei Deinen künftigen Wagnissen nicht verunglückst; Du würdest nicht leicht wieder so unerwartet einen Retter finden, wie damals, als Dir der Strick schon an der Kehle saß . . .“

„Belle Boyd, der Wein macht Dich schwatzhaft,“ entgegnete Booth verdrießlich. „Willst Du uns nicht erst die Gesellschaft vorstellen, ehe wir über Dinge sprechen, die nicht für Jedermanns Ohren sind?“

„Ah, das ist hübsch von Dir, Wilkes,“ erwiderte sie lachend. „Du bist vorsichtig. Gut, zur Lustigkeit passen die Masken nicht, wir sind unter uns und machen keinen Verstoß gegen die Festordnung, wenn wir schon jetzt die Masken abnehmen. Ich bin wirklich gespannt, meinen Schotten und den schweigsamen Debardeur kennen zu lernen.“

Niemand hatte Lust, der Aufforderung zu folgen. Dadurch aber ließ sich Belle Boyd durchaus nicht abhalten, auf ihre Forderung zu bestehen. Frederic saß ihr zunächst. Sie stürzte sich auf ihn, schlang ihm einen ihrer Arme um den Hals und mit der andern Hand riß sie ihm die Maske vom Gesicht.

„Ah,“ rief sie. „Hätte ich doch wahrlich nicht geglaubt, ein so hübsches Gesicht hinter dieser Maske anzutreffen. Warum in aller Welt zierten Sie sich denn so, die Maske abzunehmen . . .?“

Sie stockte und blickte Frederic aufmerksam ins Gesicht. Ein Glück für den Venetianer, daß in diesem Augenblick Niemand auf ihn achtete, denn er taumelte vor Ueberraschung einen Schritt zurück als er das Gesicht Frederic Seward's erblickte.

„Ei, Freund,“ begann Belle Boyd, nachdem sie eine Weile schweigend dagesessen und nachdenkend den Finger auf die Stirn gelegt hatte — „sollten wir uns nicht kennen?“

Ueber des jungen Mannes Gesicht flog eine schnelle Röthe. Sein Athem ging hastiger, er war verloren, wenn man ihn erkannte, und Esther war es auch. Edward erhob sich und forderte seinen Freund auf, mit ihm zu kommen. Aber Belle Boyd stellte sich ihnen in den Weg.

„Diesen Gentleman hier, habe ich das Vergnügen zu kennen, sagte sie, „nun lassen Sie mich auch Ihr Gesicht sehen, vielleicht kenne ich es auch. Ich fordere die Herren auf,“ wandte sie sich an Conover und George Borton, „mir beizustehen. Sie werden meine Aufforderung billigen, wenn ich Ihnen hernach den Grund sage.

Conover wechselte mit seinem Freund einen Blick, dann sagte er, indem er einen möglichst unbefangenen Ton anschlug:

„Wir können nicht verlangen, daß sich die Herren demaskiren, wenn wir es nicht selbst thun, also meine Damen," fügte er zu Mrs. Slater und Miß Surratt gewandt hinzu, „folgen Sie unserm Beispiel."

Er nahm ohne Umstände die Maske ab, und George Borton that ein Gleiches.

„Sie sind es!" rief Miß Surratt, erfreut, intimere Bekannte hier zu treffen und nahm nun auch ihrerseits nicht Anstand, sich zu demaskiren.

Während Mr. Conover durch ein angelegentliches Gespräch mit den Damen die Aufmerksamkeit von Edward und seinem Gefährten abzulenken suchte, sah man Booth George Borton fest ins Gesicht blicken. Dann sprang der erstere plötzlich auf und erfaßte die Hand des Jünglings.

„Sie sind es, Sir!" rief er. „Ich kann mich nicht täuschen . . . ."

Borton legte bedeutungsvoll seinen Finger an die Lippen.

„Lassen Sie mich Ihnen danken, Sir," fuhr Booth trotz dieser Warnung fort. „Ich habe Ihnen eine Schuld zu bezahlen, welche —"

„Danken Sie mir nicht," flüsterte Borton ihm in's Ohr. „Lassen Sie es Niemand wissen, wollen Sie mir dankbar sein, so beweisen Sie es mir dadurch, daß Sie die beiden jungen Männer von ihrer Inquirentin befreien."

„Sie kennen die beiden Herren und bürgen für sie?"

„Ich bürge für sie."

„Belle Boyd täuscht sich sonst selten, Sir; sind Sie auch völlig sicher, daß Sie sich in ihnen nicht irren?"

„Ob ich sie kenne, werden Sie sofort sehen."

George, der bisher so gesessen, daß Frederic sein Gesicht nicht sehen konnte, wandte sich jetzt nach diesem um. Frederic wechselte die Farbe und starrte ihn einige Sekunden sprachlos an, dann sprang er auf und schloß den Freund in seine Arme, ohne daß er Worte finden konnte, seine Freude und Ueberraschung auszudrücken. George benutzte diese Umarmung, um ihm zuzuflüstern, daß er hier nicht seinen Namen nenne, und daß er völlig unbesorgt sein möge wegen seiner Sicherheit.

„Sie haben jetzt hoffentlich nichts dawider," wandte er sich darauf an Booth, „wenn ich Sie bitte, gegen meine Freunde nicht weiter mißtrauisch zu sein."

„Nicht im Mindesten, Mr. Parker. — Belle Boyd, wenn die Herren uns verlassen wollen, so belästige sie nicht mit Deinem Uebermuth."

„Aber der Schotte hat uns ja noch nicht sein Gesicht gezeigt."

„Still, Belle Boyd," flüsterte Conover ihr ins Ohr. „Der junge Mann sieht nicht schön aus, er ist pockennarbig und fürchtet, Du möchtest in Deiner Voraussetzung er sei hübsch, Dich allzusehr getäuscht finden."

Da George diese Bemerkung bestätigte und Booth gegen die Freunde seines Retters nicht das geringste Mißtrauen hegte, so wandte Keiner etwas ein, als sich Edward und Frederic aus der Gesellschaft entfernten, nachdem Letzterer von George ein Zeichen erhalten hatte, daß er ihn später allein sprechen wolle.

Die Unterhaltung der Zurückbleibenden wollte jetzt ebensowenig wie vorher den lustigen Fortgang nehmen, den Belle Boyd so dringend wünschte, wozu nicht wenig die Verstimmung der beiden andern Damen beitrug. Namentlich heftete Mrs. Slater sehr finstere und mißtrauische Blicke auf George Borton.

„Ich glaube, wir haben doch eine Unvorsichtigkeit begangen, daß wir sie fortließen," sagte sie nach einer Weile, den jungen Mann scharf betrachtend. „Freilich, Mr. Booth und Mr. Parker müssen ihre Gründe haben, sie für unverdächtig zu halten, was aber mich betrifft, so hege ich dennoch Zweifel, wenigstens habe ich von den Pockennarben, von welchen Mr. Conover sprach, nichts zu entdecken vermocht, im Gegentheil, er schien mir ein sehr hübsches und sehr glattes Gesicht zu haben und ist seiner Farbe nach kein Weißer von reinem Blut."

„Ha!" rief Belle Boyd, „das muß ich heraus haben, und wehe ihnen, wenn sich Mrs. Slater's Verdacht bestätigt."

Damit eilte sie hinaus und ging den Beiden nach.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Eine Orgie.

Das Vergnügen im Ritterhause hatte um die Stunde, als Edward und Frederic das Gemach verließen, bereits angefangen, in einem Grade auszuarten, welcher auch des letzten Schimmers von Anstand und Sitte entbehrte. O'Brien's Stimme forderte eben, als die beiden Freunde den Saal betraten, alle Diejenigen, welche sich an den ferneren Amüsements nicht betheiligen wollten, auf, sich in die anderen Gemächer zu verfügen, da die Thüren des Allerheiligsten geschlossen werden müßten.

Hinter Frederic und seinem Freunde schlossen sich die Thüren, und Belle Boyd kam gerade noch zur rechten Zeit, um mit in das Allerheiligste eingelassen zu werden.

Das Allerheiligste bestand aus einem großen Saale, der mit Palmen und anderen tropischen Gewächsen rings dekorirt war, und mehreren kleinen Zimmern, deren Eingänge durch Portieren verhängt waren. — Wie auf einen Wink erloschen sämmtliche Flammen, oder brannten vielmehr so niedrig, daß in den Zimmern beinahe völlige Dunkelheit herrschte; man konnte eben nur die einzelnen Personen unterscheiden, aber man war nicht im Stande, Jemanden zu erkennen. Zugleich wurden in allen vier Ecken des Saales Räucherbecken angezündet, welche die Räume mit berauschenden Wohlgerüchen erfüllten.

Nun begann unter der Menge ein lebhaftes Regen und Treiben. Alles stürzte durcheinander, jeder Cavalier suchte eine Dame zu erhaschen und jede der Damen womöglich von dem Cavalier erhascht zu werden, der ihr der liebenswürdigste zu sein geschienen hatte. — Dies lebhafte Suchen und Durcheinanderlaufen mochte etwa fünf Minuten gewährt haben, da wurde es allmälig still, die Personen verschwanden nach und nach und verloren sich in das Dunkel der Nebengemächer oder lagerten auf den Polstern, welche unter den Palmen des Saales ausgebreitet waren, versteckt und beschattet von dem Laub derselben.

Alles war still, man hörte nicht das Klingen der Krystallpokale, nicht das Rauschen der Gewänder oder das Rasseln der Degen, nur hier und da leises Geflüster im Dunkel der Palmen, oder unterdrücktes Kichern in den Nischen. —

Da unterbrach der silberhelle Ton einer Glocke die Stille, und eine sanfte Musik ertönte und ließ ihre wonnig weichen Melodieen zauberisch und schmeichelnd von einem fernen Orchester herab ertönen. Die süßen Cadenzen der Flöten schienen die melancholischen Liebesklagen der Nachtigall nachzuahmen, und die gedämpfte Begleitung der Geigen wiegte die Pantasie in süße Träume ein.

Nach etwa einer Viertelstunde schwieg die Musik. Das Signal der Glocke ertönte von Neuem, als Aufforderung, daß Jeder sich wieder mit der Maske zu versehen habe, und auf einmal brannten alle Leuchter des Kronleuchters und die Gaskandelaber an den Wänden wieder in der früheren strahlenden Helle und beleuchteten die Gruppen, welche sich rings auf den Polstern gelagert hatten.

Frederic hatte mit seinem Freunde während der Stille an einem Pfeiler gelehnt. Sein Gesicht unter der Maske bedeckte sich mit Schamröthe bei dem Anblick, der sich seinem Auge jetzt darbot. Da lagen die Wüstlinge von den Courtisanen umschlungen, ohne sich darum zu kümmern, ob ihre Attitüde das moralische Gefühl eines

Dritten beleidige oder nicht, schützte sie doch ihre Maske vor Erkennung, und durften sie doch am andern Tage ohne zu erröthen im Senat sitzen oder an der Spitze ihre Compagnien kommandiren oder in den Salons der gebildeten und streng sittlichen Familien sich bewegen. — Hier zog eben langsam und zögernd ein Marquis seine Hand unter dem keuschen Brustlatz einer Nonne hervor, dort war eine Jeanne d'Arc noch beschäftigt ihren Panzer zuzuschnallen, der ihr an der Seite ihres Ritters hinderlich gewesen war — dort machte eine Dame die eifersuchterregende Entdeckung, daß sie die Liebkosungen eines Beduinen mit einer Nebenbuhlerin, die an der anderen Seite neben ihm lag, hatte theilen müssen — dort war eine Diana bemüht, mit ihrem Pantherfell einen Unfall, den ihre Tricots erlitten, zu verbergen, wobei sie sich der Hilfe ihres Galans bediente, und endlich unter lautem Lachen den Versuch als vergeblich aufgab... Kurz, überall anstößige Scenen und widerwärtiger Cynismus. — —

Das lustige Treiben in den Salons begann von Neuem. Man griff wieder zu den auf den Marmortischen bereit stehenden Weinkaraffen und füllte die Pokale, man zechte, man lachte, man promenirte, man tanzte. Frederic und Edward musterten jede Figur, betrachteten jede weibliche Maske so genau, daß sie überzeugt sein konnten, es sei nicht die, welche sie suchten, und verzweifelnd gaben sie bereits ihre Nachforschungen auf, als ihnen zufällig der Hellebardier in den Weg kam, welcher hier offenbar als Festordner fungirte und dessen unverkennbar dünne Stimme ihn uns bereits als den Haushofmeister Tucker's verrathen hat. Er näherte sich den beiden jungen Männern und sagte scherzend:

„Die Gentlemen scheinen nicht zu finden, was sie suchen, ich sah sie an der Säule lehnen während Alles sich mit dem Liebchen zurückgezogen hatte. — Sollte Keine hier Ihren Beifall gefunden haben?"

„Das ist es nicht," antwortete Edward in seinen Ton einstimmend. „Aber wir sind überzeugt, daß Sie noch andere Leckerbissen hier verbergen, welche Sie uns vorenthalten. — Wir wollen unsern Appetit nicht an den gewöhnlichen Speisen sättigen, damit die delikateren Gerichte noch Reiz für uns behalten."

„Ah, Sie haben eine feine Nase, Herr Schotte!" lachte O'Brien. — „Sie wittern mein Dessert. . . . In der That ich habe etwas dergleichen in petto, um die Genüsse nach und nach steigern zu können. Ich versichere Ihnen, es ist etwas . . ."

Er vollendete diese Apostrophe, indem er seinen Zeigefinger küßte und mit der Zunge dazu schnalzte.

Frederic zupfte verstohlen seinen Freund am Aermel. Dieser fuhr zu O'Brien gewandt fort:

„Würde es Ihre Vollmacht überschreiten, wenn Sie uns von

dem „Dessert“ einmal kosten ließen noch bevor es zum allgemeinen Genusse aufgetragen wird?“

„Hm, — ja, es ginge wohl — indessen es ist, wie Sie sagen, — es überschreitet meine Vollmacht .... jedoch unter Umständen ....“

„Ah, ich verstehe,“ antwortete Edward, zog sein Portfeuille hervor und nahm daraus eine Banknote. „Wird uns das die Thüren öffnen?“

O'Brien winkte ihnen geheimnißvoll, ihm zu folgen. Er führte sie durch mehrere Zimmer, die fast dunkel waren und öffnete in dem letzten eine ganz unbemerkbare Tapetenthür. Diese führte in eine Art Vorgemach, in welchem der Mann, den wir bereits kennen lernten, als er O'Laughlin's Waare in Empfang nahm, auf- und abging.

„Oeffne den Herren,“ befahl ihm O'Brien..... „Viel Plaisir!“ fügte er zu diesen gewandt hinzu und entfernte sich.

Der Thürhüter drehte den Schlüssel in der mit dickem Wollenstoff beschlagenen Thür. Erwartungsvoll und klopfenden Herzens näherten sich Frederic und Edward.

„Werden Sie hier bleiben?“ fragte der letztere den Wächter.

„Wenn Sie es befehlen,“ erwiderte dieser, „so bleibe ich.“

„Wir befehlen es aber nicht,“ versetzte Edward; „denn Ihr Hierbleiben würde uns geniren. Wir werden schellen, wenn wir Ihrer bedürfen.“

„Ganz wie Sie befehlen, Sir, aber noch eins, bevor ich gehe. — Wünschen Sie sie schlafend oder wachend? Im ersten Fall müßte man ihnen erst wieder eine neue Dosis geben, denn sie sind aufgewacht.“

„Ist uns ganz angenehm. Gehen Sie und kümmern Sie sich nicht um uns, bevor wir Sie rufen.“

Mit athemloser Spannung standen sie noch zaudernd vor der Thür. — Hier also sollten sie die Schwester und Geliebte finden, hier hielt man sie also eingekerkert, um sie jedem beliebigen Wüstling preiszugen. Sie mußten erst Fassung gewinnen, ehe sie öffneten; ihr Kopf schwindelte und ihre Pulse schlugen fieberhaft als sie eintraten....

Jammernd und händeringend traten ihnen zwei junge Mädchen entgegen. — Esther war nicht dabei! — —

„Ist Niemand sonst noch hier?“ fragte Frederic.

„Niemand,“ antworteten sie. „Wir sind hier gefangen; wie wir hierher gekommen, wissen wir nicht. Haben Sie Erbarmen mit uns, bringen Sie uns zu unseren Eltern zurück, die unsertwegen in Verzweiflung sein werden.“ — Sie brachen in Thränen aus und bedeckten ihr Gesicht mit den Händen.

„Man hat Sie gewaltsam hierher gebracht?" fragte Frederic theilnahmvoll.

„Wir wissen es nicht. Nach dem Thee, den unsere Dienerin uns bereitete und in der Halle servirte, kam ein unwiderstehlicher Schlaf über uns, wir waren allein. Wir schliefen ein und sind erst hier erwacht. O, sagen Sie uns, wie sind wir hierher gekommen? wo sind wir? was hat man mit uns vor?"

„Sie sind durch ein Bubenstück hierher gebracht, Miß, und sind hier, um dem abscheulichsten Verbrechen geopfert zu werden," antwortete Edward. — „Wir suchten eine Andere hier, und danken Gott, sie nicht gefunden zu haben, wenn wir Sie aber befreien können, so wird unser Wagestück doch nicht ganz vergebens unternommen sein."

Vorsichtig öffnete er die Thür. Der Wächter war fort. Die Treppe war leicht entdeckt und die Pforte, welche in den Garten führte, nur von innen verriegelt. Es war also leicht, die unglücklichen Mädchen hinauszulassen. Mit dem Rathe, sich bis morgen früh im Park verborgen zu halten, begleitete Edward sie hinab. — Ohne, wie sie versprochen, den Wächer zurück zu rufen, begaben sie sich in den Saal zurück, wo die Orgie immer größere Dimensionen anzunehmen begann. Aufzüge fanden statt, von welchen sich der Genius des Schicklichen mit Abscheu abwenden mußte, Aufführungen, denen ein Uneingeweihter dieses Cirkels nur mit Erröthen zuzuschauen vermochte; Tänze, in Vergleich zu denen der Cancan im Salon Mabile eine feierliche Prozession genannt werden konnte.

Auf einem der Polster unter den Palmen saß der Türke, welchen wir bereits dem Leser am Eingang zum Ritterhause zeigten, die lange Pfeife von Weichselrohr mit dem Bernsteinknopf in der Hand. Halbnackte, nach der Sitte ihrer Heimath gekleidete Sklavinnen, wozu Mr. Tucker die schönsten Negerinnen ausgewählt hatte, lagen zu seinen Füßen und warteten seines Winkes, um ihm Kühlung zuzufächeln oder seine Pfeife mit neuem Taback zu versehen. An seiner Seite schmiegte sich, den Kopf auf seinen Schooß legend, ein Negermädchen von einem Wuchs dessen schöne Plastik Bewunderung erregte. Mit namenlos zärtlichem Blick schaute sie zu ihm auf, und die Maske, welche ihr sein Gesicht verbarg, schien sie fast betrübt zu machen.

Fast alle Anwesenden schaarten sich um diese Gruppe und ließen ihre Blicke mit lüsternem Behagen auf den schwellenden Reizen der Negerinnen ruhen. — Mr. Tucker schien für die ihn umgebenden Reize kein Auge zu haben, denn er blickte gleichgiltig über die Negerinnen hinweg nach den Zuschauern, die sich um ihn versammelten.

„Hast Du denn nicht einen Blick für mich, Berveley?" fragte in mißmuthig zärtlichem Ton das schöne Negermädchen, welches ihren Kopf auf seinen Schooß stützte . . . „Du siehst nach allen

Andern nur auf Deine Camilla nicht. Du bist nicht froh, Berveley; kann ich Dich durch etwas erfreuen?"

Das Mädchen schien kein Bewußtsein davon zu haben, daß alle Blicke auf sie gerichtet waren, denn sie kümmerte sich um Niemanden, ihr Auge hing an dem ihres Gebieters.

Dieser legte nachlässig seine Hand um ihre weichen Schultern und sagte:

„Gieb mir zu trinken, Camilla, das wird mich froher machen."

Das Mädchen sprang davon und kehrte bald mit einem Pokal perlenden Champagners zurück.

„Da nimm, Berveley, das wird Feuer in Deine Adern gießen."

Sie reichte ihm den Pokal und stand, während er ihn langsam leerte, erwartungsvoll vor ihm.

„Tanz!" sagte Tucker mit halblauter Stimme.

Auf diesen Wink schien Camilla gehofft zu haben. Ihre Augen leuchteten, wie die Gluth der untergehenden Sonne, ihr Mund lächelte, und zeigte zwischen den purpurrothen Lippen den Alabaster ihrer Zähne. Ihrem Gebieter mit der Hand noch einen Liebesgruß zuwinkend verschwand sie in ein Nebenzimmer.

Zugleich erhoben sich auch mehrere der übrigen Negerinnen, welche zu seinen Füßen lagen, als ob auch ihnen der Befehl geworden wäre, bei dem Tanze mitzuwirken und begaben sich ebenfalls in das Nebenzimmer.

Tucker fuhr indessen ruhig fort, seinen Wein zu schlürfen und Rauchwolken zwischen seinen Lippen hervorzublasen.

Da sprang Camilla mit einem Tambourin in der Hand aus dem Nebenzimmer hervor, und den Schall des Schlages, den sie darauf führte, durch eine schwirrende Bewegung des Instruments verrauschen lassend, trat sie vor ihren Herrn und warf sich mit über ihren Busen gekreuzten Armen vor ihm nieder.

Ein dünner, golddurchwirkter Shawl war leicht um ihre Hüften geschlungen, ein langer Streifen von rothem Flor hing über ihren Armen, ein Perlhalsband umgab ihren Nacken, und die ungewöhnliche Fülle ihres glänzend schwarzen Haares hing in schweren Locken über ihre sammetweichen Schultern herab. Ihre kleinen Füße waren in zierlichen Sandalen und an ihren Fingern glänzten Ringe mit edlen Steinen.

Tucker's Blick ruhte einige Momente mit innigem Wohlgefallen auf der reizenden Mädchengestalt, dann reichte er ihr die Hand zum Kusse hin und sagte:

„Tanz!"

Während dieser Zeit waren auch die andern Sklavinnen, welche sich entfernt hatten, in ähnlichem Costüm aus dem Nebenzimmer

hervorgetreten, von denen Eine eine Art von Zither, die Anderen aber Triangeln und Tambourins trugen. Sie ließen sich in einiger Entfernung hinter Camilla auf der Erde nieder und erwarteten den Wink, die Musik zu beginnen, während eine andere Negerin fortfuhr, dem Gebieter Kühlung zuzufächeln.

Camilla sprang auf, schlug gegen das Tambourin, daß es rauschend erklang, und schwang es, sich wie ein Kreisel auf den Füßen drehend, hoch über sich durch die Luft, während sie zwischen ihren Händen den Florshawl entfaltete, daß er sie wie eine Wolke umwehte, zugleich stimmte die Sklavin mit der Zither eine wild-rauschende Melodie an, und ihre Gefährtinnen ließen die Triangeln und Tambourins im Tact ertönen.

Camilla wurde in ihren Bewegungen immer lebendiger, immer graziöser, immer sprechender; bald glich sie der triumphirenden glücklichen Liebe, bald war sie die verzweifelnde, verstoßene Geliebte, bald wand sie sich schmachtend und flehend zu ihres Herren Füßen, und dann floh sie wieder in wilder leidenschaftlicher Lust im Kreise herum.

„Sie ist schön!" flüsterte O'Brien seinem Gebieter zu, indem er sich zu ihm herabbeugte.

Man konnte trotz seiner Maske sehen, daß Tucker's Auge zwar mit Lüsternheit auf dem Mädchen ruhte, aber doch nicht zufrieden blickte.

„Ich wollte es wäre Esther!" erwiderte er verstimmt und leerte den Pokal, der neben ihm stand, auf einen Zug.

Die Musik der Negerinnen rauschte leiser und leiser, und als ihr letzter Ton verklang war Camilla an der Seite ihres Gebieters auf den Teppich niedergesunken. Zugleich begann das Orchester wieder seine flüsternden Melodien, und die Lichter erloschen von Neuem.

Der Tumult im Saale, das Haschen, Suchen und Durcheinanderrennen begann wieder und währte einige Minuten, dann ward Alles still, und nur unter den künstlichen Blumenlauben und in den Nischen und Logen vernahm man unterdrückte Laute wie vorher. Frederic und Edward hatten auf einem gepolsterten Sitz am Ende des Saales Platz genommen; sie legten, weil die Maske sie belästigte, dieselbe bei Seite, da sie ja wußten, daß man ihnen durch ein Signal anzeigen werde, wann es Zeit sei, dieselbe wieder anzulegen, und unterhielten sich flüsternd, als Edward plötzlich fühlte, wie ein weicher Arm sich um seine Schultern legte.

Sein erster Gedanke war: Belle Boyd! — Allein als er die Hand tastend ausstreckte, berührte er nicht das luftige Gewand der Hebe, sondern den nackten Leib eines zarten Mädchens.

Das Gesicht desselben näherte sich seinem Ohr, so daß die Lippen ihn fast berührten, und eine weiche Stimme flüsterte:

„Ich weiß, wen Du suchst.“

„Wer bist Du?“ fragte Edward überrascht.

„Camilla, die verstoßene, gekränkte Camilla!“

„Die Favoritin Tucker's?“

„Ich war es. Jetzt denkt er nicht mehr an mich. Er liebt mich nicht mehr, er liebt nur die, welche Du suchst.“

„Woher weißt Du, daß ich Jemanden suche?“

„Sie hat mir gesagt, daß Du sie hier suchen würdest. Ich habe Dich erkannt. Das Auge einer Eifersüchtigen durchdringt die Finsterniß und durchschaut die Maske. Sie beschrieb Dich mir.“

„Wer?“

„Deine Schwester.“

„Du kennst Sie, Camilla, weißt, wo Sie ist? — Sprich, Mädchen, wo finde ich sie?“

„Ich will Dich zu ihr führen. — Ich würde es nicht thun; ich thue nichts, was den Mann kränkt, den ich liebe; aber sie hat mir seine Liebe geraubt. Seine Lippen sprechen nur ihren Namen, seine Augen suchen nur sie, und heute — heute Nacht wird er bei ihr sein. Mein Tanz hat seine Leidenschaft erweckt, aber sie brennt nicht für mich, sondern für sie; doch Du sollst sie ihm entreißen.“

„Führe mich!“ rief Edward aufspringend. — „Laß uns keine Minute verlieren.“

„Noch nicht,“ erwiederte sie. „Ich werde Dich aufsuchen, wenn es Zeit ist; nicht eher, als bis Mr. Tucker oder O'Brien gegangen ist.“

Zwei schwellende Lippen berührten seine Wange und das Mädchen war von seiner Seite verschwunden.

Frederic hörte dem Bericht, den ihm sein Freund von seinem Gespräch mit der Negerin machte, athemlos zu.

„Sie soll gerächt werden!“ rief er. „Ich selbst werde sie rächen an dem Ungeheuer, das sie zu verschlingen droht.“ —

Jetzt ertönte das Signal mit der Glocke. Die beiden Freunde griffen nach ihren Masken, welche sie neben sich auf einen Sessel gelegt hatten. Zu seinem Schrecken bemerkte Edward, daß dieselben verschwunden waren. — Noch einmal tönte die Glocke, und das Licht der tausend Flammen beleuchtete das unbedeckte Gesicht der beiden Jünglinge.

Noch hatten sie sich von ihrem Erstaunen nicht erholt und sich so weit gesammelt, daß sie an ihre Rettung denken konnten, als ihr Blick auf Belle Boyd fiel, welche in einiger Entfernung stand und ihre Masken in der Hand hielt. Also sie war es, welche ihnen

die Masken entwendet hatte. — Entdeckt, verrathen! Der furchtbare Gedanke machte sie verzweifeln!"

„Wir müssen fliehen — da hinaus!" rief Edward seinem Freunde zu und eilte nach einer Thür.

„Haltet sie!" ertönte Belle Boyd's Stimme hinter ihnen. „Zwei Flüchtlinge!"

Sie waren in einem Nebensaale. Keine Thür führte dort hinaus. Alle Hoffnung war verloren, — sie mußten, wenn sie hinaus wollten, wieder durch den großen Saal zurück, dort aber hörten sie noch die Stimme Belle Boyd's, welche alle andern Stimmen übertönte:

„Ihnen nach, — es sind Flüchtlinge, es sind Spione!"

Was war das? der Lärm der Uebrigen ward größer und größer und erstickte das Schreien der Courtisane. Was war es, das alle Anwesenden so erregte? — Die beiden Freunde wußten es, sie konnten es aus den Worten schließen, die sie unter dem Wirrsal der Stimmen verstanden:

„Was sagt Ihr?" hörten sie die Gentlemen fragen; „die beiden Misses sind verschwunden? — Entflohen? — Von zwei unbekannten Gentlemen hinausgelassen? — Wo ist O'Brien, er hat die beiden Gentlemen zu ihnen geführt, er soll uns sagen, wo sie sind?"

„Es sind die beiden Flüchtlinge!" kreischte Belle Boyd. — „Eilt ihnen nach, dort hinein!"

Die Stimmen näherten sich. Einige erschienen am Eingange des Nebensaales. Mit kopfendem Herzen standen Frederic und Edward hinter einer Gardine verborgen und erwarteten mit dem Bowiemesser in der Faust den Moment, wo man versuchen würde, sie zu ergreifen.

Da fühlte Edward von hinten seine Schulter leise berührt. Er wandte sich hastig um, das Messer emporschwingend; allein er ließ es sofort wieder sinken.

Es war Camilla, die jetzt eine Kapuze über dem Kopf und einen Mantel um die Schultern trug.

„Komm!" flüsterte sie. „Jetzt ist es Zeit. — O'Brien ist voraus und bereitet für Mr. Tucker den Empfang bei Deiner Schwester vor; in einer halben Stunde wird Berveley Tucker ihm folgen."

Sie öffnete eine geheime Thür, die sich auf einen Druck einer Feder öffnete, und die Flüchtlinge waren, ohne daß Jemand von der Art ihrer Rettung eine Ahnung hatte, ihren Verfolgern entkommen. Die geheime Thür schloß sich hinter ihnen. Im Saal aber hörten sie noch Belle Boyd's Stimme, welche rief:

„Ich werde mit Atzerott ihnen in den Park nacheilen. Wir werden dort suchen und sie sicherlich noch finden.“

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Zum Empfang des Wüstlings.

Die Gemächer im Venusschloß waren mit einer für die Wollust geschaffenen Ueppigkeit eingerichtet. Es hatte Mr. Tucker gefallen, sich diesen Liebestempel zu bauen, um unbelästigt durch die Blicke Unberufener, selbst durch die unbequeme Aufmerksamkeit der Dienerschaft in seinem Palast, sich den ihm mehr und mehr ungewohnt werdenden Genüssen der Liebe hinzugeben.

Aber — welches Verbrechen in dieser vornehmen Passion! — Er bediente sich zu den Opfern seiner Lust junger Mädchen, die er entweder gewaltsam entführen ließ, oder die, gelockt durch die gebotenen Schätze, Ruf, Eltern, Verwandte freiwillig im Stiche ließen. Und diese unglücklichen oder leichtfertigen Wesen lebten hier in einem Hause, das für sie nur ein goldner Käfig war, den sie entweder entehrt und schmachbeladen, oder garnicht verließen. — Denn durfte Mr. Tucker es wagen, ein geraubtes Mädchen den Ihrigen zurückzuschicken? — Nein, sein Haushofmeister trug schon Sorge, daß diese Zeugen des Verbrechens, wenn sein Gebieter ihrer überdrüssig war, unschädlich gemacht wurden.

Die Mulattin, welche hier die doppelte Function einer Haushälterin und Kupplerin bekleidete, hatte ehemals selbst den Vorzug einer Geliebten Mr. Tucker's genossen, allein jetzt, da ihre Schönheit verblichen war, war sie zu der Stellung degradirt, in welcher wir sie kennen gelernt haben. Das Mittel, durch welches Mr. Tucker sie zwang, ihre Aufgabe zu erfüllen, war ein äußerst einfaches; Camilla war ihre Tochter, und sie liebte dieselbe über Alles und wäre gestorben bei der Aussicht, daß dies schöne Mädchen das Schicksal anderer Schwarzen, deren grausame Behandlung und schwere Arbeit theilen müßte. Nun benutzte Tucker diese Liebe als Zwangsmittel für sie. Er drohte ihr, Camilla an einen der grausamsten Sklavenhalter zu verkaufen, wenn sie ihm je Gelegenheit zur Unzufriedenheit gäbe.

Es war an dem Abend des Maskenballes, als in der besagten Weise O'Brien in das Venusschloß geschickt wurde, um mit Deborah



Die Flucht der Negerin.

Esther's wegen zu sprechen. Sie war allein, denn Camilla war bereits nach dem Ritterhause gebracht worden. Sie hörte die Glocke und öffnete die Fallthür, welche zur Treppe führte, die O'Brien hinaufkommen mußte.

„Nun, hat unser Vogel sich noch nicht an seinen Käfig gewöhnt?“ fragte er, nachdem er an der Seite der Matrone Platz genommen hatte.

Die Frau verzog ihr gelbes Gesicht zu einem widerlichen Lächeln, zuckte mit den Achseln und erwiderte:

„Sie weigert sich immer noch hartnäckig, Jemanden bei sich zu sehen, aber ich hoffe, wenn ein Mann wie Sie, Mr. O'Brien, seinen Einfluß geltend macht, wird das Vögelchen schon kirre werden.“

„Keine Redensarten, Deborah;“ erwiderte er, „man wird sie zwingen müssen . . . .“

„Aber soviel sage ich Ihnen, Mr. O'Brien, daß sie verteufelt halsstarrig ist.“

O'Brien lachte.

„Lachen Sie nicht darüber,“ fuhr die Mulattin fort. „Ich sage Ihnen, von all den Mädchen, die ich hier schon unter meinem Schutze hatte, hat mir keine so viel zu schaffen gemacht, wie dieses Jüngferchen.“

„In dem Falle müßte man die Mittel der Sanftmuth mit denen der Strenge vertauschen,“ meinte O'Brien.

„Das ist Alles egal,“ versetzte das Weib. „Wie ich Ihnen sagte, anfangs weigerte sie sich, irgend welche Nahrung zu sich zu nehmen, dann aber hat sie es nicht länger aushalten können, sie hat etwas zu sich genommen, wenn auch so wenig, daß ich kaum begreife, wie sie dabei noch leben kann. — Das Schlimmste aber ist dies: als ich ihr von Mr. Tucker erzählte, und daß er sie zu seiner Maitresse machen wolle, da nahm sie das Tischmesser und erklärte mir, sie würde sich damit todtstechen, wenn ihr Jemand nahe käme. Ich habe vergeblich versucht, sie zu besänftigen, es ist mir nicht gelungen, ihr das Messer wieder abzunehmen, sie trägt es beständig bei sich.“

„Aber Frau!“ sagte O'Brien bedenklich; „da hätten Sie ihr doch während des Schlafes das Messer wegnehmen sollen.“

„Ja, schläft sie denn?“ vertheidigte sich Deborah. „Ihr Schlaf ist gar nicht zu rechnen. Das Bett hat sie noch nicht berührt seit den 8 Tagen, wo sie hier ist. Sie setzt sich völlig angekleidet auf einen Stuhl und bei Gott, ich glaube, sie hat noch keine Sekunde seit der ganzen Zeit geschlafen; zu welcher Tages- und Nachtzeit ich auch zu ihr gekommen bin, jedesmal ist sie aufgesprungen, als ob ich sie ermorden wollte.“

„Hm, das ist bedenklich,“ meinte O'Brien. „Da müssen wir andere Mittel ersinnen. Mr. Tucker fühlt sich heute gerade bei Laune und hat für diese Nacht, wenn er vom Ball kommt, seinen Besuch zugesagt. — Wir sind beide schlecht daran, wenn er nicht

Alles nach Wunsch findet, am wenigsten wird er sich auf Widerspenstigkeit einlassen. Darum sage ich, dieselbe muß besiegt werden; — das Mädchen muß bis zu der Zeit, da er kommt, andern Sinnes sein, oder — schlafen!"

„Ja, wollen Sie sich auf ihr Zimmer begeben, Sir, und selbst versuchen, was sich thun läßt?" fragte die Matrone. „Dann bitte. . ."

„Jetzt noch nicht," erwiderte O'Brien. „Mr. Tucker wird etwa um ein oder zwei Uhr hier sein. Richten Sie es so ein, daß Esther ihr Nachtessen nach Mitternacht erhält, ich werde dann wieder kommen und mit Ihnen gemeinschaftlich versuchen, ihre Widerspenstigkeit zu besiegen."

Als Esther an jenem Abende, da sie in das Haus gebracht war, der Gesellschaft Tucker's entfloh und sich in ihr Zimmer eingeschlossen hatte, warf sie sich auf einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit den Händen, und ein Thränenstrom machte ihrem verzweifelten Herzen Luft.

„O, Emmy, Emmy", rief sie, „dahin ist es mit mir gekommen! — Ich soll jetzt das verworfene Geschöpf werden, das zu sein ich mich so lange gesträubt — unwerth Deiner, unwerth — seiner!"

Nachdem unter Weinen und Klagen einige Stunden verstrichen waren, öffnete sich eine Thür, und die Matrone zeigte sich auf der Schwelle.

Geängstet sprang sie empor und starrte die Frau an.

„Ruhig mein Täubchen," redete diese ihr zu. „Sie befinden sich in guten Händen. Sie sind in dem Hause eines Mannes, welcher Sie liebt, und ich denke, Sie können mit Ihrem Zimmer zufrieden sein."

Unwillkürlich blickte Esther um sich. Ihr Blick traf auf die Gemälde, welche über ihrem Bette hingen, Scenen darstellend, welche geeignet waren, von vornherein das Gemüth eines unschuldigen Mädchens zu vergiften. Die Mythologie war darin zu dem schimpflichen Zweck die Phantasie zu reizen und unreine Lüste zu erwecken, herabgewürdigt.

Voll Abscheu wandte sie ihre Augen von den Gemälden, und ein flammender Zornesblick traf die Frau, welche, sie aufmerksam betrachtend, vor ihr stand. Mit einem plötzlichen Entschlusse sprang

sie auf ihre Wächterin zu, stieß diese zurück und floh nach der Thür zu.

Die Negerin sah sie anfangs erstaunt an, dann aber malte sich auf ihrem Gesicht ein Zug höhnischer Freude, der schließlich einem Hohnlachen Platz machte. Die alte Kupplerin hatte gut lachen, denn die Thür, nach welcher Esther griff, war verschlossen, und die Unglückliche befand sich rettungslos in den Krallen des Raubvogels.

Die Angst des jungen Mädchens war entsetzlich. Sie rannte in ihrem prächtig ausgestatteten Käfig hin und her, versuchte die Fenster zu öffnen, — vergebens: es befanden sich Traillen davor; versuchte die Thür mit Gewalt zu sprengen, — vergebens: dazu gehörte mehr als die Kraft eines Mädchens; versuchte ihre Kerkermeisterin durch die herzzerreißendsten Bitten zu rühren, — vergebens: das versteinerte Herz konnte nicht erweicht werden!

Ihr Zustand glich dem Wahnsinn und ihr Körper drohte der Erschütterung ihres Gemüthes zu erliegen. Schon bebte und wankte sie bei jedem Schritte, so daß die Alte fürchtete, sie werde von einer Ohnmacht befallen werden, und sich entfernte um die nöthigen Belebungsmittel herbeizuholen; aber die Todesangst verlieh Esther Kraft, um sich aufrecht zu erhalten und ihre bedrohte Tugend mit dem Leben vertheidigen zu können.

Als die Alte zurückkehrte und sich überzeugt hatte, daß die Gefahr einer Ohnmacht vorüber sei, schickte sie sich an, ein höchst einladend zubereites Mahl zu serviren, indem sie Esther anredete:

„Hier mein Täubchen, nehmen Sie, da ist eine gefüllte Taube, auch ein wenig Ragout und die schönste Pastete, die man in der Stadt erhält. Wünschen Sie auch ein Stück Seefisch? — Er soll ganz nach Ihrem Befehl bereitet sein. Ich habe Ihnen einen Schluck spanischen Wein mitgebracht, der wird ihre Kräfte wieder beleben. Sie müssen nur Muth fassen, dann werden Sie sich bald hier wohl fühlen, Sie werden frisch und blühend aussehen, und Mr. Tucker wird seine Freude an Ihnen haben.“

Esther rührte sich nicht. Es war ihr beim Anblick des Essens ein Gedanke aufgestiegen, der sie eifrig verfolgte.

„Ich will Hungers sterben,“ dachte sie. „Ich will nichts zu mir nehmen. In wenigen Tagen bin ich todt und von der Qual befreit. O, Geliebter, wenn Du meine Angst sähest und mich retten könntest! — O, Edward, Edward, wenn Du mein Unglück kenntest. — Lieber Gott im Himmel, laß mich sterben, wenn mich diejenigen, die mich lieb haben, nicht als dieselbe wiedersehen sollten, als welche ich sie verlassen habe! — Edward, geliebter Bruder, Du bist muthig und stark; ach, ahntest Du mein Leiden, ich brauchte nicht zu sterben!“

So jammerte und klagte das geängstigte Mädchen unaufhörlich; der Morgen fand sie noch mit ihrem Schmerze ringend, und ihre

eintretende Kerkermeisterin sah, daß die Speisen alle unberührt geblieben waren.

„Was soll das bedeuten, mein Schatz?" sagte sie im Tone des Vorwurfs. „Warum essen Sie nicht? Wollen Sie vom Weinen und Hungern etwa zum Skelett werden und wie ein dürres Gespenst vor Mr. Berveley Tucker erscheinen? — Ich will hoffen, daß sie heute bessern Appetit haben. Womit kann ich Ihnen aufwarten?"

„Ich will nichts essen," erklärte Esther. „Ich will Hungers sterben."

„Ah, mein Vögelchen, so halsstarrig sind wir?" sagte sie. „Ei, das schlagen Sie sich nur getrost aus dem Sinn. Das haben Viele gewollt, die ich hier in meiner Pflege hatte, aber die kleinen Trotzköpfchen konnten doch den Anforderungen des Magens nicht widerstehen, und so wird's mit Ihnen auch gehen. Das Einzige, was Sie davon haben werden, ist ein blasses, häßliches Gesicht, das keinem Menschen gefällt."

Esther faßte neue Hoffnung: — Dem Menschen, der sie hier eingekerkert hielt, zu mißfallen, das wäre vielleicht ein Grund ihrer Freilassung.

Die Negerin errieth wahrscheinlich des jungen Mädchens Gedanken, denn sie fuhr fort:

„Damit ist aber noch nicht gesagt, daß er in dem Falle auf immer Verzicht leistet, Ihren hübschen Mund zu küssen und ihren hübschen Nacken zu umschlingen, nein, er wird erst abwarten, ob sie sich nicht bekehren, und — glauben Sie meiner Erfahrung, Miß — Sie werden sich bekehren; die Gefangenschaft wird Sie mürbe machen, und sollten auch Jahre darüber vergehen."

Esther schauderte bei dem Gedanken an eine jahrelange Gefangenschaft, und ihr Vorsatz zu verhungern, ward fester.

Mehrere Tage vergingen, und noch hatte sie trotz alles Zuredens, trotz aller Verheißungen und Drohungen keinen Bissen zu sich genommen, da aber stellte sich heraus, daß die Erfahrung der alten Kupplerin sich bestätige. Vier Tage hatte das Mädchen gegen Schlaf und Hunger angekämpft, jetzt konnte sie nicht mehr: der Durst brannte ihr in der Kehle, ein Krampf durchwühlte ihren Magen, sie griff nach dem Glase und trank und griff auch zum Essen. Doch überwand sie ihre Gier so weit, daß, als sie nur zwei Bissen zu sich genommen hatte, sie dem verlockenden Mahle den Rücken drehte. In ihrer Hand aber hielt sie noch das Messer, dessen die Alte an dem Tage des Maskenballes gegen Mr. O'Brien erwähnte. Esther hatte sich fest vorgenommen, dies Messer nicht aus den Händen zu lassen und sich damit den Tod zu geben, falls ihr jeder andere Widerstand mißlänge.

Nur das Nothwendigste zu sich nehmend und fast gänzlich

schlaflos — das Bette hatte sie noch nicht berührt, eben so wenig auf irgend einem der Sammetpolster Platz genommen — hatte sie abermals einige Tage in Zittern und Todesangst zugebracht. Mehr als einmal hatte sie Tuckers Stimme gehört, wie er mit der Alten und mit Camilla sprach. Er war aber nie in ihr Zimmer gekommen; von dem Negermädchen, das für sie große Theilnahme zu empfinden schien, hatte sie erfahren, daß er dringend die Zeit ersehne, da sie ihre Halsstarrigkeit, wie er es nannte, ablegen würde.

Wie sich Mr. O'Brien ausgedrückt hatte, war Mr. Tucker heute grade „bei Laune", und hatte verlangt, von Esther empfangen zu werden. Ein solches Verlangen aber mußte bei Gefahr, in Ungnade zu fallen, erfüllt werden. Aus dem Grunde hatte O'Brien versprochen, eine Stunde vor dem Eintreffen Mr. Tucker's vom Ritterhause voraus her zu gehen um der Alten Esther's Widerstand besiegen zu helfen.

Er hielt Wort, denn nachdem Camilla ihren Tanz aufgeführt hatte und noch ehe die Finsterniß des Saales zum letzten Male dem Licht der Flammen gewichen war, entfernte er sich und begab sich in das Venusschloß.

„Haben Sie ihr ein Nachtmahl aufgetragen?" fragte er die Mulattin.

Sie bejahte diese Frage.

„Auch ein recht ausgesuchtes Mahl, das ihren Appetit reizt?"

„Ich habe es daran nicht fehlen lassen, Sir."

„Gut, so nehmen Sie eine Flasche Wein, guten Madeira, und ein Glas. Will sie nichts davon nehmen, so müssen wir versuchen, ihr mit Gewalt ein Glas hinunter zu gießen. Der Wein wird ihr das Blut in die blassen Wangen treiben, und zwei Tropfen Opium, die wir hineinthun, werden genügen, sie in Schlaf zu bringen, und Mr. Tucker wird seine Freude an ihr haben."

Esther hörte die Männertritte im Nebenzimmer.

„Jetzt kommt mein Peiniger," dachte sie. „Jetzt allen Muth zusammengehalten. — Leb wohl, Geliebter; leb wohl, Edward; leb wohl, Emmy! Diese Stunde wird wohl meine letzte sein!"

Sie hatte sich, bebend vor Aufregung, auf einen Stuhl am Fenster niedergelassen.

Jetzt öffnete sich die Thür, und herein trat die Kupplerin mit einem Servirbrett, worauf eine Flasche Wein und ein Glas stand, gefolgt von Mr. O'Brien. Die Erstere setzte den Wein zu dem übrigen noch unberührten Abendessen.

O'Brien hielt eine Begrüßung für überflüssig; wie ein Pferdehändler musternd in seinen Stall tritt, wo sich ein neu erworbenes Roß befindet, so blieb er einen Augenblick vor Esther stehen. Die Furcht verließ das Mädchen. Zorn und Entrüstung flammten in

ihr auf, aber die Kraft versagte ihr. Ihre Brust war wie in Eisen geschnürt, ihr Athem keuchte.

O'Brien seinerseits beachtete die Symptome ihrer Erregung sehr wenig, und als ob Esther ein Wesen ohne Empfindung, eine bloße Waare, etwa wie ein Rennpferd, sei, hielt er es nicht der Mühe werth, in seiner Rede auf ihre Gegenwart Rücksicht zu nehmen. Als er seine Musterung beendet hatte, wandte er sich, als ob Esther gar nicht da wäre, an die Alte, indem er bedächtig sein Kinn streichelte:

„Das Gesicht ist allerdings viel zu bleich, um Eindruck zu machen, allein die Figur hat noch nicht durch das Fasten gelitten, anmuthiger, jugendlicher, fleischiger Körper, wohlgebaut. — Hand untadelhaft, Taille schlank, Busen gewölbt . . . . Ich denke, es wird sich machen; Mr. Tucker wird zufrieden gestellt sein."

Die alte Kupplerin antwortete mit einem stummen Nicken und einem wohlgefälligen Grinsen.

O'Brien fuhr fort:

„Haben Sie jetzt die Güte, Deborah, und fordern Sie das Püppchen da zum Essen auf. So da zu sitzen, wie ein Hospitalgespenst, wie der leibhaftige Todesengel, das geht nicht. — Munter mein Herzchen," wandte er sich an Esther; „munter, heute Abend wirst Du die Ehre haben, Mr. Tucker bei Dir zu empfangen. Ei, da muß man lustig sein, ein recht lustiges Gesicht machen. Vor allen Dingen kommen Sie, Miß. Ich habe schon vernommen, daß Ihnen das Essen allein nicht schmeckt, Miß; — gut, ich werde Ihnen Gesellschaft leisten; ich werde mit Ihnen essen und werde Ihnen in dem feurigen Wein zutrinken, der wieder die Röthe in die hübschen Wangen treiben wird."

Esther war außer Stande, zu antworten. Die Qual, welche sie jetzt erduldete, raubte ihr alle Kraft, sie saß nicht mehr, sie hing nur noch auf dem Stuhl. Ihre Sehnen waren schlaff und ihre Glieder schlotterten; — also was sie gefürchtet, das sollte heute eintreffen! — Kalter Schweiß rann ihr von der Stirne und ihre Brust preßte sich in Todesangst zusammen.

„Du antwortest mir ja nicht, mein Herzchen, kommst auch nicht zu mir?" fragte O'Brien verwundert. „Ich will nicht hoffen, daß Sie eigensinnig sind, Miß. Wenn Sie mit Gutem nicht wollen, so werden wir Gewalt brauchen. Ich sage Ihnen, Sie müssen von dem Wein trinken; denn Sie müssen Farbe bekommen. — Sie, beste Freundin," fügte er hinzu, sich an die Alte wendend, „werden jetzt die Güte haben, der trotzigen Miß den Kopf zu halten, ich werde ihr dann den Wein beibringen, den Sie da eingeschenkt haben."

„Aber das Messer, Sir!" wagte die Mulattin zu erinnern.

„Thun Sie, wie ich Ihnen befehle,“ versetzte er, ohne ihre Warnung zu beachten. „Drehen Sie gefälligst erst den Schlüssel in der Thür um. So!“

Die Negerin näherte sich von hinten dem entsetzten Mädchen. Allein in dem Augenblick, wo sie ihren Kopf erfassen wollte, sammelte Esther ihre ganze noch übrige Kraft. — Einen Angstschrei ausstoßend sprang sie auf und stellte sich ihren Angreifern gegenüber, sie hatte ihre Energie keinen Augenblick verloren, aber ihrem Muthe hatte es an Kraft gefehlt. Die Angst gab ihr die Kraft zurück. Mit blitzendem Auge und drohend ihre Gegner ansehend, stand sie da, den Arm erhoben, um sich das Messer, das sie in ihrer Hand schwang, in die Brust zu stoßen.

O'Brien aber war schlau und gewandt, und noch ehe sie den Stoß vollführte, fing er ihren Arm auf und hielt ihn fest, während die Alte ihr das Messer entwand. Die Wuth und Angst des Mädchens machten sich in einem entsetzlichen Schrei Luft. Sie war jetzt verloren. Ihre durch Seelenleiden und Nahrungsmangel geschwächten Kräfte konnten nicht den Angriffen ihrer Gegner widerstehen. Sie konnte es nicht hindern, daß O'Brien sie auf einen Stuhl niederdrückte, die Negerin ihr den Kopf nach hinten beugte, und daß der Erstere ihr das Glas an die Lippen brachte.

Mit dem letzten Rest ihrer Kräfte sträubte sie sich, zu trinken.

„Nicht so ungeberdig, mein Schätzchen,“ sagte O'Brien. „Halten Sie fest, Deborah, wenn sie nur einen Schluck trinkt, wird sie schon ruhiger werden.“

Esther wand sich und sträubte sich, aber sie fühlte, daß ihre Kraft jetzt zu Ende ging.

„Edward, und Du, Geliebter! Kommt Niemand, um mir zu helfen?“ schrie sie verzweifelnd.

„Ja, Geliebte, ich komme!“ donnerte in diesem Augenblick eine Stimme von Außen.

Mit einem furchtbaren Krach sprang die Thür auf, und die beiden Verbrecher blickten in Frederic Seward's unheilverkündendes Antlitz.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Der Zweikampf.

Um das Erscheinen Frederic Seward's im Venusschloß und in Esthers Zimmer zu erklären, müssen wir noch einmal zum Ritterhause zurückkehren.

Camilla führte Frederic und Edward durch einen langen Gang und endlich durch eine Thür, die ohne Zweifel nur Wenigen bekannt war und dazu diente, bei einer etwaigen Entdeckung von Verbrechen im Ritterhause die Schuldigen unbemerkt in Sicherheit zu bringen. Sie gelangten in den Park und schlugen hier sehr schmale und sehr enge Seitenwege ein, bis sie in den Theil des Parkes gelangten, der hinter Mr. Tucker's Hause lag.

Camilla schlug hier den Weg ein, der zu dem Stacketenzaun führte, sie hatte den Schlüssel zu der Thür desselben und öffnete. Sie befanden sich jetzt in dem dicht umlaubten Pfade, der sich in vielen Windungen bis zum Venusschloß hinzog.

Bei einer Biegung des Weges hörten sie plötzlich ein Geräusch. Es schien Jemand durch die Gebüsche zu huschen.

Sie standen still und blickten einander überrascht an. Die Finsterniß war so dicht, daß sie nichts sehen konnten.

„Wir sind entdeckt," flüsterte Camilla. „Mein Himmel, wenn er einen Verrath ahnt, bin ich des Todes."

„Wir werden uns getäuscht haben," entgegnete Frederic. „Vorwärts, jeder Augenblick ist wichtig."

„Ich thue es nicht," erklärte Camilla, deren Herz so laut pochte, daß man es beinahe hören konnte. „Ich will nicht zur Verrätherin an ihm werden."

„Geh, Thörin," drängte Edward. „Halt uns nicht auf mit Deinen sentimentalen Faseleien."

„Ich will nicht, es ist mir leid, ich kehre um!"

Sie schickte sich an, diesen Worten die That folgen zu lassen; aber Edward hielt die Fliehende fest.

„Gieb den Schlüssel her, oder Du stirbst!"

„Ich will sterben, aber ich gebe den Schlüssel nicht. Er hat mich verstoßen und elend gemacht, aber ich will lieber sterben, als ihn verrathen."

Sie hielt einen Schlüssel in der Hand. Edward besann sich nicht lange, sondern entriß ihr denselben und gab ihn Frederic.

Camilla dachte mit Schrecken daran, daß derselbe auch ohne sie

den Weg in's Innere des Venusschlosses finden würde, denn sie hatte den beiden jungen Männern, damit sie sich durch die Finsterniß besser zurecht finden konnten, denselben genau beschrieben. Sie schrie laut um Hilfe und mit Windeseile war sie Edward's Blicken entflohen.

„Geh, Frederic," rief dieser, „und befreie Esther, ich werde ihr nacheilen, und sie hindern, Hilfe herbeizuholen."

Es wurde ihm aber nicht so leicht, die Fliehende einzuholen, denn die Finsterniß und das Gebüsch waren seiner Verfolgung nichts weniger als günstig, erst als er einen freien Baumplatz erreichte, in der Nähe des Ortes, wo ein altes rohgezimmertes Kreuz aufgerichtet war, an welches man die zur Züchtigung verurtheilten Neger zu binden pflegte, sah er sie in dem Schein des matten Sternenlichtes mit Windeseile dem Ritterhause zulaufen.

„Ah!" dachte er, „jetzt werde ich Dich schon einholen, ehe Du uns schaden kannst, Du Wankelmüthige!"

Er that einige kräftige Sprünge vorwärts, allein plötzlich stutzte er. — Ganz in seiner Nähe hinter einem Gebüsch ward der Schein einer Fackel sichtbar, und in der Trägerin derselben erkannte er die Hebe vom Maskenball, die sich zum Schutz gegen die kalte Nachtluft einen Plaid über den Kopf geworfen hatte.

Gleichzeitig aber sah er auch einen Mann mit geschwungenem Messer auf sich zu stürzen, er war von wildem Aussehen und in der Tracht eines Gladiators; er erinnerte sich, ihn auf dem Maskenballe in der Begleitung Booth's gesehen zu haben.

Edward hatte eben noch Zeit, sein Bowiemesser zu ziehen und sich in den Stand der Vertheidigung zu setzen, als der Angriff erfolgte.

„Es ist der entlaufene Quadroone!" rief Atzerott, als er Edward's ansichtig wurde. — „Ergieb Dich, oder ich steche Dich nieder!"

Edward hätte sein Heil in der Flucht versuchen können, allein, was konnte dann aus Frederic und Esther werden? — Einen Augenblick zauderte er, dann stürzte er sich auf seinen Verfolger, sein Messer hoch in der Rechten. Ein kurzes Ringen erfolgte; lautlose Stille herrschte, nur unterbrochen von dem Stöhnen der Kämpfenden und der Stimme Belle Boyd's, die von Zeit zu Zeit ihrem Verbündeten zurief:

„Wacker drauf, Mr. Atzerott. Stechen Sie dem Spion Ihr Messer in den Leib! — Fassen Sie ihn an der Kehle! — die Andern werden Ihnen gleich zur Hilfe kommen!" —

Aber diese Ermunterungen halfen nichts. Atzerott mußte der überlegenen Kraft des Jünglings unterliegen. Edward hatte ihn zu Boden geworfen und, ihn mit dem Knie niederdrückend, erhob

er sein Messer zum Stoß. In demselben Moment aber, als er denselben ausführte, fühlte er sich von hinten gepackt. Der Stoß ging fehl und traf anstatt der Brust nur Atzerott's Schulter.

„Du hast mich vergessen, Spion!" rief Belle Boyd. „Warte, Du sollst Deinen Lohn haben."

Mit der Linken noch immer die Fackel haltend zog sie mit der Rechten aus ihrem Busen ein Stilett hervor, um dasselbe zwischen seine Schultern zu stoßen. Edward war verloren, wenn ihn nicht ein Wunder rettete. — Dies Wunder aber ereignete sich, denn noch ehe die tödtliche Spitze des Dolches seine Schulter erreicht hatte, ward der Arm Belle Boyd's festgehalten, das Mordinstrument ihr entrissen, und sie selbst gezwungen, den Ueberfallenen los zu lassen.

Wer war es, der hier dem Flüchtling so unerwartet Hilfe leistete? Konnte es an diesem Orte, welcher nur von den Junkern und den ihnen Ergebenen besucht wurde, einen Menschen geben, der einem Spion Vorschub leistete? — Wüthend blickte sie um sich und erblickte hinter sich — nicht, wie sie erwartet hatte, den Genossen, des verwegenen Jünglings, sondern zwei zarte junge Mädchen von 17 oder 18 Jahren, von denen die Eine den ihr entrissenen Dolch in der Hand hielt, die Andere aber sie an den Haaren empor zerrte.

Edward mochte glauben, daß Atzerott todt, und nicht wissen, daß sein Stoß völlig mißglückt sei, denn er sprang auf, um Belle Boyd anzugreifen. Atzerott seinerseits hatte die Lust verloren, den Kampf zu erneuern, denn er blieb regungslos am Boden liegen und überließ die Courtisane ihrem Schicksal.

Belle Boyd aber fühlte sich ebenfalls nicht berufen, den Kampf allein fortzusetzen, sie warf daher die Fackel von sich und suchte das Weite.

Erst jetzt hatte Edward Zeit, auf seine Retterinnen zu blicken und war sicherlich nicht weniger erstaunt, als Belle Boyd es gewesen war, denn er erkannte in ihnen, die beiden unglücklichen Mädchen, welche er mit Frederic aus der Gefahr, der Wollust gewissenloser Wüstlinge geopfert zu werden, befreit hatte. Sie hatten sich dort im Gebüsch versteckt und hatten ihn erkannt, als der Schein von Belle Boyd's Fackel sein Gesicht beleuchtete. Die Dankbarkeit hatte sie die eigene Gefahr vergessen lassen und sie getrieben, ihren Versteck zu verlassen und ihm zur Hilfe zu eilen.

Sie hatten ihm das Leben gerettet, aber ach, die Gefahr war noch nicht vorüber. Auf Camilla's und Belle Boyd's Hilferuf eilten die Gäste des Maskenfestes nach dem Platz, wo der Kampf stattgefunden hatte. Schon hörte Edward ihre Stimmen, ihre Fußtritte, schon sah er ganz in seiner Nähe den Schein der Fackeln, und er fühlte, daß er verloren sei.

„Verbergen Sie sich, Misses," flüsterte er seinen Retterinnen zu; „gegen solche Uebermacht können Sie mir doch nicht helfen."

„Fliehen Sie mit uns!" baten die Mädchen.

„Ich kann nicht," antwortete Edward, „ich habe hier nicht nur auf meine eigene Rettung zu sehen, sondern auch auf die meiner Schwester und meines Freundes. Verbergen Sie sich, retten Sie sich, und kümmern Sie sich um mich nicht weiter!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Frederic hatte theils durch die Beschreibung, welche ihm Camilla in der ersten Aufregung ihrer Eifersucht von dem Eingang zum Ritterhause gemacht hatte, theils durch den Hilfeschrei seiner Geliebten geleitet, schnell den Weg bis zur Thür des Gemaches gefunden, in welchem Mr. O'Brien und Deborah beschäftigt waren, die Gefangene zum Empfange Mr. Tucker's vorzubereiten, und langte vor derselben in dem Moment an, welcher für das Schicksal Esther's entscheidend sein mußte.

Die von außen ertönende Donnerstimme, so wie die gesprengte Thür wirkten versteinernd auf die beiden Creaturen Mr. Tucker's. Regungslos standen sie, den entsetzten Blick auf die furchterregende Gestalt richtend, die eher wie eine übernatürliche Erscheinung, als wie ein gewöhnlicher Mensch aussah.

Die Wuth und die Aufregung entstellten seine blassen Züge; sein Auge rollte und schleuderte unheilverkündende Blitze.

Wüthend erfaßte er zuerst den Schurken O'Brien mit der Gewalt eines Riesen und schleuderte ihn zu Boden, daß er bewußlos liegen blieb; denn sein Kopf war an eine Marmorconsole geprallt, und der Fußboden bedeckte sich mit Blut.

Frederic sah davon nichts. Er hielt in seinen Armen die ohnmächtige Geliebte, bedeckte ihre Stirn mit Küssen und eilte dann so leicht, als trüge er ein Kind, hinaus aus dem goldnen Kerker. In seiner Freude hatte er die Kupplerin ganz vergessen, die nichts Eiligeres zu thun hatte, als die Flucht zu ergreifen.

In dem Gange begegnete ihr Mr. Tucker.

„Wohin?" rief ihr dieser entgegen. „Ist Esther vorbereitet, mich zu emgfangen?"

„Fort, Sir," entgegnete sie. „Wir sind verrathen!"

„Verrathen? durch wen?"

„Ich weiß nichts, Sir; aber das Geheimniß Ihres Schlosses ist entdeckt und Esther entführt."

„Wo ist O'Brien?"

„Todt," entgegnete sie hastig. „Kehren sie um und verlassen sie Richmond, ehe die Rache auch Sie ereilt." — —

Frederic war mit seiner Bürde weithin durch den Park geeilt, ohne seinen Gefährten zu entdecken. Wie sollte er hinauskommen?

— wußte er doch nicht den Weg zu finden, auf dem er hineingekommen war. Er hielt einen Augenblick athemschöpfend an, während er die Geliebte auf eine Bank niederließ. Die frische Nachtluft umwehte kühlend und beruhigend Esther's Stirn und weckte sie aus ihrer Ohnmacht.

Sie glaubte zu träumen, als sie sich von Frederic's Arm umschlungen und seine Lippen auf ihrer Wange fühlte, aber sie fühlte seine Küsse, sie hörte seine Stimme. — Beseligender Augenblick, als sie erkannte, daß der schöne Traum Wirklichkeit sei!

In niegefühlter Lust preßte sie ihn an's Herz und in stürmischer Leidenschaft küßte sie ihn wieder und wieder und Thränen unerwarteten Glückes flossen über ihre Wangen.

Frederic merkte nicht, wie die Minuten verannen, bis ihn ein Geräusch erinnerte, daß die höchste Gefahr für ihn und das Mädchen, das er liebte, über ihren Häuptern schwebte.

Er sprang auf, sich aus Esther's Arm losreißend und lauschte. — Tritte nahten sich. — Er hörte flüsternde Stimmen. — Mit dem Revolver in der Hand erwartete er den Angriff.

Da theilte sich das Gebüsch. Frederic starrte nach dem Orte hin, wo er das Gebüsch sich bewegen sah; aber so sehr er auch sein Auge anstrengte — er sah nichts, bis ein zischender Laut, der wie ein heimliches Zeichen klang, sein Ohr erreichte, da sah er durch das Laubwerk das weiße Auge eines Negers. Er machte eine Bewegung, den Spion zu ergreifen, doch dieser flüsterte:

„Still, Massah, ich bin es, Joë, . . . Hier hindurch, meine Herren, hier ist er!"

Die letzten Worte waren an mehrere Personen gerichtet, welche ihm folgten und in der nächsten Minute vor Frederic standen.

Es waren drei Männer und zwei junge Mädchen. Einer der Männer eilte auf ihn zu und, seine Hand ergreifend, rief er mit aufrichtiger Freude:

„O, theurer Frederic, welche Angst habe ich um Dich gehabt. Gott sei gelobt, daß Du am Leben und aus den Händen Deiner Henker befreit bist!"

„George!" rief der junge Mann. „Ich bin so erstaunt und überrascht, Dich hier zu finden, daß ich — verzeih mir — einen Augenblick fast an Dir zweifelte, aber Du wirst mir später Alles erklären, wie es kommt, daß Du hier unter diesen Leuten so viele Freunde hast, ich weiß, daß Du einer Verrätherei nicht fähig bist!"

„Später ja, später werde ich Dir Alles erklären, Frederic, aber jetzt müssen wir auf Eure ja auch auf meine Rettung bedacht sein," antwortete George Borton. — „Joë wird Dich und Deinen Freund hier" — er deutete auf Edward — „hinaus führen. Es ist dringend nöthig, daß Ihr keine Zeit verliert. Mr. Conover und

ich sind Euren Verfolgern vorausgeeilt. Man sucht Euch und wird Euch finden, wenn Ihr nicht die genaue Ortskenntniß des Negers benutzt, um hinaus zu kommen."

„Aber Esther . . .?"

„Conover und ich werden dafür sorgen, daß sie hinauskommt und in Sicherheit gebracht wird," fiel George ein. „Man kennt uns in Mr. Tucker's Hause und wird nicht anstehen, uns hinaus zu lassen, auch diese beiden jungen Damen werden wir mit hinaus nehmen und ihren Eltern zurückgeben. — Ha, sieh dort kommen sie — siehst Du die Fackeln? — Wir dürfen keinen Augenblick verlieren." —

Das Morgenroth glänzte bereits durch die Zweige, als man noch immer den Park nach allen Richtungen durchsuchte. Belle Boyd war unermüdlich.

„Wir müssen die Spione finden!" rief sie, „und auch den jungen Mann, Ihren Retter, Mr. Booth; er ist mit ihnen im Bunde, es ist kein Zweifel, er ist auch ein Spion."

Alles Suchen aber war vergebens. Es blieb kein anderes Mittel, als die Polizei in Richmond aufzubieten, um die ganze Stadt und die Umgegend nach den Flüchtlingen zu durchspähen; am andern Tage las man in allen Blättern das Signalement des Spions Mr. Parker, des Quadroonen Edward Brown und des jungen Mannes, dessen Namen man nicht kannte, in welchem aber Miß Emmy, als sie ein Zeitungsblatt zur Hand bekam, mit Zittern den Mann erkannte, dem ihre Liebe und ihr Leben geweiht dem sie aber zu entsagen gezwungen worden war.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Der Sturm bricht los.

Es war einige Tage nach dem Balle, als Mr. Cleary wieder in Georgesville eintraf. Auf seine Frage nach seiner Gemahlin, erfuhr er, daß dieselbe aus Furcht vor einem Aufstande, geflohen sei, und vorhabe, sich um die Zusendung einer Abtheilung Truppen persönlich an den Kriegsminister zu wenden.

Mr. Payne, der in seinem Hause anwesend war und Miß Snobbs, die Gouvernante, erzählten, daß sie so viel Verdacht und

Furcht erregende Anzeichen gesehen, daß sie es für ihre dringlichste Pflicht gehalten hätten, Mrs. Cleary zu dem Schritte zu überreden.

„Und Ihr Liebling, der Negerbube," fügte der Geistliche hinzu, „ist der Schlimmste in dem Complott. Wir erhielten gestern von den Vögten Nachricht, daß ein Quadroone, ein junger Mann, dessen Signalement ziemlich genau auf das des entlaufenen Sklaven des Kriegsministers paßt, unter sehr verdächtigenden Umständen in der Nähe umherschleiche. Ich rieth den Vögten, auf unsere Neger wohl Acht zu haben, daß Niemand mit ihnen in Verbindung trete. Ich achtete dabei auf Noddy nicht, und was meinen Sie wohl, was geschehen ist?" —

„Nun?"

Der Nichtswürdige hat sich von Janita den kleinen Mulattenbuben, den Sie von Sanders als Zugabe erhielten, geben lassen, und hat denselben jenem spionirenden Quadroonen heimlich überbracht. Was meinen Sie nun? — habe ich nicht recht, daß der Nichtswürdige Sie verräth?"

„Nein, nein!" fiel Cleary mit Eifer ein. „Er nicht. Seit er mir gezeigt hat, daß er für mein Kind zu sterben bereit wäre, — wovon seine verstümmelte Hand Zeugniß giebt — seitdem schwöre ich auf seine Treue, er ist nicht mein Sklave, es ist meine Pflicht, daß ich ihn halte wie mein Kind."

„Aber seine geheime Verbindung mit den Negern — er wird zu allen heimlichen Zusammenkünften hinzugezogen — er sagt Ihnen keine Sylbe von dem, was unter ihnen verabredet wird. —"

„Das Alles geschieht um uns zu nützen, er kann uns nur dienen und rechtzeitig warnen, wenn er sich im Vertrauen der Neger befindet. — Nein, Sir, Noddy, der Neger, ist kein Verräther, ich wünschte nur, daß ich Alle, die Freundschaft gegen mich heucheln, so treu und ehrlich fände, wie ich ihn halte."

Der Geistliche schien den Stich zu fühlen, denn er schielte mißtrauisch auf Cleary, dieser aber hatte sein Gesicht nach dem Fenster gewandt, so daß Mr. Payne den Ausdruck desselben nicht zu sehen vermochte. Er fuhr deshalb nach einer Pause fort:

„Der Bube ist seit gestern spurlos verschwunden."

Cleary wandte sich betroffen um.

„Wie? Sollte ihm ein Unglück begegnet sein? — Lassen Sie sofort nach ihm suchen."

Mr. Payne zuckte ironisch die Achsel.

„Das ist bereits geschehen, theuerster Mr. Cleary, aber es hat nichts genützt, wie es scheint, denn die Vögte, die ausgeschickt waren nach ihm, sind alle mit dem Bescheid heimgekehrt, nirgend eine Spur von ihm gefunden zu haben, nur Einer ist noch nicht zurück, aber ich erwarte ihn jeden Augenblick.

Cleary schwieg beklommen eine Weile.

„Wo ist Fanny?" fragte er dann, als wollte er seinen trüben Gedanken eine andere Richtung geben.

Die Gouvernante antwortete, daß Miß Fanny in ihrem Zimmer schlafe.

„Ich will zu ihr gehen," sagte Cleary schwermüthig. „Sie ist mein letzter Trost, wenn mich Alles verläßt!"

Als er aber sich erhob um die Veranda zu verlassen, sah er einen Vogt an dieselbe herantreten.

„Das ist der Letzte, von dem wir Nachricht über Noddy zu erwarten haben," sagte Mr. Payne. „Bleiben Sie einen Augenblick, Mr. Cleary. Sie werden sich sofort überzeugen, daß mein Verdacht begründet ist."

„Was wissen Sie von Noddy?" fragte Cleary in hastigem Ton den Vogt.

„Nichts, Sir," war dessen Antwort. „Es haben ihn Einige mit dem Quadroonen, der gestern das Kind gestohlen hat, den Fluß hinaufgehen sehen. Außer ihm werden noch die achtundvierzig Sklaven vermißt, deren Hütte abgesondert von den andern Sklavenwohnungen in der Nähe des Packhauses liegt.

Fast besinnungslos taumelte Cleary in sein Zimmer. Boshaft lächelnd blickte ihm der Geistliche nach.

„Sie werden Dich todtschlagen," murmelte er, „und dann wird Dein Weib Deine Reichthümer mit mir theilen müssen. — Wohin, da, Schwarze?"

Diese Worte waren an Janita gerichtet, welche eben im Begriff war, an ihm vorüberzuschlüpfen.

„Ich will in's Haus, wie Sie sehen," antwortete das Weib keck.

„Weißt Du, daß Noddy vermißt wird?" fragte der Geistliche.

„Ich weiß es," erwiderte sie, und ihr Auge glänzte in unverhehlter Freude.

„Und Du lachst noch bei dem Verlust Mr. Cleary's?" fuhr Mr. Payne auf.

„Der Verlust ist ja nicht mein," versetzte sie. „Warum soll denn ein Neger sich nicht freuen, wenn Einer von seinen Stammgenossen die Freiheit erlangt?"

„Wenn er aber die Freiheit nicht erlangt hat, sondern wenn ihm ein Unglück widerfahren ist?" fragte Mr. Payne mit schlauem Forscherblick.

„Fürchte nichts für Noddy," antwortete Janita. „Noddy's Freunde wissen ihn schon zu schützen. Ihm droht nur von den Weißen Unglück, zumal wenn sie so viel Frömmigkeit und christliche Tugend besitzen, wie Sie, Ehrwürden."

„Schweig, Du gottverfluchte schwarze Hexe!" schrie der Geistliche. „Du sollst Deine Lästerung büßen! Die erste sollst Du sein von Roddy's Verführern, die mit glühenden Zangen gezwickt, zwischen Brettern zersägt, auf dem Scheiterhaufen zu Asche verbrannt und zu ewiger Höllenqual hinabgesandt werden wird zu den Teufeln da unten!"

Der überlaute Eifer des Geistlichen war zu Cleary's Ohren gedrungen und hatte diesen herbeigerufen.

„Sehen Sie nun ein, daß ich Recht hatte?" schrie Mr. Payne dem Kommenden entgegen. „Roddy ist ein Verräther. — Oh, über einen so gottvergessenen Heuchler!"

Cleary machte eine abwehrende Bewegung.

„Ich vertraue ihm, Sir. — Roddy ist ein solcher Teufel nicht, wie Sie denken. Ich weiß, daß er mit dem größten Eifer unsere Flucht vorbereitet hat; und er hat mich — dessen bin ich überzeugt — nur in der festen Absicht verlassen, für mich zu sterben, und — o Himmel — er ist vielleicht schon für mich gestorben. Wie ist es möglich, an ihm zu zweifeln, wenn man bedenkt, welche Beweise er mir von seiner Aufrichtigkeit gegeben hat!"

„Gilt Ihnen mein Rath noch etwas," sagte der Priester kopfschüttelnd, „so thun Sie, wie es David that, als er zittern mußte vor seinem Sohne Absalon. — Sie hatten ja ohnehin sich entschlossen, zu fliehen. Wohlan, fliehen Sie. Packen Sie ein, was der Herr Ihnen gelassen hat an beweglichen Gütern, Ihre Barren, Ihre Juwelen; dann schütteln wir den Staub von unsern Füßen und wandeln nach Virginien, und warten dort bis man den letzten dieser meuterischen Canaillen aufgespießt hat."

„Ja, wir wollen fliehen!" seufzte Cleary und verstohlen rannte über sein Gesicht eine Thräne. — „Ich will meine Barren einschiffen, sein Sie mir bei dem Geschäft behülflich."

Er holte seine Schlüssel, schloß das Gewölbe auf und starrte sprachlos zurück, auf die erbrochenen leeren Kisten deutend.

„Das war kein Andrer als Roddy!" rief der Geistliche voll Ingrimm. „Oh, dieser heuchlerische Bube. Ich bin überzeugt, daß er mit meinen Sklaven auch im Complott steckt, und Ihr Gold unter sie vertheilt. — Ermannen Sie sich, Sir. Nehmen Sie Ihr Kind auf den Arm, wir wollen dieser Mördergrube Valet sagen, bevor dieser hochverrätherische Bube zurückkehrt an der Spitze seiner Gesellen und die Hand aufhebt zum Priestermord und Vatermord und Schwestermord!"

„Ja, kommen Sie! Wir wollen retten, was noch zu retten ist: mein Kind! — O, ich habe noch viel behalten!" flüsterte Cleary, und ging, um seine Fanny aufzusuchen.

Als er zu dem Zwecke die Treppe hinaufzusteigen im Begriffe war, kam ihm Miß Snobbs bereits entgegen.

„Ist Fanny noch oben in ihrem Zimmer?“ fragte er sie.

Miß Snobbs blickte ihn verwundert an:

„Sie war oben, Sir; aber Sie haben sie ja hinunterrufen lassen.“

„Ich?“

„Nun ja, Janita kam hinauf und sagte, daß sie von Ihnen Befehl habe, das Kind hinunter zu bringen.“

„Befehl, von mir?“ stammelte Cleary mit der Stimme eines Vernichteten, die aber trotz ihrer Schwäche das ganze Haus in Bewegung setzte.

Nach vielem hin und her fragen gab endlich ein alter Diener die Auskunft, daß man gesehen habe, wie Janita die noch halbschlafende Fanny den Negerhütten zugetragen habe.

„Dachte ich mir's doch!“ schrie der Geistliche. „Diese Janita steckt mit im Complott; und hat sich das Weib des Kindes wirklich bemächtigt, so ist das auch Noddy's Werk. — Kommt mit mir“ — wandte er sich an die weiße Dienerschaft des Hauses — „begleitet mich; ich will mich hinschleichen zu der Hütte, und will versuchen zu erspähen, ob das höllische Heidengezücht es gewagt hat, seine Hand an ein weißes Kind zu legen.“

Er ging, von der gesammten Dienerschaft begleitet und Cleary blieb mit der jammernden Bonne zurück, das Haupt auf den vor ihm stehenden Tisch gesenkt:

Nach kurzer Zeit kehrte der Geistliche, jedoch allein, zurück.

„Meine Vermuthung war leider gegründet,“ sagte er. „Das Kind ist gefangen! — Fassen Sie sich! Wir wollen es befreien und die Verrätherei des heimtückischen Buben vereiteln. — Ich kann nicht länger hier bleiben, nicht wegen meiner Sicherheit bin ich besorgt, ich gehe nur, um schnell Hilfe herbeizuholen, noch bevor die Nacht einbricht, habe ich Miliz requirirt, verlassen Sie sich darauf. Sie wollen hier bleiben? Sie wollen mich nicht begleiten? — Ich bitte, entscheiden Sie sich schnell, Sie werden einsehen, daß ich mich beeilen muß, von hier fortzukommen, wenn ich noch rechtzeitig Miliz herbeischaffen soll,“

Bis zu diesem Augenblick hatte der unglückliche Cleary noch nicht völlig den Glauben an Noddy's Verruchtheit fassen können, und selbst für dessen unleugbaren Abfall hatte seine Liebe zu dem Knaben eine Entschuldigung in seiner Jugend und Verblendung gefunden. Jetzt aber, seit Fanny durch Janita geraubt und Noddy's Einverständniß mit diesem Weibe zweifellos geworden war, jetzt stand der Knabe, der bis dahin ein Liebling seiner Seele gewesen als ein entsetzliches Scheusal vor seinen Augen, als ein listiges, giftiges

Ungeheuer, das sich lediglich in seine Liebe und in sein Wohlwollen eingeschlichen hatte, um ihn und sein Kind desto sicherer zu verderben.

„Ich gehe nicht mit Ihnen!" schrie er dem Geistlichen zu. „Ich bleibe bei meinem Kinde. Mein Kind will ich retten, oder mit ihm sterben! — Senden Sie Hülfe, wenn Sie können. Ich verlasse ohne mein Kind diese Mördergrube nicht!"

Er flog davon den Sklavenwohnungen zu, und der Geistliche verließ mit langen Schritten den Park.

Schon aus der Ferne scholl Cleary ein wüthendes Gebrüll entgegen, welches aus dem langen niedern Gebäude hervorbrach. Er beflügelte seinen Lauf und blickte jetzt durch die Lücken der Wände in das Innere dieses weitläufigen Vierecks.

Sämmtliche Neger und Negerinnen sprangen mit schauerlichem Thiergeheul und grausiger Tanzweise um Janita herum, welche Fanny im Arme hielt, und vergebens versuchte, das Kind zu beruhigen. — —

Wer wagt es, den Stab über die unglücklichen Geschöpfe zu brechen, wenn sie im Drange ihrer ungezügelten wilden Leidenschaft Dinge begingen, die menschlicher Wesen unwürdig sind? — Wundert Ihr Euch, Ihr Herren Junker der Sklavenstaaten über die Bestialität der Schwarzen bei ihren Aufständen? Habt Ihr nicht Alles gethan, die Menschlichkeit von ihnen abzustreifen und sie zu Bestien zu machen? — Habt Ihr ihnen nicht das Beispiel der Unmenschlichkeit und der Rohheit gegeben? — O, benutzt jene Excesse, die von den Negern verübt sind, nicht als Beweismittel, daß Eure Maxime die rechte sei, gesteht der Wahrheit gemäß, daß solche Frevel vielmehr Eure eigne Schuld sind, und als Waffen gegen Euch und Eure Maximen gelten müssen!

Das Sprichwort, daß man die kleinen Diebe hängt, die großen aber laufen läßt, bestätigt sich nicht bloß im Alltagsleben, nein, mehr als einmal ist es durch große historische Thatsachen bestätigt und hat sich auch bewahrheitet in den zahlreichen Sklavenaufständen, welche während des Krieges in Virginien, Kentucky und Carolina stattfanden; am meisten und am härtesten wurden davon gerade Diejenigen betroffen, welche es von Allen noch am wenigsten verdienten, während die schlimmsten Sklavenhalter von solchen Heimsuchungen verschont blieben.

Mr. Cleary gehörte gewiß nicht zu den grausamsten und unmenschlichsten Sklavenhaltern, vielmehr hatte er mehr als einmal bewiesen, daß in seiner Brust ein fühlendes Herz für die Schwarzen schlug, und doch war er der Erste, den das Schicksal einer Sklavenemeute traf.

Als er die wilde Aufregung der Neger und sein Kind in deren Mitte sah, packte ihn Grausen.

„Mein Kind, mein Kind!“ schrie der verzweifelnde Vater, indem er vergebens Eintritt in die verrammelte Hauptthür suchte. — „Ungeheuer, gebt mir mein Kind!“

Da lös'te sich plötzlich der verschlungene Reigen der Neger auf; das wilde Geheul ward zu wieherndem Gelächter.

Ein kleiner zähnefletschender Kerl riß Janita's verkrüppelten Buben, das Kind, das durch Mrs. Cleary's Fußtritt zum Krüppel geworden war, empor, hielt es seinem Herrn entgegen und schrie:

„Siehe her, Du weißer Satan! Wie heut Deine Angst um Dein Kind brüllt, so hat Rogue's Schmerz geras't in seinen Adern, als Dein Weib diesen seinen Erstgebornen mit Füßen trat! — Und wie dieser unter den Fußtritten Deines Weibes, so soll Dein Kind verkrüppeln unter unsern Fäusten, wenn Du es wagst, oder wenn irgend Einer von Euch Sklavenzüchtern und Euren Kreaturen es wagt, nur mit einem giftigen Blick in unsere Hütte zu schauen.“

„O, Himmel — seht Ihr nicht meine Verzweiflung?“ rief er angstvoll.

Ein Gelächter antwortete ihm.

„Ah,“ rief derselbe Neger. „Ihr werdet noch vielmehr verzweifeln, Ihr Niggerhenker. Heute geht der Tanz los in ganz Kentucky, wer von Deinen Cumpanen nicht rechtzeitig das Weite gesucht hat, wird Dein Schicksal theilen. Wir warten nur auf die Ankunft unseres Führers. — Bleib nur da stehen auf der Schwelle und halte Wacht, bis unser Anführer mit unsern Brüdern kommt und Dich ablöst, um ein Gericht zu halten über Dich.“

„Mäßigt Euch,“ warnte ihn Cleary; „bedenkt, daß jeden Augenblick die Miliz hier sein kann, und je zügelloser Ihr Euch betragen habt, desto härter muß Eure Strafe ausfallen. Kehrt zur Ordnung zurück, gebt mir mein Kind heraus, und ich will Euch Alles verzeihen!“

Wildes Gelächter erscholl.

„Du drohst uns mit der Miliz?“ höhnte der Kleine. „Dazu sollst Du ja Wache an der Thür stehen. Läßt Du die Miliz die Grenze Deiner Plantage überschreiten, so fliegt ein zerstückeltes Glied Deiner Tochter nach dem andern und zuletzt ihr Rumpf vor Deine Füße!“

Jetzt brachen dem Vater die Kniee. Er sank bewußtlos zu Boden, und mit verdoppeltem Geheul setzten die Ungeheuer ihr unterbrochenes Tanzfest fort.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Der Negerknabe.

Nicht lange lag die Nacht auf Cleary's Augen.

Ein heftiger Stoß nach dem andern in seine Seite, der bei jeder Wiederholung fühlbarer ward, erweckte ihn. Er sah, daß es ein Neger war, der mit einer von der Dachbrüstung losgebrochenen Stange sich die Mühe gab, den unglücklichen Bewußtlosen durch Schläge und Stöße zur Erkenntniß seines unermeßlichen Elends zurückzurufen.

Er warf seine Blicke umher und hörte wiehernden Gelächter und sah, wie eine Anzahl Neger im geschlossenen Reigen einen Mann umtanzten, der knieend am Boden lag.

„Du wunderst Dich wohl, den hier zu sehen?" redete ihn einer der Neger an. — „Es ist Dein Freund, der heuchlerische Pfaffe. Er war pfiffiger als Du und wollte fliehen, aber seine Neger haben ihn ergriffen und hierhergebracht."

Cleary antwortete nur durch ein Stöhnen.

„Geh jetzt," fuhr der Neger fort, „hole den Arac, den Du in Deinem Keller hast, und der Pfaffe wird Schafe und Schweine herbeitreiben, daß wir sie zu einem Festschmause schlachten."

Cleary warf todtenbleich sein Auge umher, um irgend ein Mitglied seiner zahlreichen Dienerschaft zu entdecken.

Aber der weite Hofraum war wie ausgestorben. Die Entfernung Mr. Payne's war das Zeichen der Flucht für Alle geworden, und statt eines hülfreichen Dieners sah der unglückliche Mann nur sein Kind, welches, von den Negern gehalten, ihm jammernd die Arme entgegenstreckte.

„Schont mein Kind!" schrie er, ich werde Euch bringen, was Ihr fordert!"

„Und er eilte, um selbst den Knechtsdienst zu verrichten, den der Uebermuth seiner entfesselten Sklaven von ihm forderte.

Er taumelte seiner Wohnung zu. Nirgend begegnete ihm der Trost eines menschlichen Angesichts, seine Vögte, seine Diener — Alle waren aus Furcht vor den schrecklichen Kettenbrechern entflohen.

Keinen von Allen hatte die Liebe, die Dankbarkeit, zu seinem Beistande zurückgehalten.

Er war der einzige Mensch in diesem Tigerneste; und in den

Klauen dieser Ungeheuer kämpfte sein einziges Kind vor seinen Augen den Todeskampf.

Es war ihm, als verfolgte Fanny's Wimmern ihn bis hierher; er horchte auf, und wirklich ertönte ein entsetzliches Aechzen in seiner Nähe.

Er suchte mit Angst nach dem unsichtbaren Mitträger seines Elends und entdeckte endlich, zwischen zwei Schränken zusammengeklemmt, die Gouvernante, welche, fast todesnah, von Allen verlassen, hier eine Zuflucht vor den Kanibalen gesucht hatte.

„Kommen Sie, um des Himmels willen, Miß Snobbs, helfen Sie mir," flehte Cleary. „Die Nigger haben sich meines Kindes bemächtigt und werden es morden, wenn ich mich weigere, ihre Befehle zu erfüllen. — Kommen Sie, helfen Sie mir den Arac hintragen, oder helfen Sie Mr. Payne das Vieh treiben.

Er zog die Gouvernante aus ihrem Versteck hervor, aber diese umklammerte mit solcher Gewalt die Treppenpfeiler, daß er Verzicht auf ihren Beistand leisten und ohne ihre Unterstützung die schweren Fässer zu dem Ort der Versammlung bringen mußte.

Mr. Payne hatte inzwischen den Stall geöffnet; aber kaum war das geschehen, als die Schweine, wie von einer Ahnung der Schlachtbank, welche ihrer harrte, gescheucht, durch die geöffnete Thüre ins Freie eilten und den in seiner Corpulenz unbeholfenen Geistlichen selbst über den Haufen rannten.

„Geh', hilf ihm," befahl ein Neger, dem es zu lange währte, das Mahl bereitet zu sehen. „Aber beeile Dich, Du weißer Henkersknecht, das rathe ich Dir."

Das Bild seines jammernden Kindes gab Cleary Kraft, auch diesen Befehl auszuführen. Der Geistliche lag am Boden und regte sich nicht, und so blieb ihm die Arbeit allein zu verrichten.

Keuchenden Athems begann er den auf dem Hofe umherschnuppernden Thieren nachzujagen; aber die Wildheit der Neger schien sich auch auf das Vieh übertragen zu haben, und athemlos ließ der verzweifelte Sklave seiner Sklaven von seiner fruchtlosen Jagd ab, um bei den geduldigeren Opfern des Schlachtmessers, den Schafen, sein Heil zu versuchen.

Hier glückte es ihm. Er zog ein feistes Schaf mit sich fort, den hungrigen Negern zu, welche während seiner Abwesenheit einen Theil des Daches ihrer Hütte abgetragen hatten und mit den Latten und Sparren alle Oeffnungen derselben bis auf eine verrammelten.

Ein Theil der Schwarzen war nach der Zerstörung des Daches auf dem Gesims der Außenwände sitzen geblieben, und schien, von oben herabschauend, sich an dem Schauspiel der Jagd des gedemüthigten Gebieters belustigt zu haben.

„Wo hast Du die Schweine?“ schrieen einige der wilden Rotte von ihrem Schaugerüst herab.

„Wo hast Du den übrigen Arac? fügten Andere hinzu.

„Fang' uns die Schweine, oder wir schlachten Dein Kind vor Deinen Augen!“ riefen wieder andere.

„O Gott!“ ächzte Cleary für sich — „wie elend bin ich — wie elend durch den Verrath eines Knaben, den ich wie einen Sohn hielt!“

„Vorwärts, thue wie Dir befohlen!“ herrschten seine Peiniger ihn an.

„Habt Erbarmen mit mir!“ stöhnte der Verzweifelnde. „Ich bin allein, alle meine Leute sind entflohen, ich vermag Euch das Vieh nicht zu greifen. Kommt herunter, nehmt Euch Alles, was ich besitze, allen Arac, allen Rum, alles Vieh aus meinen Ställen; nur gebt mir mein Kind und laßt mich gehen!“

„Ha, Du hinterlistiger Weißer!“ brüllte Einer der Neger. „Du willst uns unsere Geißel ablocken und uns herausfordern aus unserer Veste und dann mit Deinen Vögten aus dem Hinterhalte über uns herfallen. — He? Habe ich Dich durchschaut?“

„Nein, nein!“ schrie Cleary. „Beim heiligen Gott schwöre ich Euch, ich habe keine Vögte mehr! Keine Hinterlist droht Euch! Schickt Einige heraus und laßt Haus und Hof durchsuchen, ich will mich selbst in Euere Gewalt übergeben, bis Eure Späher zurückkommen!“

„Traut ihm nicht!“ vernahm Cleary die Stimme Janita's aus dem Schuppen heraufkreischend. „Sein Weib ist bereits aus und holt die Miliz, und der Pfaffe hat mir schon mit Folter und Scheiterhaufen gedroht.“

„Ha! Die Miliz wird zu thun haben, wenn sie kommt, um alle die Scheiterhaufen zu löschen, auf denen unsere Peiniger brennen sollen,“ brüllte ein Neger, in die Ferne deutend. „Seht ihr da — da — überall!“

Cleary blickte empor und sah den Himmel von allen Seiten mit dicken Rauchwolken bedeckt.

Ein furchtbares Grausen ergriff seine Seele. Er erkannte, daß der Aufruhr allgemein und urplötzlich in dieser ganzen Gegend ausgebrochen sei, und daß er und sein Kind von aller menschlichen Hülfe rettungslos abgeschnitten seien.

Ein Neger schien seine Gedanken errathen zu haben.

„Ja, ja,“ sagte er. „Du bist ganz unserer Gnade anheimgegeben. Wir sind jetzt freie Männer und werden nach dem Norden gehen, wo wir Bürger des Staats und keine Sklaven sind, vorher aber wollen wir Euch heimzahlen, die Ihr uns so lange gequält

habt. — Danke Gott, daß Rogue nicht hier ist, wäre er hier, so wärst Du und Dein Kind nicht mehr am Leben."

Fanny's immer schwächeres Jammern schien ihn zu fragen:

„Vater, warum machst Du unserer Marter und unserem Leben nicht ein schnelles Ende?"

Schon drängte ihn die Verzweiflung zu dem schrecklichen Gedanken, einen Feuerbrand in dieses Schlangennest zu werfen und sich in dessen Gluth zu begraben; da hob der Vorredner der Schwarzen an, welcher sich reitend auf das Sparrenwerk des Giebels niedergesetzt hatte:

„Höre, Du weißer Henker, wir könnten Dich tödten, wenn wir wollten, und das würde, wie gesagt, schon geschehen sein, wenn Rogue hier wäre; aber wir wollen das nicht, sondern wollen einen Vergleich mit Dir abschließen: Du lieferst uns alle Deine Feuergewehre und das Pulver aus, und wir geben Dir Dein Kind zurück."

„Gott soll mein Zeuge sein, das will ich!" rief Cleary, die Finger seiner Rechten zum Schwur erhebend, während seine Brust von neuer Lebenshoffnung aufathmete.

„So geh'!" brüllte der Neger herunter. Bringe Deine Waffen; aber fehlt auch nur ein Stück davon, so ist Dein Kind verloren!"

„Alles, was ich besitze, soll Euer sein," betheuerte Cleary.

Er eilte in sein Haus, um alle seine Vertheidigungsmittel seinen Feinden auszuantworten.

Sein erster Blick, als er die Schwelle betrat, fiel auf Miß Snobbs, die im ängstlichen Gespräch mit einem Fremden begriffen war. —

Auf seinen fragenden Blick erklärte sie ihm:

„Es ist ein Bote von Sanders. Er mahnt Sie zur eiligen Flucht, denn auf dreizehn Plantagen ist der Aufruhr ausgebrochen und droht so riesige Dimensionen anzunehmen, daß mit dem Militair, welches sich in der Nähe befindet, wenig auszurichten sein wird."

„Der Aufruhr ist ein völlig organisirter," fügte der Bote hinzu; „er scheint geleitet zu werden von einem Quadroonen, der ein entlaufener Sklave des Kriegsministers ist, und von einem gewissen Rogue, einem ihrer Sklaven. Ich bitte Sie also dringend, dem Rathe des Mr. Sanders zu folgen."

„Bleiben Sie noch zehn Minuten lang hier," bat Cleary. Ich eile, um mein Kind zu befreien, und fliehe dann mit Ihnen."

Er stürzte davon, eilte in sein Zimmer, belud sich mit seinen Flinten und seinem Pulvervorrathe, und keuchte, unter seiner Bürde fast erliegend, dem harrenden Haufen zu, der jetzt fast insgesammt: Männer, Weiber und Kinder, die Giebel und das Gesims erklommen hatte, und dem verzweifelnden Träger entgegenstarrte.

„Er kommt! Er kommt, der Narr!" brüllte das wilde Volk.

Einer nach dem Andern verließ seinen Sitz und glitt in den innern Raum des halb abgetragenen Gebäudes hinab.

„Er kommt und bringt uns seine Flinten, seine Büchsen, seine Pistolen, sein Pulver!“

Mit größter Emsigkeit wurden jetzt die Versperrungen der Oeffnungen durchbrochen, und Cleary stand in der Mitte der jauchzenden Wüthriche, die ihm eine Waffe nach der andern aus den Händen und von den Schultern rissen und, in das Pulver und Blei sich theilend, frohlockend mit ihrem Raube umhertanzten.

„Ich habe Euch mein Wort gehalten,“ rief Cleary, „jetzt haltet mir das Eurige: gebt mir mein Kind und laßt mich ziehen.“

Ein schallendes Gelächter antwortete ihm.

„Du weißer Narr!“ brüllte ein hohnlachender Neger ihn an. „Hast Du noch nicht gewußt, wie Deine Cumpane Wort halten, wenn sie mit den Schwarzen handeln auf Guinea? — Wir haben von Euch gelernt, wie es bei Euch Sitte ist, Wort zu halten, und Du sollst es von uns lernen!“

In dem Augenblicke fühlte Cleary sich von hinten ergriffen. Er ward niedergeschleudert, ein Neger riß ihm das Tuch vom Halse und knüpfte ihm die Hände zusammen, ein zweiter fesselte ihm mit seinem Schnupftuche die Füße, und triumphirend schleppten die Ungeheuer ihr Opfer auf einen freien Platz vor der Hütte.

„Was wollt Ihr mit ihm beginnen?“ schrie Janita.

Fanny auf dem Arm haltend, die, schon heiser von ihrem Hilfeschrei, mit unverständlichem Jammerlaut ihre Arme nach dem gebundenen Vater ausstreckte, stürzte sie auch aus dem Hause heraus, die Gruppe der Neger durchbrechend.

„Was wir mit ihm beginnen wollen?“ erwiderte der wilde, schwarze Wortführer. „Unsere Fahne wollen wir färben mit seinem Blute! — Gebt ein Messer her, wer hat ein Messer?“

„Was brauchen wir Messer?“ brüllte ein Anderer. „Haben wir denn schon unsere Gewehre versucht? — Bindet ihn dort an den Pfahl! Er soll unser Ziel sein auf hundert und fünfzig Schritt!“

„Laßt ihn, laßt ihn!“ ermahnte Janita in einer Anwandlung von Dankbarkeitsgefühl. „Haltet ihn fest, aber mordet ihn nicht. Er hat uns kein Leides gethan!“

„Kein Leides?“ schrie der Eine. „Hat er mich nicht foltern lassen, und Deinen Rogue und Andere? und hat er uns nicht an Klötze schließen lassen?“

„Aber gemordet hat er Euch doch nicht!“ schrie Janita. „Hat er nicht Noddy wie seinen Sohn gehalten und das Kind Massah Edward's ebenfalls?“

„Gut, so soll er leben!“ donnerte die Schaar. — „Aber einen

Klotz soll er schleppen, bis unser Führer kommen wird, Gericht zu halten über ihn. — Bringt einen Klotz her, so schwer wie der, den Rogue getragen hat."

Der Klotz wurde gebracht und an Cleary's Fuße befestigt.

„Nun komm mit, Jäger, nun sollst Du Schweine jagen," schrie der Eine, Cleary mit sich schleifend.

Ein Anderer aber riß ihn wieder zurück und brüllte:

„Nein, der Arac geht vor! — Kommt, er soll uns die Keller aufschließen!"

Zusammensinkend unter der Last seines Elends, und durch die Stöße der Neger zu einem schwankenden Gang gezwungen, stolperte der Unglückliche vorwärts.

Der Anblick der Rum- und Arac-Tonnen begeisterte die Schwarzen. Unter ihren Schlägen zersprangen die Reifen einiger Fässer, und im Augenblick fing der Keller an, einem unterirdischen Teiche zu gleichen.

Jauchzend warfen sich die Schwarzen nieder, tauchten unter und löschten mit gewaltigen Zügen ihren viehischen Durst, während die Weiber ein Schwein nach dem andern fingen und metzelnd Anstalten zu dem bevorstehenden Nachtfeste trafen.

Endlich war die erste Gier der Durstigen gestillt, und nun begannen sie, die Fässer dem großen Feuer entgegen zu rollen, welches, durch das Holz der zerstörten Hütte genährt, weit und breit die schaurige Abendscene beleuchtete. Dem kommenden Haufen voran schritt der Wortführer mit dem Gebrüll:

„Ich bringe die Fahne! Ich bringe die Freiheitsfahne!"

Er schwang eine in Cleary's Wohnung gefundene weiße Decke über seinem Haupt.

„Da kommen sie mit dem Rum und mit der Siegesfahne!" kreischten die Weiber. — „Aber eine Inschrift muß die Fahne haben, der Name unsers Feldherrn muß darauf stehen!"

„Hier — Fanny kann schreiben!" schrieen Andere, „gebt her die Fahne, sie soll den Namen darauf schreiben. — Hier, Du weiße Tochter eines Sklavenzüchters, Du sollst nicht vergebens die Milch einer Schwarzen getrunken haben und mit dem Stempel der Neger gekennzeichnet sein! — Hier, tauche Deinen Finger in das Schweineblut und schreib auf die Fahne: „Edward und Freiheit!"

„Edward und Freiheit!" jauchzte der rasende Troß.

Die Decke ward ausgebreitet, Fanny's Hand in das rauchende Blut getaucht, und mit Entzücken folgten die Augen der Ungeheuer den blutrothen Zügen, welche der Finger des zitternden Kindes auf der Leinewand höchst unleserlich zurückließ.

„Größer, größer!" schrie einer der Rädelsführer.

Ein Anderer sprach die Besorgniß aus, die Schrift möchte,

wenn sie auch noch so groß ausfiele, bei Nacht doch nicht zu lesen sein.

„Er hat Recht!“ schrie ein Dritter. „Laßt die Weiße mit glühenden Kohlen schreiben! — Hier faß an!“

Er riß eine funkelndrothe Kohle aus dem Scheiterhaufen und drückte sie in des Kindes Hand.

Da überstieg Cleary's Vaterschmerz den Zwang seiner Fassung. Fanny's Wehgeschrei waffnete seinen gesunkenen Muth; er ergriff einen gewaltigen Feuerbrand und ließ ihn auf das Antlitz des Gewaltthäters herabsausen; derselbe bedeckte schnell sein Gesicht mit beiden Händen, indem er in das Geschrei ausbrach:

„Meine Augen, meine Augen! — Ich bin blind!“

„Jetzt muß er sterben!“ brüllte die Menge um Cleary her und riß ihn nieder.

„Vater, mein Vater!“ schrie Fanny.

Einige der Neger hatten Cleary ergriffen, und hoben ihn empor, um ihn auf den Scheiterhaufen zu werfen.

Da aber erschallt plötzlich eine bis dahin noch nicht gehörte Stimme in der Nähe:

„Ungeheuer, was treibt Ihr hier?“

Zugleich trat eine hohe Gestalt in den Kreis, der sich um Cleary gebildet hette.

Alle Neger starrten sprachlos die überraschende Erscheinung an, und auch Cleary, obgleich fast dem Tode nahe, richtete seine Augen hoffnungsvoll empor. Doch entmuthigt von dem düstern, gebieterischen Aussehn des Jünglings, der vor ihm stand, unversöhnlichen Haß in seinen Mienen, ließ er das Auge wieder sinken.

Der Fremde trug einen Degen an der Seite und Messer und Pistolen im Gürtel; ein Hut mit einer Feder war tief in sein Gesicht gedrückt, und um seine Schultern hing ein weiter Mantel. Er sah mit seinem finstern Blicke und in dieser Rüstung nicht eben ermuthigend aus, doch Fanny sah im Scheine des Feuers neben ihm stehend den Negerknaben.

In ihrem Auge fing an ein Hoffnungsstrahl zu glänzen und ihrer Brust entfloh der Freudenschrei:

„Noddy!“

„Noddy!“ jauchzte auch Janita und drückte den Knaben an ihr Herz. „Noddy, unser schlauer Spion, Du bist zwar kein reines Niggerblut, aber Du bist der schlaueste Bursche in ganz Kentucky!“

„Edward, unser Anführer!“ jubelte die Menge, vom Aracrausch und der wilden Freude trunken.

Das Uebermaaß des Entzückens auszudrücken, lagerten sie um das Feuer herum und ließen die Luft von Freudenschüssen erdröhnen.

„Jetzt wird's ein Blutgericht geben!“ schrieen Mehrere. — „Jetzt werdet Ihr sehen, wie ein Sklavenzüchter verbrannt wird. — Es lebe Edward, der Befreier der Nigger!“

„Schnell bringe ihn in Sicherheit, ehe die Blutlust der Trunkenen sich noch höher steigert,“ flüsterte Edward dem Negerknaben zu.

„Hast Du ein Messer?“ fragte Noddy in leisem Tone Janita.

„Hier ist es, was willst Du machen?“

„Gieb her!“

Er nahm das Messer, und in weniger als einer Minute waren die Fesseln Cleary's durchschnitten.

Zugleich schwang der Knabe Fanny, welche die Negerin einen Augenblick unbewacht ließ, auf seinen Arm, riß Cleary, der betäubt, fast unfähig war, sich zu erheben, vom Boden auf und zog ihn mit sich fort.

„Wohin, Noddy? — Wohin?“ schrie ein Neger, ihm den Weg vertretend.

„Er nimmt uns unsere Gefangenen fort!“ brüllten Andere, „unsere Geißeln! — Wohin, Noddy, mit unseren Gefangenen?“

„Er sperrt sie in den Keller, bis Rogue kommt, der sein Haupt-Ankläger ist,“ antwortete Edward. „Zurück da, — daß Keiner ihm folgt, ich befehle es!“

Edward's gebieterische Miene und sein entschiedenes Auftreten machte solchen Eindruck auf die Schwarzen, daß ihm Niemand zu widersprechen wagte.

„Bleibt hier beim Feuer!“ fuhr er fort, und bereitet das Mahl und schmückt Euch, um Eure siegreichen Brüder zu begeistern, die sich hier aus dem ganzen Staat versammeln werden!“

Ein wildverworrener Stimmenlärm ließ sich vernehmen, aus dem nur die Worte verständlich waren:

„Edward — siegreiche Brüder!“

Der Lärm donnerte hinter Noddy her, welcher mit jedem Schritte, der den Raum zwischen ihm und den Negern erweiterte, stärker auszuschreiten begann, und jetzt, da er dem Bereich ihrer Schritte entkommen war, von seinem Pfade abwich und, statt nach dem Hause zu gehen, den Weg nach dem Garten einschlug.

Fanny hatte ihre Arme um seinen Nacken geschlungen, und Cleary, mehr fortgerissen, als selbständig gehend, taumelte, unempfindlich für die Schrecken der Furcht, wie für die freudigen Mahnungen der Hoffnung, hinter seinem Retter her.

Sie erreichten die Stelle, wo Noddy das große Boot befestigt hatte, das er, längst diese Katastrophe ahnend, und die Rettung seines Wohlthäters vorbereitend, mit so vieler Anstrengung den Fluß hinaufgezogen hatte.

Noddy hob erst Cleary, dann Fanny hinein. Er selbst aber blieb am Ufer.

„Warten Sie noch eine Weile auf mich," sagte er, „ich bin gleich wieder bei Ihnen."

Er entfernte sich einige Schritte vom Ufer, nahm aus einem Gebüsch einen Spaten und grub an einer Stelle in der Erde, aus welcher er eine schwere Kiste hervorhob, dann auf einer andern Stelle eben so und auf einer dritten Stelle wieder. Mit aller Kraftanstrengung hob er die drei Kisten in das Boot.

„Es sind Ihre Goldbarren, Mr. Cleary," erklärte er. „Ich brachte sie in Ihrer Abwesenheit in Sicherheit."

Mr. Cleary schien von Allem, was mit ihm vorging, kein Bewußtsein zu haben, stumpf blickte er vor sich hin.

Noddy stieß das Boot ab, und der Strom ergriff das Fahrzeug, welches, wie im pfeilschnellen Lauf, in dem abschüssigen Wogenbette dahinflog.

Immer dumpfer, immer unvernehmbarer ward das Wogengetöse, immer matter leuchtete die glühende Wolke, welche im Rücken der Flüchtlinge am schwarzen Nachthimmel aufstieg auf dem Wasserspiegel wieder, den das fliegende Boot durchschnitt.

Erst jetzt erwachte Cleary zum Bewußtsein seines Daseins und seiner und seines Kindes Rettung.

„Noddy, Noddy!" ächzte er.

Ein Thränenstrom entstürzte seinen Augen; er konnte nicht reden und umfaßte und drückte den Knaben mit einer Innigkeit an sein Herz, welche mehr und deutlicher sprachen, als es Worte vermocht hätten.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Die Rivalinnen.

Es war am Morgen nach dem Maskenballe in ganz früher Stunde, als unter der Ulmenpromenade am Nordende der Stadt Richmond zwei Männer auf- und abpromenirten; Beide gleich niedergeschlagen und mißmüthig, trotz dessen aber im angelegentlichen Gespräch begriffen.

Es waren Conover und George Borton, die Spione der Unionsarmee.

„Es war ein verwünschter Zufall,“ sagte der Erstere eben, „der diese Spionin, die Belle Boyd, in unsere Nähe brachte.“

„Das war das größte Unglück nicht,“ entgegnete Borton, „sondern der Umstand, daß ich gezwungen war, für Frederic Seward zu bürgen.

„Sie haben die Gefahr, die für Sie daraus erwuchs, zu gering angeschlagen.“

„Das nicht. Ich wußte, daß in der Nähe der Personen, unter welchen wir uns befanden, meine Handlungsweise eine sehr gewagte sei, aber ich war Frederic Seward zu dieser Freundschaft verpflichtet; ich sah ihn bedroht und fand kein anderes Mittel als für ihn einzutreten.“

„Sie sind jetzt unter keiner Verkleidung für die Dauer in Richmond sicher, denn die Polizei wird alle ihre Angeln auswerfen nach Ihnen und Ihrem Freunde.“

„Das ist es nicht, was mich niedergeschlagen macht, einer persönlichen Gefahr bin ich nie ausgewichen, allein daß ich dem Vaterlande nicht mehr die Dienste leisten kann, die ich ihm in meiner Verkleidung leistete, das schmerzt mich. Selbst wenn ich jetzt entkäme, so dürfte ich doch nicht wagen, je wieder einen Schritt ins feindliche Lager zu thun.“

„Das ist allerdings eine nothwendige Folge, aber unsere nächste Sorge muß doch die für Ihre Rettung sein. Sie haben Pässe auf den Namen Borton und Parker, dieselben werden Ihnen leider nichts helfen, unsere Grenze zu überschreiten, oder auch nur die Thore dieser Stadt zu verlassen.“

„Ich weiß es, indessen ich hoffe, für Frederic und mich andere Pässe beschaffen zu können.“

„Unmöglich. Es ist Niemand in Richmond, dem Sie sich anvertrauen könnten, nachdem die Entdeckung im Ritterhause ruchbar geworden ist.“

„Aber das Ereigniß wird erst im Laufe des Tages bekannt werden, und bis dahin kann viel geschehen. — Doch jetzt entschuldigen Sie mich, Mr. Conover, ich sehe dort den Wagen von Miß Jenny Davis. Verlassen Sie mich, es ist meine Pflicht mich von ihr zu verabschieden.“

George reichte Conover die Hand, welche dieser an seine Lippen führte, worauf er sich kopfschüttelnd und mit sorgenvoller Miene abwandte.

Der Jüngling ging mit raschen Schritten dem Wagen, der langsam daher fuhr, entgegen. Er hatte richtig vermuthet, es saß nur Miß Davis darin.

Der Wagen war verschlossen, nur die Vorhänge an den Wagenfenstern ein wenig zur Seite geschoben. Als George sich näherte,

erblickte er das knochige Gesicht der Tochter des Präsidenten, welche hinausblickte. Sie gab sofort dem Kutscher ein Zeichen zu halten.

„Steigen Sie ein, Mr. Parker," rief sie dem Jüngling zu, und eine Röthe der Freude strahlte auf ihrem Antlitz.

George folgte der Aufforderung und begrüßte Miß Davis, indem er ihre Hand an seine Lippen führte.

„Ich danke Ihnen," sagte er, „daß Sie meiner Bitte nachgegeben haben. Ich werde die Pflicht der Dankbarkeit nie gegen Sie vergessen, Miß, und hoffe, daß ich nicht Gelegenheit haben werde, einst Ihnen davon einen Beweis zu geben."

Während er noch so sprach, hörte er plötzlich draußen von einer hellen Stimme die Worte:

Er ist es! — Bei Gott, er ist es!"

George wandte sich um und sah Belle Boyd's Antlitz draußen am Fenster.

„Lassen Sie uns eilen, schnell vorwärts!" rief er zu Miß Davis gewandt.

Diese gab ihrem Kutscher ein Zeichen, und der Wagen rollte davon.

Erst als sie die Ulmen-Promenade weit hinter sich gelassen hatten, athmete George Borton auf und fand die Fassung, die Frage zu thun:

„Sie erhielten also meinen Brief, Miß?"

„Ganz früh, als ich noch im Bette lag, Sir."

„Und . . ."

„Nun, können Sie zweifeln, Mr. Parker, daß ich einen Augenblick zaudern würde, Ihnen gefällig zu sein, Sie wissen ja . . ."

Sie blickte ein wenig verschämt vor sich nieder. George ergriff ihre Hand, welche sie ihm nicht entzog, und drückte dieselbe leise.

Einige Worte der Zärtlichkeit, welche er hervorstammelte, und welche nur sehr gezwungen über seine Lippen kamen, hatten aber doch die Wirkung, daß Miß Davis ihr Haupt seufzend an seine Schulter lehnte, und als er mit seinen Lippen ihr Stirn berührte, ihn mit ihren Armen umschlang.

„Du liebst mich wirklich?" flüsterte sie.

George antwortete nicht, sondern drückte einen Kuß auf ihre schmachtenden, halbgeöffneten Lippen. Es war ein Glück für sie, daß sie ihre Augen geschlossen hatte, sie hätte zu diesem Beweise seiner Liebe in seinen Mienen sonst ein Commentar gelesen, der zu deutlich war, um sie einen Augenblick in Zweifel lassen zu können, daß der Jüngling nur mit grenzenlosem Widerwillen die Rolle eines Geliebten spielte, daß seine Gefühle sich sträubten und nur dem Druck der äußersten Nothwendigkeit nachgaben.

George kürzte den Austausch der Zärtlichkeiten nach Möglichkeit ab und sagte dann:

„Du erfülltest also meine Bitte?“

„Ich schickte sofort dem Untersekretair meines Vaters ein Billet, worin ich ihn ersuchte, mir die Pässe auszufertigen, um welche Du mich batest.“

„Die drei Pässe?“

„Ja, die drei Pässe, die für die beiden Aerzte, Mr. Seymoon und Willies und für Miß Willies, der Schwester des Letzteren.“

„Ich danke Dir, Jenny, und werde Dir diesen Dienst lohnen!“

„Lohne ihn mir mit Deiner Liebe, mehr will ich nicht. Ich kann nun einmal nicht anders, als Dich lieben; obwohl Du noch keine Stelle im Senat oder sonst irgend einen einflußreichen Posten hast, setze ich mich doch über den Unterschied unseres Ranges hinweg. Solltest Du mich später nicht heirathen können, nun so habe ich doch die schöne Erinnerung an unsere Liebe. — Aber,“ — unterbrach sie sich, „mir ist bei den Signalements, die Du mir schriebst, um sie in die Pässe aufzunehmeu, aufgefallen, daß das Signalement des Mr. Seymoon mit dem Deinigen ziemlich gut zusammenstimmt. Du willst doch nicht unter falschem Namen abreisen?“

„Nein, Jenny,“ versetzte Borton, „mein Freund Seymoon sieht mir nur außerordentlich ähnlich. — Hast Du die Pässe da?“

„Hier sind sie.“

George nahm die Pässe in Empfang.

Da er nun keinen Grund mehr hatte, das tête-à-tête zu verlängern, machte er den Vorschlag, heim zu fahren. Nachdem Miß Davis vor dem Portal ihres Palais ausgestiegen war, fuhr der Wagen George Borton vor das Haus der Miß Brown.

Miß Emmy Brown hatte diesen Morgen eine freudige Ueberraschung gehabt, denn sie hatte die Freundin ihres Herzens, ihre theure Esther, wiedergefunden. Conover und Borton waren mit ihr glücklich aus dem Park des Ritterhauses hinausgelangt und hatten sie hierher begleitet.

Emmy's niedergedrücktes Herz richtete sich im Arm der Freundin wieder zu neuen Lebensmuth auf. Die Nachricht von Esther's Freilassung, welche Emmy ihr mit Thränen in den Augen gab, machte bei Weitem nicht den freudigen Eindruck auf jene, wie sie erwartet hatte; vielmehr blickte sie Emmy vorwurfsvoll, ja fast zornig an.

„Du hast mir ein Opfer gebracht, Emmy, — sprich, ist es nicht so?“

Emmy zauderte zu antworten, da sie aber Esther's dunkles Auge auf sich gerichtet sah, sagte sie, sich entschuldigend:

„Ich glaubte Deine Freiheit, Dein Leben in Gefahr . . .“

„Und hatte ich Dich nicht gebeten, Emmy, ihnen nichts zu bewilligen? Vergaßest Du meine Warnung, meine Bitte? — Sieh, jetzt bist Du ein unglückliches Geschöpf, Emmy, und ich bin um nichts besser daran, als damals. Wie soll mich die Freiheit erfreuen, wenn ich Dich in Ketten sehe, die unzerreißbarer sind, als die meinigen waren!"

„Sprich nicht so, Esther, Du wirst Deinen Geliebten wieder finden und wirst mit ihm glücklich sein! —"

„Und Du?... Du willst diesem verhaßten Berckley Dein Leben und Dein Vermögen zum Opfer bringen! — Nein, Emmy, so wahr ich lebe, das soll nicht geschehen. Du sollst dem Manne, den Du liebst, nicht entsagen, Du sollst mich nicht beschämen, ich werde Dir zeigen, daß auch ich für Dich zu handeln im Stande bin. — Beim Himmel, ich schwöre es, Du wirst nimmermehr Berkley's Gattin."

„Ich habe den Contract unterschrieben, Esther..."

„Ich weiß es — aber meine Hand wird den Contract zerreißen. — Muth, Emmy, auch die Sonne Deines Glückes wird wieder in vollem Glanze strahlen, und erst dann werde ich des meinigen froh sein können!"

Emmy schüttelte schwermüthig das Haupt. Thränen flossen über ihre Wangen, und Kummer, unendlicher Kummer lag auf ihren Zügen.

Esther öffnete wieder die Lippen zum Sprechen, als ein Klopfen an der Thür sie unterbrach.

Ohne erst die Aufforderung, einzutreten, abzuwarten, stürzte die Mulattin, die Kammerfrau der jungen Dame, herein, ein Zettelchen in der Hand haltend. Ihre Züge drückten so viel Erstaunen, Ueberraschung, Aufregung aus, daß die beiden jungen Mädchen sie besorgt anblickten. Ihre Lippen und jeder Muskel ihres Gesichts bewegten sich lebhaft, aber sie konnte kein Wort hervorbringen.

„Was ist Dir, Margot? — Was hast Du?" fragte Emmy sanft.

Die Mulattin stürzte auf sie zu, erfaßte ihre Hand und küßte sie und dann legte sie den Zettel in dieselbe, während ihre ausdrucksvollen Augen erwartend an den Zügen ihrer Herrin hingen.

Emmy's bleiches Antlitz überzog sich mit dem Hauch des Morgenroths, als sie die Worte, welche auf dem Zettel standen, gelesen hatte. Ihre Hand zitterte und sie vermochte eben so wenig zu sprechen, als Margot. Das thränenfeuchte Antlitz abwendend, gab sie ihrer Freundin das Blatt.

Es standen nur die Worte darauf:

„Frederic Seward bittet um eine Unterredung."

„Frederic Seward!" wiederholte Esther, „der Geliebte ist da,

und Du fliegst ihm nicht entgegen? Du kannst eine Minute verlieren, den Mann zu umarmen, den Du heiß und innig liebst, nach dem Du Dich so lange und so heiß gesehnt hast? — Geh, Margot, rufe ihn —"

„Nein, nein!" unterbrach sie Emmy. „Ich kann ihn nicht sehen, ich will es ihm schreiben!"

„Thörigtes Kind!" versetzte Esther. „Was willst Du ihm schreiben?"

„Meinen Abschied..."

„Kein Wort davon, Emmy, bei meiner Liebe zu Dir beschwöre ich Dich, an den albernen Contract, den Du unterschrieben hast, nicht mehr zu denken. — Rufe ihn herein, Morgot — ich gehe und lasse Euch allein."

Frederic war mit dem Vorsatze gekommen, Emmy ein offenes Geständniß seiner Untreue abzulegen. Die Liebe zu der schönen Quadroone hatte das Andenken Emmy's in seinem Herzen, wenn auch nicht ausgelöscht, so doch zum nebelhaften Schattenbild in den Hintergrund gedrängt. Die Gluth der Leidenschaft jener Sklavin hatte das milde Licht, den sanften Schimmer der Liebe zu der ersten Geliebten verdüstert. Er wollte ihr dies Bekenntniß ablegen, er wollte ihr sagen, daß er tiefinnige, freundschaftliche Empfindungen für sie hege, daß aber seine Liebe fortan nur für Esther glühe —.

Das war sein Vorsatz, wie aber führte er ihn aus?...

Emmy erwartete ihn in einem einfachen weißen Morgenkleide auf dem Sopha.

Sie war schön — namenlos schön in ihrer Einfachheit und Unschuld. — Welcher Zauber lag auf dieser holden Gestalt. Wie verführerisch wirkte ihr Liebreiz und ihre Anmuth. Sie war keine Juno von Gestalt, und doch war göttliches Ebenmaaß und Vollendung in ihren Formen, üppiges Haar umfloß das schön geformte Oval ihres bleichen Antlitzes, auf welchem die Züge der Milde und Wehmuth mit der Gefühlstiefe auf's Innigste verschmolzen waren. Ihr blaues Auge blickte so sanft und doch so gluthvoll, daß ein poetisches Gemüth am Herzen dieses Mädchens einen Himmel reinster Glückseligkeit finden mußte.

Frederic's Schritt stockte, als er über die Schwelle trat, er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, gleichsam, um seine Erinnerungen zu sammeln, und seine Erinnerungen zauberten ihm die Zeit vor die Seele, da er kein höheres Glück träumte, als von diesem Mädchen geliebt zu sein, dies Mädchen sein eigen nennen zu können. — O, wie war es möglich, daß ein Bild wie dies, ihm jemals hatte in Vergessenheit kommen können?

„Sie ist ein Engel!" murmelte er.

Und als sie sich schmerzvoll erhob, um ihn zu begrüßen, da konnte er dem Zauber ihrer Schönheit und ihres Liebreizes nicht mehr widerstehen, er preßte sie in seine Arme und drückte selige Küsse auf ihre Lippen, und in seinem Herzen erhob sich laut eine Stimme, die ihm zurief: Wie konntest Du, Undankbarer, einen solchen Engel auch nur einen Augenblick vergessen!

Emmy wehrte ihm nicht, ach, das Glück seiner Umarmung, sie sollte es nicht mehr lange genießen dürfen, sie sollte ihn ja von sich weisen, um ein Leben ohne Liebe an der Seite eines Verhaßten hinzuschmachten.

Frederic zog sie zu sich auf das Sopha nieder. Wie sollte er Worte finden, ihr seine Leidenschaft für Esther zu gestehen?

Emmy überhob ihn der Verlegenheit, zuerst zu sprechen. Zagend und schluchzend begann sie:

„Frederic, Du bist hoffentlich überzeugt, daß ich Dich stets wahr und innig geliebt habe?"

„Oh, Emmy, so wie Du überzeugt sein kannst, daß ich in Ewigkeit nicht aufhören werde, Dich anzubeten."

„Sprich nicht so, Frederic, Du machst mir dadurch die Trennung nur um so schwerer."

„Die Trennung, Geliebte?"

Emmy brach laut schluchzend in Thränen aus, sie drückte ihre Hände vor's Gesicht, ihr Busen zuckte krampfhaft.

„Emmy, Theure, was hast Du, o Himmel, was ist geschehen, — habe ich Dich gekränkt? — Sprich, Emmy, ich bin in Todesangst, o nur ein Wort, Geliebte!"

Sie drückte sanft seine Hand, indem sie das Haupt schüttelte.

„Wir müssen uns trennen, Frederic!"

Frederic sank vor ihr auf die Knie.

„So weißt Du bereits, was ich Dir sagen wollte?" rief er mit Leidenschaft. „Ich habe Dich beleidigt, gekränkt, Du bist edel und gut und willst mich frei geben; aber bei meinem Leben, Emmy, ich gehöre Dir und werde ewig nur Dir gehören. Der Hauch einer wahren Liebe, der mich in Deiner Nähe anweht, hat schnell die Gluth der Leidenschaft für eine Andere ausgelöscht. — Du verzeihst mir, Emmy?"

„Ich weiß nicht, Frederic, von was Du sprichst, ich verstehe Dich nicht, ich entsage Dir und Deiner Liebe aus keinem anderen Grunde, als weil ich mich verpflichtet habe, einen andern Mann zu heirathen."

Frederic fuhr empor. War schon durch den bloßen Anblick seiner Geliebten die alte Liebe in sein Herz zurückgekehrt, so wurde sie jetzt bei der Gefahr, sie zu verlieren, stärker denn je. Die Dinge in der Welt werden dem Menschen desto begehrenswerther, je un-

erreichbarer sie ihm sind, auch die Liebe hält tausendmal fester an dem Gegenstande, den sie in jedem Augenblick verlieren kann, als an der leichten und sicheren Eroberung. Frederic erblaßte. Was ihm vor einer Minute noch eine sehr willkommene Nachricht gewesen wäre, verursachte ihm jetzt namenlosen Schrecken.

„Unmöglich!“ rief er; „das kannst Du nicht gethan haben, Emmy!“

„Ich habe es thun müssen,“ antwortete sie seufzend. — „Glaube mir, Frederic, es hat mir einen schweren Kampf gekostet, und noch jetzt, diesen Augenblick . . . .“

Schluchzen unterbrach ihre Stimme, sie konnte nicht vollenden.

Frederic stürzte zu ihren Füßen und bedeckte ihre Hand mit Küssen.

„Geh, geh!“ flüsterte sie, — „ich kann, ich darf Dich nicht wiedersehen!“

In diesem Augenblick fuhr eine Karosse auf die Rampe.

„Ich bleibe, Emmy, bis ich von Dir höre, daß Du mich liebst, daß Du mir verzeihst, und daß Du mich nicht von Dir stößest!“ rief Frederic mit Leidenschaft. „Ich will lieber hundert Mal in den Tod gehen, ehe ich Dir entsage.“

Ein gellender Schrei erscholl von der Portiere des Nebengemaches — ein schwerer Fall, dann war Alles still.

Frederic wandte sich um, ein Mädchen lag leblos am Boden. Er eilte hinzu, ihr beizustehen, aber er prallte zurück, als er ihr ins Antlitz blickte und Esther erkannte.

„Esther! Thuere Schwester, was ist Dir?“ rief Emmy bestürzt aufspringend.

„Sie ist Deine Freundin?“ sagte Frederic.

„Das Theuerste, was ich noch auf der Welt besitze, ist sie mir,“ rief Emmy. „O Gott, sie stirbt — Margot, Margot, hilf ihr!“

Sie knieete neben die Leblose nieder, während Morgot ihre Schläfen mit Essenzen rieb. Frederic starrte, wie Marmor so bleich und regungslos, auf die Gruppe.

Nach und nach kam Esther zu sich. Wie aus einem Traume erwachend, öffnete sie mit einem schweren Seufzer die Augen, ihr Gesicht war todtenblaß. Ihr erster Blick fiel auf Emmy, und ihr Gesicht verklärte sich zu einem milden Lächeln.

„Er ist Dein Geliebter,“ flüsterte sie, „und wird Dir nie entsagen.“

Da traf ihr umherschweifender Blick auf Frederic Seward. Das Lächeln der Milde verschwand und tiefer Schmerz zuckte um ihre Lippen; ihr halb erwachtes Bewußtsein kehrte schnell zu voller Klarheit zurück, sie erhob sich von dem Sessel, auf welchen Margot

sie niedergelassen hatte, und trat zu ihrer Freundin, drückte sie in ihre Arme und seufzte wehmüthig.

„Er liebt Dich, Dich allein. — Ich wußte es nicht, Emmy. Sei glücklich und denke nicht mehr an mich."

Esther hatte ihre ganze Festigkeit und Stärke wieder gewonnen. Sie wandte sich um und schritt ins Nebenzimmer.

Emmy wollte ihr nacheilen; ihre Worte und die Art, wie sie dieselben sprach, hatten sie auf's Höchste beunruhigt; aber Margot hielt sie auf mit der Frage:

„Soll ich den fremden Gentleman hineinlassen?"

„Wen, Margot?" fragte Emmy.

„Den Gentleman, der soeben mit der Equipage der Miß Davis kam und Mr. Seward zu sprechen wünscht."

„Es ist George!" sagte Frederic, der jetzt erst die Kraft gewann zu sprechen und zu handeln. „Laß ihn kommen, Emmy, er ist mein Freund, und wie ich glaube, auch der Deine."

George aber hatte die Aufforderung, hinein zu kommen, nicht abgewartet. Er trat unangemeldet ein.

„Ich muß um Entschuldigung bitten," sagte er hastig, „aber es ist die höchste Gefahr für uns. Wir müssen fort, Frederic. Du weißt ohne Zweifel schon, daß ich Miß Esther hierher brachte. Benachrichtige sie, daß wir unverzüglich abreisen müssen. Ich habe Pässe für uns; noch können wir fort — später würden uns vielleicht die Pässe nichts mehr nützen."

Frederic schüttelte den Kopf.

„Ich gehe nicht eher weg," antwortete Frederic; „bevor ich von Emmy's Hand die Entscheidung meines Schicksals, Leben oder Tod, empfangen habe."

„Geh, geh!" rief Emmy abwehrend. „Sie liebt Dich, mache sie glücklich, ich darf Dich nicht besitzen!"

Als sie aber das Zimmer verlassen wollte, kam ihr Margot entgegen:

„Miß Esther ist eben fortgefahren und läßt Ihnen und diesem Gentleman Lebewohl sagen!"

Emmy stieß einen Schrei aus.

„Gerechter Gott, wo ist sie hin! — Ihr nach, Frederic, bringe sie zurück!"

„Du verstößest mich nicht, Emmy?"

„Fort, bringe sie zurück, ich beschöre Dich bei Deiner Liebe, Frederic, überlaß sie nicht sich selbst — nicht in diesem Augenblicke. Liebst Du mich, so eile, bringe sie zurück!"

Sie ging hinaus und verschloß die Thür hinter sich.

Frederic preßte die Hand an seine Stirn, und ächzend rief er:

„Ich muß gehorchen. — O, fürchterliches Geschick; ich liebte Beide, und Beide haben mich verstoßen!"

Ohne George anzusehen, dessen Auge theilnahmvoll auf ihm ruhte, schritt er zur Thür hinaus. Der Jüngling eilte ihm nach.

„Hier, Frederic, nimm die Pässe für Dich und sie. Findest Du sie, so säume nicht zu fliehen!"

Mechanisch nahm Frederic die Papiere und verließ das Haus. George wollte ihm auf dem Fuße folgen, allein, als er zufällig einen Blick durch das Fenster warf, sah er ein Frauenzimmer mit einigen Polizeibeamten über den Platz kommen, gerade auf das Haus zu. Schnell eilte er zurück.

„Verbergen Sie mich!" rief er der Kammerfrau zu, die ihn erstaunt ansah. „Schnell, oder ich bin verloren!"

Sie glotzte ihn betroffen an.

„Man sucht mich," fuhr Georg fort. „Die Spionin Belle Boyd und Polizeibeamten. Führen Sie mich in Miß Brown's Ankleidezimmer."

Als die Mulattin immer noch nicht recht zu begreifen schien, um was es sich handle, ergriff George sie beim Arme und zog sie mit sich fort. Das Ankleidezimmer der jungen Lady schloß sich hinter ihnen. Als Margot nach einer Weile wieder herauskam, drückten ihre Züge das höchste Erstaunen aus. Sie eilte zu ihrer Herrin, die in Thränen in ihrem Boudoir auf dem Sopha saß, und flüsterte ihr geheimnißvoll ins Ohr:

„Er ist ein Frauenzimmer, Miß Brown, ein Frauenzimmer!"

Noch ehe Miß Brown den Sinn ihrer Worte verstand, hörte sie im Vorzimmer mehrere Stimmen, die nach ihr fragten. Margot ging hinaus, um zu sehen, was es gäbe, es war Belle Boyd und ein Polizeibeamter.

„Wir wünschen Miß Brown zu sprechen," sagte die Erstere. „Wo ist sie?"

„Sie ist krank und kann Niemanden empfangen," antwortete die Mulattin.

„So sagen Sie ihr, daß ein Spion in ihrem Hause sei. Ich selbst sah ihn aussteigen, wir würden uns sonst nicht die Freiheit nehmen, dies Haus zu durchsuchen, so aber sind wir gezwungen. Führen Sie uns durch die Zimmer."

Sie fanden nichts als die Dienerschaft des Hauses; nur in einem Corridor begegnete ihnen eine Dame, den Schleier herabgelassen.

Margot stierte die Dame mit großen Augen an; um diesen Blick nicht verdächtig erscheinen zu lassen, sagte die Dame im Vorübergehen:

„Miß Brown ist in ihrem Boudoir?

„Ja, sie ist — ist unwohl,“ stotterte Morgot.

„Thut nichts, ich habe ihr nur wenige Worte zu sagen.“

Damit ging die Dame vorüber ins Boudoir, dort schlug sie den Schleier zurück, und Emmy sah zu ihrer Verwunderung das Gesicht des Spions George Borton.

„Ich danke Ihnen für meine Rettung, Miß Brown,“ sagte die Dame. Leben Sie wohl; mögen wir uns unter glücklicheren Verhältnissen wiedersehen!“

Neben der Loge des Portiers stand ein Polizeisergeant, welcher die Dame, als diese, ohne ihn zu beachten, vorüberging, ehrerbietig grüßte.

Sie — oder vielmehr George Borton — warf einen flüchtigen Blick auf den Mann, der seinen Hut lüftend und sich verneigend die Gelegenheit ergriff, sich vorzustellen.

„Sie erkennen mich nicht wieder, Miß? — Ich hatte eines Tages das Unglück, Sie in ihrer Häuslichkeit zu incommodiren im Hause Mr. Conovers, wissen Sie? — Ich bitte Sie, mir das nicht als Zudringlichkeit auslegen zu wollen, denn ich weiß, welche Rücksichten ein Gentleman einer Dame schuldig ist — ich hoffe, Mr. Conover hat Ihnen meine Entschuldigung hinterbracht.“

„George verneigte sich wohlwollend und schritt lächelnd an dem Manne vorüber.

Die Durchsuchung des Hauses nach dem Spion war natürlich fruchtlos.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Vor den Schranken des Gerichts.

Entsprechend der Riesenstadt New-York und ihrem tausendarmigen Verkehr, ihrem Ueberfluß an übelberüchtigten Individuen und ungeheuren Verbrechen, entsprechend den riesigen Dimensionen, welche jeder Industriezweig in Amerika angenommen, auch der des Verbrechens — entsprechend dem allen ist das Gebäude, in welchem jene Monstre-Prozesse verhandelt werden, mit welchen Amerika in letzter Zeit mehr zu kämpfen hatte, als irgend ein Land der Erde.

Es fehlte zwar zu keiner Zeit in Amerika an Verbrechern vor

den Schranken des Tribunals des höchsten Gerichtshofes, das in City-Hall zu Gericht saß; allein zu keiner Zeit hatten sich die Verbrechen so gehäuft, als während der Periode des blutigen Bürgerkrieges.

Einer Kriegscommission war in den Räumen von City-Hall eine bedeutende Abtheilung eingeräumt, um über militairische Verbrechen abzuurtheilen, und dieselbe hatte vollauf zu thun, denn es fehlte an Verräthern und Spionen so wenig, als an Betrügern und Freibeutern gegen die Kriegskassen.

Es war in den ersten Tagen des Monats November, als das Portal von City-Hall vom Publikum vollständig bestürmt wurde. Die Tribünen des Sitzungssaales der Kriegsgerichtscommission waren zum Erdrücken gefüllt, und die dort Anwesenden standen durch die Menschenhaufen auf den Treppen und in den Gängen mit denen auf der Straße gewissermaßen in Rapport, und jeder Ausbruch der Leidenschaft im Saale fand unter dem Haufen auf der Straße sein Echo, und umgekehrt.

Ein unaufhörliches Brausen und Summen, unterbrochen von lautem Zurufen erfüllte die Räume des ganzen riesigen Gebäudes, und potenzirte sich, je näher es der Straße kam.

Dort waren die Parteien in lebhaftem Wortwechel begriffen, und debattirten über die drinnen zu verhandelnde Sache mit solchem Eifer, als ob von ihrer Diskussion das Verdict abhinge. Es mußte ein Gegenstand zur Verhandlung kommen, der für alle Parteien von dem größten Interesse war, denn noch nie hatte man einen solchen Andrang des Publikums in City-Hall und eine so lebhafte Betheiligung desselben durch Worte und Geberden gesehen.

Plötzlich verstummte das laute Geräusch von Stimmen auf einen Augenblick. Die enragirtesten Republikaner unterbrachen sich in ihren feurigsten Expectorationen, und die Demokraten vergaßen ihren Ingrimm. Aller Augen richteten sich nach dem Gitterthor von City-Hall, durch welches von zwei Offizieren ein Mann geführt wurde, welchen sie dann durch das Portal in den Sitzungssaal geleiteten.

Es war ein Mann in der Uniform der Offiziere der Unionsarmee, er trug eine niedrige Mütze mit breiter Goldborte, sein nicht unschönes Gesicht war bleich und sein feuriges Auge schoß Zornesblitze auf die Menge, die, nachdem die erste Neugierde gesättigt war, ihren Gesinnungen gegen ihn durch Pfeifen und Zischen Luft machte.

„Geh' nur hinein, Little Mac,"*) rief ein vierschrötiger Brauer,

---

*) Ein Beiname, den man M'Clellan scherzhafter Weise seiner kleinen Statur wegen gegeben hatte.

die Faust gegen den Gefangenen ballend. „Sie werden Dir Deine Verrätherei besalzen!"

„An den Galgen mit dem demokratischen Schuft!"*) schrieen mehrere Stimmen.

„Er hat muthwillig unsere Soldaten hinschlachten lassen! — Nieder mit ihm!" donnerte ein vollbärtiger Republikaner.

„Er hat mit dem Rebellenpräsidenten conspirirt. — Steinigt ihn!" kreischte eine Marketenderin, sich vordrängend.

Allein diese Rufe und Verwünschungen, so zahlreich sie auch laut wurden, sie wurden übertönt durch die Cheers**), welche ihm von anderer Seite gebracht wurden. Die demokratische Partei hatte sich so zahlreich versammelt, daß sie fast die der Republikaner übertraf, und der Beifall, den sie dem gefangenen General zollte, schien diesen nicht wenig zu ermuthigen und zu beruhigen. Er grüßte die Anhänger freundlich, ein donnernder Jubelruf begleitete ihn, als er in dem Portal verschwand.

Nun begann die hitzige Debatte der einzelnen Parteien von Neuem, und nur die Achtung, welche unwillkürlich jeder Amerikaner dem Orte zollt, an welchem das Gesetz gehandhabt und zur Ausführung gebracht wird, hinderte den Ausbruch von Excessen. In jeder Stadt Europa's hätte man befürchtet, daß die Partei des Südens das ganze Gebäude demoliren würde, wenn der Gerichtshof M'Clellan verurtheilte, oder daß die Republikaner sich an den Personen der Richter vergreifen würden, falls sie ihn freisprächen, man hätte die ganze Polizei aufgeboten, um den Platz vor dem Gebäude und das Gebäude selbst zu räumen, oder wenigstens zu besetzen, um jedem Excesse vorzubeugen, dort aber war nirgends ein Polizeibeamter sichtbar, außer dem Portier vor der Eingangsthür. — Die Achtung vor dem Gesetz ist in Amerika der Grundpfeiler der Republik, und der Amerikaner setzt seinen Stolz darin, die Freiheit, welche ihm das Gesetz gestattet, nicht zu mißbrauchen.

Die Lebhaftigkeit der Debatten wurde von Neuem unterbrochen durch das Erscheinen eines Wagens, der vor dem Portal vorfuhr. Drei Männer in Generalsuniform stiegen aus.

Die republikanische Partei ließ ein donnerndes Hoch ertönen, welches von dem Zischen der Demokraten nicht übertönt werden konnte.

„Hoch, Grant, Sherman und Sheridan!" riefen sie. „Und noch einmal hoch!"

---

*) Die demokratische Partei ist in Amerika die gemäßigte, welche für die Lostrennung der Südstaaten stimmte; sie verhält sich zur republikanischen Partei, wie bei uns die conservative zur Fortschrittspartei.

**) Lebehoch — Beifallsruf.

„Hoch Grant! Der ist der Retter des Vaterlandes, der ist kein Verräther, der wird den Sklavenzüchtern den Garaus machen . . . Hoch Grant!“

„Hoch, Ulysses Grant, der die Rebellion zerschmettern wird und zertreten, wie einen Wurm!“

„Hoch, Grant, Sherman und Sheridan, die Zeugen für M'Clellan's Verrath!“

So tönte es von allen Seiten, mit einem Enthusiasmus, den die Gegenpartei vergebens zu überschreien bemüht war. Erst lange, nachdem die drei Generale in den Zeugensaal geführt waren, legte sich der Jubel, und die Stimmen der Gegner konnten sich vernehmlich machen.

„Verlaßt Euch nur auf Euern Grant!“ spottete Einer derselben. „Es wird nicht lange dauern, so hat ihn Lee zum Lande hinausgejagt, wie einen räudigen Hund!“

„Halte Dein ungewaschenes Maul, verdammter Copperhead,*) oder Du nimmst neben dem saubern Mac auf der Anklagebank Platz,“ antwortete ihm sofort ein Anderer.

So viele Freunde M'Clellans auch unter der Menge waren, so wagte doch Keiner ein Wort gegen Grant oder einen der beiden andern Generale zu äußern, selbst die verbissensten Copperheads hielten ihr Gift für die Folge an sich. Sicherlich ein größeres Anerkenntniß der Verdienste dieser großen Männer, als aller Beifall ihrer Freunde. — —

Drinnen im großen Sitzungssaale von City-Hall hatten inzwischen die Verhandlungen begonnen.

Auf der Anklagebank saß der ehemalige Oberbefehlshaber der Unionsarmee, George M'Clellan, im Zeugenraum hatten die Generale Grant, Sherman und Sheridan Platz genommen. Hinter dem mächtigen halbrunden Tische saß der Präsident des Gerichtshofes, General Wallace, und ihm zur Linken die übrigen Mitglieder des Tribunals. An dem einen Ende des Tisches, dem Angekagten gegenüber, hatte der die Rolle des Staatsanwaltes vertretende Ankläger seinen Platz, es war der eben so geistvolle als verdiente und in der ganzen Welt mit Verehrung genannte Buchanan; am andern Ende des Tisches, in der Nähe des Angeklagten, der Vertheitiger, der später bei dem Mordprozeß so unpopulär gewordene Reverdy Johnson.

Der Prozeß gegen M'Clellan in seinem Verlauf und Ausgang ist bekannt genug und von allen europäischen Zeitungen hinlänglich

---

* Copperhead(Kupferkopf) ist der Name einer Schlange, welche sehr giftig ist, man geißelt mit dieser Benennung in Amerika die Partei, welche dem Sklaventhum huldigt (reactionäre Partei).

besprochen, indessen dürfen wir interessante Details desselben nicht übergehen, um so weniger, da dieselben in Europa nicht bekannt geworden sind.

Die Anklage lautete auf Landesverrath. Durch Conover's geheime Correspondenz mit Buchanan und der New-Yorker Tribüne waren schon längst Thatsachen bekannt geworden, welche die Erhebung der Anklage rechtfertigten, allein es hatte bisher stets nur an Zeugen gefehlt, welche diese Thatsachen bestätigen konnten. Die Facta, die ihm zur Last gelegt wurden, waren in Kurzem:

1) Er habe absichtlich und zwecklos die Truppen von den Rebellen hinschlachten lassen; 2) er habe stets die günstige Gelegenheit, den Feind anzugreifen und zu schlagen, absichtlich unbenutzt gelassen; 3) er habe bei Atietam die feindlichen Armeen, die bereits eingeschlossen waren, mit Vorsatz entkommen lassen; 4) er habe geheime Verbindungen mit der Partei der Rebellen unterhalten.

Was der erste Punkt betraf, so konnte er nicht in Abrede stellen, daß er zuweilen Angriffe gemacht habe, die sich später als zwecklos herausgestellt und einen großen Menschenverlust zur Folge gehabt hätten, indessen leugnete er, daß jene betrübenden Folgen lediglich in seiner Absicht gelegen haben. Durch das Zeugniß Sherman's wurde folgendes Factum festgestellt: Bei Bull-Run lag ein Theil der feindlichen Armee in einem Walde versteckt; und M'Clellan habe den Befehl gegeben, den Wald zu stürmen. Seine Untergenerale hätten ihm davon abgerathen, da man nicht wisse, wie stark die im Wald verborgenen Truppen seien, und besonders, da es sehr gefährlch und meist erfolglos sei, einen durch den Wald wohl gedeckten Feind anzugreifen, so daß also die Angreifer seinen Geschossen ausgesetzt seien, dem Feinde aber keinen großen Schaden zugefügt werden könne. M'Clellan bestand aber auf dem Befehl und zwar ließ er den Wald nicht durch eine compackte Macht stürmen, sondern durch einzelne Regimenter, welche denn auch, wie vorauszusehen, zum größten Theile aufgerieben sind. Beispielsweise sind von einem ganzen Bataillon nur 11 Mann am Leben geblieben. —

Sein Zaudern, das ihm durch den zweiten Anklagepunkt vorgeworfen wurde, erklärte der Angeklagte überall als eine Maßregel der Vorsicht.

Ueber den dritten Anklagepunkt, die Begebenheit von Atietam anlangend, ließen sich die Zeugen Grant und Sheridan dahin aus, daß es ein leichtes gewesen wäre, die ganze südliche Armee dort mit einem Schlage zu vernichten, und daß es beinah unbegreiflich sei, wie Lee mit seiner Armee habe entkommen können. M'Clellan versicherte, daß es in der That seine Absicht gewesen sei, diesen Coup auszuführen, allein er sei durch das Unglück, das den General Sheridan betroffen habe, genöthigt gewesen, Halleck den Oberbefehl

über diesen Theil der Armee anzuvertrauen. Daß Lee entkommen sei, wäre deßhalb nicht eine Verrätherei seinerseits, sondern nur der Ungeschicklichkeit des Generals Halleck zuzuschreiben.

Es blieb demnach nur noch der vierte Punkt zu erledigen übrig, durch welchen M'Clellan beschuldigt wurde, mit den Rebellen geheime Verbindung unterhalten zu haben. Für diese Beschuldigung aber hatte man keinen Beweis als die Versicherung Conovers, der selber positive Beweise nicht anzuführen wußte, sondern nur sehr bestimmte Vermuthungen aussprach.

Der Antrag des Anklägers lautete auf Todesstrafe.

Ein Murren erscholl von der Tribüne, welche fast durchgängig mit Leuten von M'Clellan's Partei angefüllt war.

Nun begann Reverdy Johnson sein Plaidoyer. Er führte im Allgemeinen nur weiter aus, was der Angeklagte bereits zu seiner Vertheidigung vorgebracht hatte, als er aber, um die Aussagen der drei Zeugen zu entkräften, behauptete, diese wären insofern nicht ganz zuverlässig, als sie ohne Zweifel die Hoffnung hätten, daß Einer von ihnen, im Falle der Verurtheilung M'Clellan's den Oberbefehl erhalten würde, da erhob sich von den Tribünen von Neuem Gemurmel und laute Aeußerungen des Mißfalls. Selbst die Partei der Gegner, so dringend sie auch die Freisprechung ihres Gesinnungsgenossen wünschte, mochte dennoch keinen Tadel gegen die Ehrenhaftigkeit dieser Männer aussprechen hören.

Das drei Stunden lange Plaidoyer des Vertheidigers war beendet; M'Clellan's Unschuld nach Kräften dargethan, und namentlich der letzte Punkt der Anklage als völlig aus der Luft gegriffen und als eine schamlose Verleumdung hingestellt — schon schöpften die Männer auf den Tribünen neue Hoffnung für ihren Parteigenossen — schon fing M'Clellan selbst an, an seine Freisprechung zu glauben — da ereignete sich etwas, auf das weder der Ankläger noch der Vertheidiger vorbereitet waren.

Durch die dichten Haufen, welche mit unglaublicher Geduld viele Stunden draußen auf der Straße des Ausganges harrten und nur von Zeit zu Zeit durch Vermittelung der auf den Treppen Stehenden Nachricht erhielten, wie drinnen die Sachen ständen, drängte sich gewaltsam und ohne Rücksicht, ob sie die im Wege Stehenden sanft oder unsanft bei Seite schob, ein Mädchen.

„Laßt mich durch,“ rief sie, „ich muß in den Saal hinein!“

Anfangs war man höflich genug, ihr Platz zu machen, aus der dem Amerikaner angebornen Courtoisie gegen das weibliche Geschlecht. Als aber die Menge dichter und die Andringende stürmischer ward, wurde ihr hie und da Widerstand geboten.

„Was? Eine Farbige will in den Saal?“ rief höhnisch Einer

aus der Menge. — „Gehen Sie, Miß, da drinnen giebt's nichts für Nigger und Abkömmlinge von Niggern."

Das junge Mädchen warf dem Sprecher einen zornigen Blick zu.

„Ich will gegen ihn Zeugniß ablegen!" rief sie, — „gleichviel ob ich von Schwarzen abstamme oder nicht, ich habe den Beweis seiner Schuld. Lassen Sie mich hindurch, ehe es zu spät ist."

Es ist ein Vorwurf, der selbst Viele trifft, welche ihr Lebenlang gegen Sklaventhum gepredigt haben, daß sie einen unbesiegbaren Widerwillen gegen jene Menschenrace hegen; zumal findet man es unter den weniger Gebildeten, daß sie zwar Befreiung der Sklaven wünschen, aber nimmermehr in eine Gleichstellung derselben mit den weißen Bürgern der Republik willigen würden.

Das junge Mädchen, das durch ihre etwas gelbliche Hautfarbe sowohl als durch die Züge ihres schönen Gesichts und das eigenthümliche Feuer ihrer Augen unverkennbar ihre Abkunft von Negern verrieth, hatte deshalb unter der Menge nicht nur Diejenigen gegen sich, welche Anhänger des Südens waren, sondern auch die Meisten von den Republikanern und viele von den Abolitionisten.*)

Man weigerte sich, ihr Platz zu machen; man verspottete und verhöhnte sie und bekrittelte ihr Vorhaben, dort als Zeugin auftreten zu wollen, mit den verletzendsten Reden.

„Bürger!" rief sie keuchend und zitternd, „ist es nicht Eure Pflicht, zur Entlarvung eines Verbrechers Alles beizutragen, was in Euren Kräften steht?"

„Was?" unterbrach sie wüthend ein junger Bursche. „Die Neggerin will uns an unsere Pflicht erinnern? Geh in die Baumwollen-Plantagen und predige den schwarzen Hunden von ihrer Pflicht, aber laß Dir die Frechheit vergehen, uns Weißen an unsere Pflicht als Bürger der Republik erinnern zu wollen. — Noch ein Schritt vorwärts, und ich schlage Dich zu Boden!"

Ein lauter Beifall folgte.

„Recht so, Mr. Harrold! Die Schwarzen in unserer Stadt werden übermüthig durch die Freiheiten, die wir ihnen aus Gnade und Barmherzigkeit eingeräumt haben. Nun sie wissen, daß wir den Krieg führen zu ihrer Befreiung, denkt die anmaßende Brut schon, sie seien eben so viel werth, als Unsereins! — Die will uns an unsere Pflicht erinnern...!"

„Ja das will sie, und das muß sie," unterbrach den Sprecher ein Gentleman, der sich bis zu dem Platz vordrängte, wo verzweifelnd das junge Mädchen stand. „Sie muß Euch an Eure Pflicht erinnern, da Ihr dieselbe nicht zu kennen scheint. Allerdings erfor-

*) Die radikale Partei, welche Befreiung und Gleichstellung der Neger anstrebt.

dert es Eure Pflicht gegen den Staat, ein verrätherisches Individuum nach Kräften entlarven zu helfen. — Kommen Sie, Miß, ich werde Sie hindurchführen."

„Halt da!" riefen Mehrere. „Das geht nicht so! Er ist ihr Liebhaber; werfet Beide zurück!"

„Nein!" riefen Andere, sich schützend vor dem kleinen, alten Herrn aufpflanzend. „Er ist nicht ihr Liebhaber, er ist ein Ehrenmann; es ist Mr. Powis, ein Anhänger der demokratischen Partei, aber ein Ehrenmann. — Platz da für Mr. Powis, Gentlemen!"

Der alte Herr nahm den Arm des jungen Mädchens und führte sie in's Innere des Gebäudes, er stand bei allen Parteien in solcher Achtung, daß Niemand, der ihn kannte, ein beleidigendes Wort gegen ihn auszusprechen wagte. Man machte ihm bereitwilligst Platz und er betrat mit ihr den Sitzungssaal, als eben der Vertheidiger, sein Plaidoyer beendend, die Worte sprach:

„Daß mein Client, der General M'Clellan, mit irgend einem der Rebellen eine öffentliche oder geheime Verbindung gehabt, ist also völlig unerwiesen, und von der Unparteilichkeit der Jury steht zu erwarten, daß dieselbe es für ihre Pflicht sowohl gegen den Charakter dieses verdienten Mannes, als gegen das Vaterland halten wird, ihn von jedem Makel freizusprechen. Ich wenigstens halte es für meine Pflicht, zu erklären, daß jene Gerüchte, woher sie auch gekommen sein mögen, völlig aus der Luft gegriffen, daß sie nichts sind, als feige Lügen und schamlose Verleumdung!"

„Das ist nicht der Fall!" rief das junge Mädchen plötzlich vortretend und dem Vertheidiger mit ihren schwarzen, durchbohrenden Augen furchtlos in's Gesicht blickend.

Ihr Erscheinen wirkte wie ein elektrischer Schlag auf die Versammlung. Die Schönheit des Mädchens sowohl wie ihr entschiedenes Auftreten machte auf Jeden einen Eindruck.

„Was veranlaßt Sie zu dieser Behauptung?" fragte nach einer Pause der Präsident das junge Mädchen in freundlichem und wohlwollendem Tone.

„Ich habe Beweise dafür, daß dieser Mann da" — sie deutete auf den Angeklagten — „mit den Rebellen und namentlich mit dem Kriegs-Minister in geheimer Verbindung gestanden. — Ich bitte, mein Zeugniß zu hören und zu Protokoll zu nehmen," sagte sie mit fester Stimme.

„Wie heißen Sie?" fragte der Präsident.

„Esther Brown!"

„So reden Sie, was wissen Sie von der Sache?"

Esther begann ohne Zagen und mit der Sicherheit, welche nur die Wahrheit zu geben vermag, zu erzählen, daß M'Clellan zwei Tage vor dem Entkommen Lee's über den Yorkfluß einen heimlichen Be-

such beim Kriegsminister gemacht habe, daß sie seine Karte in Händen gehabt habe, auf welcher sein Name stand, daß sie genau wisse, er habe dem Kriegsminister ein Verzeichniß derjenigen Personen überreicht, welcher er sich als Zwischenträger bediene.

„Und Sie irren sich nicht in der Person dieses Mannes?" fragte der Präsident, als sie ihren Bericht beendet hatte.

„Ich erkenne ihn mit Bestimmtheit wieder."

Die Richter wechselten bedeutungsvolle Blicke. M'Clellan erbleichte. Die Zuhörer auf der Tribüne horchten in athemloser Spannung.

Der Vertheidiger erbat sich das Wort.

„Meine Herren Richter!" sagte er. „Ich hoffe, daß das Zeugniß dieses Mädchens für Sie nicht maßgebend ist, ich erinnere Sie daran, daß bis jetzt die Neger noch nicht frei sind, und daß bis jetzt noch das Gesetz existirt, nach welchem es unstatthaft ist, daß ein Sklave, mag er auch nur im vierten oder fünften Gliede von Schwarzen abstammen, gegen einen Weißen zeuge. Meine Herren, Ihre Achtung vor unseren Gesetzen ist viel zu hoch, als daß Sie auch nur ein Titelchen derselben verletzen sollten. Ich protestire daher gegen das Verhör dieses Mädchens."

„Aber ich bin keine Sklavin, ich bin eine Freigelassene!" rief Esther erröthend. — Hier ist mein Freibrief."

So sehr auch das Vorurtheil gegen die Neger damals noch in der Seele des Amerikaners eingewurzelt war, so erhoben sich doch einzelne Stimmen, welche verlangten, daß die Quadroone vereidigt werde; der Präsident selber war der Ansicht, daß der Protest des Vertheidigers ein ungerechtfertigter sei, und ergriff bereits die Bibel, um die Zeugin dieselbe küssen zu lassen.

Da erhob sich Reverdy Johnson von Neuem:

„Meine Herren. Ich behaupte, daß diese Zeugin nicht aus reiner Absicht sich vor den Schranken eingefunden hat. Ich behaupte, daß ihre Stammgenossen, verschmitzt, hinterlistig, treulos und rachsüchtig wie sie sind, diese Eigenschaften auf alle ihre Nachkommen vererben, mögen sie sich nun mit weißem Blute vermischt haben oder nicht. Ehe Sie sie schwören lassen, fragen Sie nur die Zeugin, ob sie bloß um der Wahrheit willen, oder aus irgend welchen persönlichen Beweggründen sich zum Zeugniß aufgeworfen hat. Finden Sie, daß dies nicht der Fall ist, so erkläre ich mich damit einverstanden, daß sie vereidigt werde."

Esther wechselte die Farbe.

„Sie haben die Frage gehört," redete sie Mr. Wallace in sanftem Tone an. „Antworten Sie, hat Sie zu Ihrer Aussage irgend ein persönlicher Grund, das Gefühl des Hasses oder dergleichen geleitet?"

Das junge Mädchen hatte ihre frühere Festigkeit völlig verloren, mit unsicherer und leiser Stimme antwortete sie:

„Ich kann es nicht leugnen, Sir; mich leitet das Gefühl der Rache. Ich habe viel erdulden müssen von Denen, die an der Spitze der Rebellen stehen; man hat mich gequält und erniedrigt, man hat mich auf das Schmählichste beschimpft, und da schwur ich, mich zu rächen, dadurch, daß ich ihre Pläne, so weit ich sie kenne, durchkreuzen würde. Ich fühle, daß dieses mein Bekenntniß die Glaubwürdigkeit meines Zeugnisses beeinträchtigt, aber ich schwöre beim lebendigen Gott, daß ich nichts sage, als die Wahrheit."

Die Richter schüttelten den Kopf. Reverdy Johnson triumphirte, und M'Clellan's Antlitz erhielt seine natürliche Farbe wieder. Die Zuhörer auf den Tribünen ballten die Faust gegen die Zeugin.

Esther Brown wurde nicht vereidigt.

Die Geschworenen zogen sich zurück. Nach kurzer Berathung kamen sie wieder, ihr Urtheil lautete auf — nichtschuldig.

Lautes Hurrah erscholl von den Tribünen, das sich bis auf die Straße fortpflanzte.

Esther sank vernichtet auf eine Bank zurück. Was sie gehört und erlebt, hatte sie völlig muthlos gemacht: —

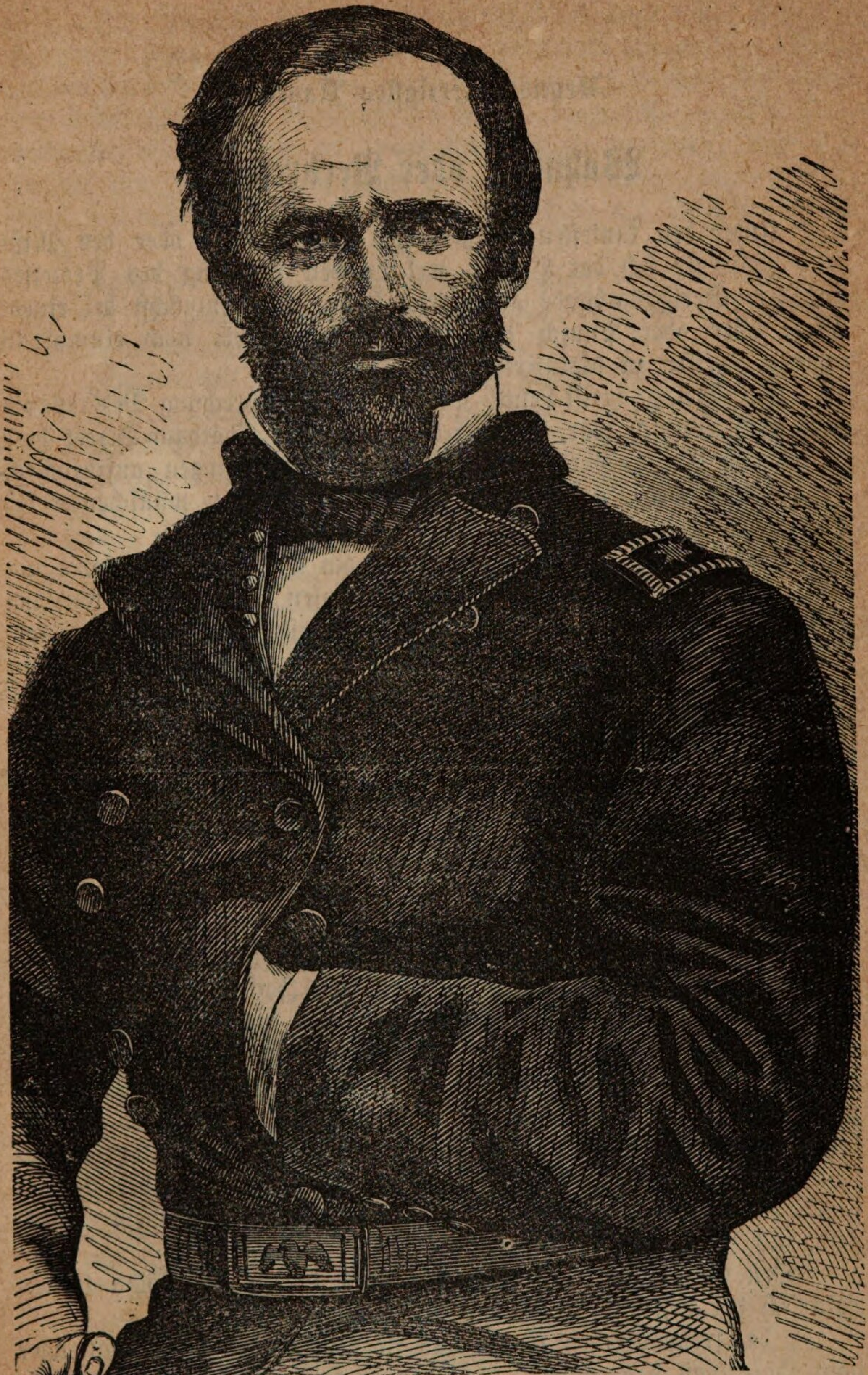
„Von unseren Feinden gemißhandelt und beschimpft," murmelte sie, — „von Denen, die sich unsere Freunde nennen, verachtet und bedroht; — von dem Manne, dem ich mein Leben geopfert hätte, verschmäht... das ist der Fluch, der auf meinen Stammeltern ruht... o mein Gott, mein Gott!"

„Kommen Sie, Miß," sagte Mr. Powis, der sich freundlich zu ihr herabbeugte. „Wenn Sie von den hier Anwesenden Keinen überzeugt haben — mich haben Sie überzeugt. — Kommen Sie, fürchten Sie die drohenden Geberden der Leute draußen nicht, ich führe Sie sicher, wohin Sie wollen. Es wäre mir angenehm, wenn Sie mir erlauben wollten, Sie Mrs. Powis, meiner Frau, vorstellen zu dürfen; sie wird Ihnen eine Freundin sein." — —

M'Clellan verdankte seine Freisprechung einem damals leider noch allgemein verbreiteten Vorurtheil; allein, wenn man ihn auch nicht für schuldig erklärt hatte, so mußte man ihn doch nach den erwiesenen Thatsachen für unwürdig halten, den Oberbefehl zu führen.

Noch denselben Tag las man in den Zeitungen:

„M'Clellan ist seines Postens entsetzt. Der General Ulysses Grant erhält den Oberbefehl über die Unions-Truppen."



William Sherman, General des nordamerikanischen Unionsheeres.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Wahnsinn oder Verbrechen.

Unter den lautesten Aeußerungen des Beifalls oder des Mißfalls zerstreute sich der Haufe, welcher den Ausgang des Prozesses vor dem Gerichtsgebäude abgewartet hatte, um demnächst bei einem Glase Bier oder Punsch die ganze Angelegenheit noch einmal in engeren Kreisen zu diskutiren.

Ein Trupp, meist Leute, welchen die Freisprechung M'Clellan's ganz nach Wunsch war, nahm seinen Weg die Chatham-Street herunter nach Castle-Garden, um dort die Erfrischungen aufzusuchen, welche ihm die stundenlange Erwartung doppelt wünschenswerth machte.

Das düstere, räucherige Bierlokal am Quai, welches sonst um diese Zeit nur von irgend einem Matrosen, der seinen Feiertag nicht hinzubringen wußte, oder einem Industriellen, dessen Hauptthätigkeit erst mit dem Anbruch der Nacht beginnt, besucht zu sein pflegte, füllte sich dicht mit Gästen. Der Wirth schob seine umfangreiche Person hierhin und dahin, mit einer Schnelligkeit, die ihm große Schweißtropfen auf die breite Stirn trieb, und die schläfrige Kellnerin hinter dem Schänktisch machte ein noch verdrießlicheres Gesicht als gewöhnlich und klapperte mit den Biergläsern aneinander, daß es fast für ein Wunder angesehen werden konnte, daß auch nur ein Einziger ein ganzes Glas bekam, bis der erste Sturm vorüber und Alle mit dem Verlangten versehen waren.

Die Gäste gehörten der Klasse der Bevölkerung an, welche den größten Theil ihres Lebens in Blousen oder Jacken verbringen, und von denen die Kellnerin in der Regel nicht die 5 Cent Trinkgeld erhält, die ein Gentleman stets als einen selbstverständlichen Tribut der Zeche zuzulegen pflegt; und das war eben die Ursache ihres mürrischen Wesens am heutigen Nachmittage. Sie hatte sich indessen in ihrer Befürchtung getäuscht, denn, wie sich später herausstellte, erhielt sie durch die Freigebigkeit des Gentleman, der sich im äußersten Winkel placirt hatte, bei dieser Gelegenheit mehr Trinkgeld, als sie je von einem Gaste erhielt.

Den Gegenstand des lebhaften und lauten Gesprächs bildete natürlich der heutige Prozeß.

„Ja, freigesprochen ist er, das ist wahr," nahm ein Lastträger vom Hafenplatz das Wort, „aber daß er seine Stelle verlieren soll, das halte ich für eine Ungesetzlichkeit."

„Ich sage, es ist eine Gemeinheit," ergänzte ein stämmiger Arbeiter, „denn wen werden wir an seine Stelle kriegen? — Grant natürlich; und das ist gerade der, der stets auf stärkere Aushebungen gedrungen hat. Was ist die Folge, frage ich? — Die Aushebungen werden nun in verstärktem Maaße beginnen, wir Alle werden nun zum Militair gehen und uns todtschießen lassen müssen; denn was bleibt uns bei der jetzigen Stockung der Geschäfte weiter übrig?"

„Und die enormen Kriegskosten wachsen von Tage zu Tage, und wir Bürger, wir müssen sie bezahlen," fügte ein arbeitsscheues Subjekt in zerlumptem Ueberrock hinzu.

„Hätten wir unsern Mac an der Spitze der Armee behalten, so hätte der Krieg bald ein Ende gefunden," brummte ein struppiger Kaminkehrer; „er hätte mit dem Süden Frieden geschlossen, und Jeder hätte dann nach seiner Form sein Staatswesen eingerichtet. — Was in aller Welt gehen uns die Nigger an? — Ich wollte, sie hätten dort im Süden nicht blos ihre Nigger alle zu Tode gepeitscht, sondern unsere noch dazu, die sind doch blos im Lande, um Unheil und Zwiespalt anzurichten."

„Da hast Du Recht," bestätigte ein Karrenschieber. „Ihr habt doch gelesen von dem Sklaven-Aufstand in Kentucky?"

„Ja wohl," erwiderte der Arbeiter, „es sind an fünftausend Schwarze davongelaufen."

„I, das wäre noch das Wenigste," versetzte der Karrenschieber, „aber sie haben ihre Herren alle umgebracht, bis auf Einige, die entkommen sind. Auf der einen Farm, ich glaube Georgesville heißt sie, da haben sie sogar einen Geistlichen massacrirt, der sich im Hofe versteckt hatte."

Der Gentleman, der in der Ecke saß, war ein hochgewachsener schlanker, junger Mann mit braunen, düster blickenden Augen und dickem, schwarzem Haar. Er trug einen Rock von dunklem Stoff und Beinkleider von derselben Farbe. An demselben Tische mit ihm saß ein um mehrere Jahre jüngerer Mann von verschmitztem Aussehn, eine echte Verbrecherphysiognomie, mit dem er zuweilen Blicke des Einverständnisses wechselte.

Sie hatten Beide dem Gespräch mit Interesse und mit sichtlichem Vergnügen zugehört. Als aber der Karrenschieber die letzte Mittheilung machte, sprang der Aeltere der beiden Gentlemen plötzlich auf. Seine Faust ballte sich, und sein Auge rollte wie das eines Wahnsinnigen vor dem Wuthausbruch.

„Himmel, mein Vater!" knirschte er.

Die Gäste wandten sich nach ihm um.

„Was ist Ihnen, kennen Sie den Mann, den die Schwarzen ermordet haben?" fragten Einige.

Robert Payne, denn er war es, zuckte zusammen. Er hatte Ursache, sich nicht zu verrathen. Er kämpfte seine Wuth nieder und verrieth durch keine Miene, was in seinem Innern vorging, nur ließ die Todtenblässe seines Gesichts darauf schließen.

„Ich glaube, ich kenne ihn, doch kann ich mich täuschen. — Kümmern Sie sich nicht um mich, erzählen Sie weiter. Ich interessire mich für Ihre Mittheilungen und für Alles, was den Krieg angeht. Fahren Sie fort, ich bitte Sie darum."

„Nun," begann der Karrenschieber von Neuem, „es ist davon nicht viel mehr zu erzählen. Es ist den Niggern ein Bataillon vom Regiment Carolina auf den Hals geschickt, aber sie haben sich durchgeschlagen, die Weiber sind mit ihren Kindern nach Ohio entflohen, und die Männer sind auf dem geraden Wege, sich mit der Armee Sherman's zu vereinigen. Sie haben einen Führer, einen Quadroonen, der ein wahrer Satan sein soll. Er führte ein Kind mit sich, was ihm gehört, dasselbe war in die Hände der Miliz gerathen, man wollte es als Geißel benutzen, aber ein tollkühnes Niggerweib hat es mitten aus dem Lager entführt, man hat sie das Ufer des Mississippi hinauf verfolgt, allein sie hat ihre Kleider abgeworfen und ist durch Sumpf und Moor gewatet, daß ihre Verfolger es aufgeben mußten, ihr weiter zu folgen.*) Ob sie nun mit dem Kinde entkommen ist, oder ob ein Kaiman im Schilf des Mississippi Beide aufgefressen hat, ist ungewiß, so viel steht fest, daß die Nigger nicht mehr daran dachten, zu kapituliren, sondern die Miliz mit Glanz zurückschlugen."

„Nun, ich sage, der Tanz da im Süden wird jetzt erst recht losgehen, mit unserer Hoffnung auf ein Ende des Krieges ist es aus," bemerkte der Arbeiter.

„Da werden wir wahrscheinlich auch wieder ein neues Gefängniß für die Kriegsgefangenen bauen müssen, denn das zu Elmira reicht nicht mehr lange aus," äußerte der Packetträger.

„A-pro-pos, Bill!" unterbrach das arbeitsscheue Subject den Sprecher, erzähle doch einmal die Geschichte von dem Verrückten, der aus dem Elmira-Gefängniß entsprungen ist; sie ist den meisten von den Anwesenden unbekannt, und es ist eine interessante Geschichte."

Payne rückte unruhig mit dem Stuhle.

„I, nun," nahm Bill das Wort, „wenn die Herren es wünschen, will ich's erzählen."

„Ja wohl, ja wohl — erzähle!" rief man von allen Seiten.

„Gentlemen, wollen Sie nicht solche Klatschgeschichten sich auf passendere Gelegenheiten aufsparen?" rief Payne mit finsterer Stirn,

---

*) Hierzu das Bild Seite 385.

„und jetzt lieber das weit wichtigere Gespräch über die Politik und den Krieg fortsetzen? Ich muß gestehen, daß ich mich für Weibergewäsch nicht interessire."

„Und warum nicht, Sir?" entgegnete das arbeitsscheue Individuum, der diese Aeußerung für eine persönliche Beleidigung hielt, da er es angeregt hatte, daß Bill die Geschichte erzählen sollte. — „Wenn es Sie nicht interessirt, so nöthigt Sie Niemand zuzuhören. — Erzähle, Bill, und kehre Dich nicht daran."

„Erzürnen Sie sie nicht, Mr. Robert," flüsterte der jüngere Gefährte dem andern zu.

Da es Payne allerdings daran lag, mit den Leuten in gutem Einvernehmen zu bleiben, so versuchte er nicht weiter, die Erzählung der Geschichte zu verhindern, sondern drehte der Gesellschaft den Rücken zu, sah auf die Straße hinaus und trommelte an den Fensterscheiben.

„Was ich zu erzählen weiß," begann Bill, „das habe ich von dem alten Smith, dem Portier im Georgs-Hotel zu Elmira, mit dem ich öfter zusammentreffe, wenn ich Packete nach dem Gasthofe trage. Ihr könnt Euch also darauf verlassen, daß das Alles wahr ist, denn der alte Mann redet nicht die Unwahrheit.*)"

„Abgemacht, wir glauben Dir — weiter!" unterbrach ihn der Kaminkehrer.

„Also dieser Smith hat einen Bruder, der ist Lazarethaufseher in dem Gefängniß zu Elmira, derselbe hatte eine Tochter, ein sehr liebenswürdiges Mädchen . . . ."

„Das brauchst Du auch nicht zu erzählen," unterbrach ihn der Kaminkehrer von Neuem. „Wir kennen den alten Smith sowohl als seine hübsche Tochter Nelly, falls Du den Smith meinst, der früher Portier im Hause Powel & Co. war."

„Ich meine denselben. Gut daß Ihr sie kennt, so brauche ich Euch nicht erst zu sagen, daß es leicht einem Mann passiren konnte, daß er sich in sie verliebte. Das ist nun auch einem Gefangenen passirt. Es war in Elmira ein gewisser Payne, der bei der Armee Arzt gewesen ist, er wurde auch im Lazareth in diesem Fache verwandt. Er verfolgte das Mädchen, aber sie war tugendhaft und gut erzogen und konnte ihn außerdem nicht leiden, weil er stets so was Düsteres, Verstecktes an sich hatte und furchtbar jähzornig war. Eines Tages, als sie zum Besuch bei ihrem Onkel in der Stadt gewesen war, ward sie krank nach Hause gebracht. Da kein anderer

*) Die Geschichte, welche Bill hier erzählt, so unglaublich sie auch klingen mag, ist buchstäblich wahr; die etwas dunklen Andeutungen, welche in dem späteren „Mordprozesse" der Vertheidiger Payne's machte, beziehen sich auf das hier erzählte Factum.

Arzt zur Stelle war, so rief man Mr. Payne. Es stellte sich heraus, daß sie das gelbe Fieber hatte."

„Das gelbe Fieber!" wiederholten die Zuhörer. „Wie kam das, da doch dies Jahr die Epidemie hier nicht herrschte?"

„Das weiß man nicht," fuhr der Erzähler fort. „Es ist möglich, daß es auch nur von dem Arzt vorgegeben wurde, um die Anwesenden zurückzuschrecken. Er bot Alles auf, mit der Kranken allein zu sein, aber trotz aller Kunstgriffe wollte es ihm nicht gelingen, dieselben zu entfernen. Sein Benehmen, sein stieres Auge, sein wildes Aussehen, das Alles kam den Leuten verdächtig vor, und sobald sie eines andern Arztes habhaft werden konnten, wurde derselbe geholt und Mr. Payne's Hilfe nicht weiter in Anspruch genommen. Das junge Mädchen starb die folgende Nacht. Ihre Leiche, auf einem Bette liegend, wurde, mit einem bloßen Hemde bekleidet, in eine Kammer gestellt, welche in der Nähe der Krankenzimmer des Lazareths liegt. — In der Nacht, als im ganzen Gebäude Alles still ist, schleicht ein Mensch durch den Korridor; die Thür der Kammer, in welcher die Leiche liegt, dreht sich leise in ihren Angeln. Den Posten schauderts. — Wer kann es sein, der um die Mitternachtstunde der Todten einen Besuch macht? — Er wagt sich nicht in die Nähe der Thür. Die Eltern der Gestorbenen sind inzwischen trostlos; der Schmerz und Gram über den Verlust ihres Kindes lassen sie nicht schlafen. Mr. Smith findet keine Ruhe, er kann dem Verlangen nicht widerstehen, sein Kind noch in der Nacht auf dem Todtenbett zu besuchen. Mit einem Licht in der Hand betrat er den Korridor. Der Posten steht zitternd, am Ende desselben und winkt Mr. Smith geheimnißvoll zu:

„Gehen Sie nicht dahin, Sir!" flüsterte er.

„Warum nicht?"

„Es spuckt dadrinnen."

„Was? Es spuckt?"

„Ja, es ist Jemand drinnen bei Ihrer Tochter."

„Wer?"

„Ein Gespenst, oder der leibhaftige Teufel. Ich hörte vorhin, als ich mich etwas näher schlich, ein Geräusch, wie wenn die Federn der Matratze knackten; es war gerade, als ob sich die Todte auf ihrem Lager bewege, und dabei hörte ich von einer Männerstimme einen fürchterlichen Fluch ausstoßen!"

„Einen Fluch!" widerholte Mr. Smith angstbeklommen

„Ja," fuhr der Posten fort, „ich hörte von einer tiefen Stimme die Worte sprechen: „„Ich habe es geschworen; es **muß** geschehen!""

Dem entsetzten Vater standen die Haare zu Berge. Der Posten schien ihm noch mehr berichten zu wollen; aber er wartete

das Ende des Berichtes nicht ab, sondern keuchend vor Angst stürzte er nach der Kammer, wo sein geliebtes Kind lag. Er öffnete — sein erster Blick war auf das Lager, auf welchem seine Tochter lag; .... da — das Licht entsank seinen Händen. Er stieß einen fürchterlichen Schrei aus." —

Je weiter die Erzählung vorrückte, desto unruhiger wurde Payne. Bald sprang er auf und ging in das Nebenzimmer, bald kam er wieder und sah zum Fenster hinaus, bald warf er mit zusammengebissenen Lippen mißtrauische Blicke auf seinen Gefährten, welche dieser mit boshaftem Grinsen erwiderte: bald ballte er wüthend die Faust hinter dem Rücken des Erzählers, kurz, er geberdete sich in einer Weise, welche Jemand, der ihn beobachtet hätte, höchst auffallend gefunden haben würde. Zum Glück für ihn waren die Zuhörer viel zu gespannt auf den Ausgang der Geschichte, um auf ihn zu achten. —

„Und was war es, was Mr. Smith sah, als er in die Kammer trat?" fragte mit gespannter Erwartung der Kaminkehrer.

„Er sah," fuhr der Packetträger fort; „daß die Leiche nicht allein auf der Matratze lag; ein Mann lag neben ihr, sie in seiner Umarmung haltend!"

„Unglaublich!"

„Gräßlich!"

„Nichtswürdig! — Abscheulich!"

„Das muß ein Verrückter gewesen sein!"

„Du hast Recht!" sagte Bill zu dem, der zuletzt gesprochen hatte. „Es war, so wie Du sagst. Der Mann, der neben der Leiche auf der Matratze lag, sprang auf, rannte Mr. Smith über den Haufen und eilte durch den Korridor. Der empörte Vater jedoch raffte sich schnell auf, sprang ihm nach und schrie um Hilfe. Da ermannte sich auch der Posten. Der Entflohene wurde ergriffen und in ihm der gefangene Arzt Payne erkannt. Auf den Lärm versammelte sich eine große Menschenmenge, auch der Oberarzt erschien. Die Leiche wurde besichtigt, und es stellte sich heraus, daß sie geschändet war. Der Oberarzt erklärte — wie Du es eben thatest, Ned — dies sei die That eines Wahnsinnigen. Payne wurde deshalb in eine Zwangsjacke gesteckt und nach der Irrenstation transportirt."

„Man müßte das Ungeheuer hängen!" erklärte entrüstet der Karrenschieber.

„Das ist noch zu wenig," fügte der stämmige Arbeiter hinzu. „Ich habe gewiß Sympathie für den Süden und die Gefangenen des Südens, aber diesen Nichtswürden könnte ich mit meiner eigenen Faust mit kaltem Blute erwürgen."

„Aber bedenket, daß er verrückt war!" erinnerte mit einem sarkastischen Lächeln der Gentleman mit der Galgenphysiognomie mit

einem verstohlenen Blick auf Payne, welchen Blick Payne mit wüthendem Zähneknirrschen erwiderte.

„Ei was, verrückt oder nicht! Solche Scheußlichkeit müßte aufs Härteste bestraft werden,“ entgegnete der Kaminkehrer.

„Ganz meine Meinung,“ stimmte der Gentleman mit der Verbrecherphysiognomie bei. „Und ich bin der Ueberzeugung, daß das Individuum, von dem die Rede ist, mit unseren Gesetzen einen schlimmen Conflict haben würde, wenn sich zufällig herausstellte, daß er nicht verrückt war. — Ich meine, daß ihm ein Platz zwischen Himmel und Erde sicher genug wäre.“

Er begleitete diese Worte wieder mit einem teuflischen Blick auf seinen Gefährten, was aber nur dieser allein bemerkte.

„Ich hätte das Vieh für würdig gehalten, den Galgen zu zieren,“ sagte der Arbeitsscheue; und halte die Strafe der Einsperrung ins Tollhaus für viel zu gering, aber auch diese Strafe erleidet er nicht einmal, denn der Nichtswürdige ist entsprungen; was Bill zu erzählen vergessen hat.“

Der allgemeine Unwillen und die Indignation, selbst bei diesen Leuten, die zur niedrigsten Hefe des Volkes gehörten, machten sich in einer Weise Luft, welche es Payne dringend gerathen erscheinen ließ, das Gespräch auf eine andere Bahn zu lenken. Allein alle seine Versuche, die er zu dem Zweck machte, scheiterten theils an dem Reiz, den die Geschichte auf alle Zuhörer ausgeübt hatte, theils an der boshaften Freude, welche Payne's Gefährte in seiner Unruhe und in seiner Wuth fand. Bob Harrold wußte stets das Gespräch wieder auf das Thema zu bringen, so oft es durch Paynes Operation auf einen andern Gegenstand überzugehen drohte.

Vergebens forderte Payne sie zum Trinken auf, vergebens bestellte er bei der mürrischen Kellnerin ein ganzes Faß Bier, um mit seinen Freunden, wie er die Gesellschaft nannte, auf M'Clellan's Wohl zu trinken. Vergebens begann er immer von Neuem, einen Gegenstand der Politik auf's Tapet zu bringen. — Bob Harrold machte ihm stets einen Querstrich, und fand darin bei der übrigen Gesellschaft die lebhafteste Unterstützung.

Je mehr Payne vor Wuth schäumte, desto fideler wurde sein Freund und mit desto größerer Seelenweide verweilte er bei der Geschichte von der Leichenschändung und bei der Strafe, die den vermeintlichen Verrückten erwartete, falls sich Jemand finden sollte, der ihn der Behörde auslieferte.

Payne hatte durch diese unaufhörlichen Nadelstiche dermaßen die Fassung verloren, daß er in Gefahr war, sich durch sein auffallendes Benehmen selbst zu verrathen, was ohne Zweifel geschehen wäre, wenn nicht ein Ereigniß in die Unterhaltung eine unerwartete Wendung gebracht hätte.

Die Thür öffnete sich ein wenig, und durch die Spalte quäkte die Stimme des Zeitungsjungen:

„Das Extrablatt des „Herold," Gentlemen!"

Gleichzeitig flog das angekündigte Zeitungsblatt durch die Spalte.

Der Arbeitsscheue stürzte sich sofort darauf und begann die Zeilen zu lesen, welche gleich oben mit fetter Schrift gedruckt standen:

„M'Clellan ist freigesprochen; jedoch seines Postens entsetzt. Den Oberbefehl über die Truppen der Union erhält der General Ulysses Grant. Wie verlautet, verlangt derselbe eine Verstärkung der Potomac=Armee um hunderttausend Mann; die Aushebungen werden deshalb unverzüglich beginnen."

„Da haben wir's!" rief der Arbeiter und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch. „Jetzt geht's mit den Aushebungen los; was wird uns übrig bleiben? — Wir lassen die Familien in Noth sitzen und lassen uns dieser nichtsnutzigen Schwarzen wegen todtschießen, der Teufel hole sie!"

Alle stimmten ihm bei; am lebhaftesten Payne, welcher hinzufügte:

„Und wer ist es, der seine Knochen zu Markt trägt? — Aber trinken Sie, Gentlemen; lassen Sie mich keine leeren Gläser sehen. Wenn das Faß zu Ende ist, wird Miß Lavvy nichts dawider haben, uns ein neues zu bringen. — Wer ist es, sage ich, der seine Knochen hergeben muß? . . . Der Arbeiter ist es, denn der Reiche hat Geld und kann sich einen Ersatzmann kaufen. Der Arbeiter muß sich vor die Geschütze Lee's treiben lassen, während der reiche Faullenzer hier schwelgt! — Trinken Sie, Gentlemen — erlauben Sie, daß ich mit Ihnen anstoße. — Dieser ganze Krieg ist bloß von den reichen Faullenzern ersonnen, um den Armen zu ruiniren, und wird nicht eher aufhören, als bis unsere Parthei an der Spitze steht!"

„Brav gesprochen, Sir!" rief der Arbeiter. „Reichen Sie mir Ihre Hand. Ich kenne zwar Ihren Namen nicht . . ."

„Ich heiße Robert."

„Also gut, Mr. Robert, ich gebe Ihnen Recht und bin ganz Ihrer Meinung, welche die allerrichtigste ist."

„Jawohl, Mr. Robert. Sie haben gut gesprochen Sir!" riefen Alle. „Mr. Robert, der Spender dieses Fasses, und der Mann von unserer Parthei, lebe hoch!"

„Aber was zum Teufel sollen wir denn machen, um das zu ändern?" nahm Einer das Gespräch wieder auf.

„Wie ich Ihnen bereits sagte, unsere Parthei muß an die

Spitze kommen," antwortete Payne. „Und zu dem Zwecke muß man die Männer zum Teufel schicken, die jetzt da oben sitzen und den Krieg ersonnen haben, da ist z. B. Sewart, der Premierminister."

„Jawohl, Sewart muß herunter! — Hm, ja — er ist zwar ein rechtschaffener Mann, aber um des allgemeinen Wohles willen muß er herunter."

„Und der Kriegsminister Stanton!"

„Auch der!"

„Und vor allen Dingen Lincoln selbst!"

„Halt da, Sir!" unterbrach ihn der Arbeiter. „So sehr ich auch in allen Dingen Ihrer Meinung bin, dagegen muß ich protestiren. — Lassen Sie Old Abem*) aus dem Spiele, wenn ich bitten darf!"

„Das ist auch unsere Meinung!" schrieen die Andern. „Reden Sie nichts von Old Abem, Sir!"

Payne fühlte, daß er zu weit gegangen sei; die Liebe und Verehrung wurzelte zu tief in den Herzen selbst der demokratischen Parthei, um so leicht daraus entfernt werden zu können; er lenkte deshalb schnell ein, indem er hinzufügte:

„Ich wollte sagen, vor allen Dingen müßte Lincoln Anstalten treffen, sich von dem Einfluß der Reichen frei zu machen, und die Nigger, diese Brut, welche all' das Unheil angerichtet hat, welche in neuester Zeit die scheußlichsten Mordthaten verübt — Sie haben ja selbst gehört, daß sie den Geistlichen zu Georgesville erschlagen haben — diese Bestien müssen vertilgt werden."

Wieder laute Beistimmung von allen Seiten.

„Es ist aber ein schweres Ding, das durchzusetzen," äußerte ein Irländer, welcher in der Aussicht, auf eine Umwälzung, die vortrefflichste Gelegenheit sah, seinen verbrecherischen Gelüsten in jeder Richtung Genüge zu thun. — „Wo finden wir einen Mann, der das durchsetzt?"

„Der Mann bin ich!" entgegnete Payne.

„Sie, Sir?"

„Ja, ich. Ich setze es durch. Natürlich mit Eurer Hilfe. Seid Ihr Männer, welche sich eine Ungerechtigkeit der Regierung nicht gefallen lassen wollen? Seid Ihr freie Männer?"

„Ja, das sind wir."

„So werdet Ihr nicht dulden, daß der Krieg fortgesetzt wird zum Unglück des Staates. Ihr werdet Euch gegen die Aushebungen wehren!"

---

*) Old Abem (der alte Abraham); so wurde mit einem Anstrich von Herzlichkeit und Vertraulichkeit gewöhnlich der Präsident Abraham Lincoln genannt.

„Ja, das werden wir, beim Henker, wir wollen uns nicht für die Reichen hinschlachten lassen!"

„Ihr werdet auch nicht zugeben, daß man Euch, den intelligenten Bürgern des freien Staates, die Nigger, diese Halbmenschen gleichstellt." —

„Nein, bei Gott, das ist ein Schimpf!"

„Gut, wascht diesen Schimpf ab, bringt die Regierung zur Raison. Ruft Eure Freunde zusammen, versetzt Euch mit Waffen, und an dem Tage, den ich Euch bestimme, da wollen wir losbrechen, die Werbebüreaus zerstören und die Aushebungslisten vernichten, — die Schwarzen zum Teufel schicken, und die da oben stehen, zwingen, uns das Ruder in die Hand zu geben. Wollt Ihr?"

„Das ist ein schöner Plan!" rief der Irländer entzückt, und sein gieriges Auge funkelte. — Aber Sir, Sie wissen, daß Derjenige, der sich Truppen wirbt, auch Bounty zahlen muß."

„Das will ich auch!" versetzte Payne. „Jeder von Euch, der mir oder diesem Gentleman" — er deutete auf Bob Harrold — „in die Hand gelobt, an dem zu bezeichnenden Tage an unserer Affaire Theil zu nehmen, erhält von mir sofort 20 Dollars zum Ankauf von Waffen. An dem betreffenden Tage selbst wird Jeder hinlänglich Gelegenheit haben, sich bezahlt zu machen — es fehlt ja in New-York nicht an reichen Abolitionisten," fügte er mit bedeutsamem Lächeln hinzu.

„Das wird ein Tanz — ha, ha, ha!" jubelte der Irländer. — „Her mit den 20 Dollars; ich lasse mich sofort anwerben."

Der Punsch, das Bier und das blanke Gold verfehlten ihre Wirkung nicht. Es blieb Keiner zurück. Jeder versprach, so viele Freunde zu gewinnen, wie möglich, und an diese sollte Harrold, der zu einer gewissen Stunde jeden Tages in dem Bierhause sein sollte, das Werbegeld auszahlen. Harrold sollte auch an dem verhängnißvollen 9. September den Banden das Signal zum Beginn der Revolte geben. Dann wurden die Gebäude, Institute und Persönlichkeiten näher bezeichnet, welche der Vernichtung preisgegeben werden sollten.

Es war während dieser Berathungen späte Nacht geworden.

New-York schlummerte in tiefem Frieden und ahnte nicht die unheilvolle Nähe des unsichtbaren Feindes.

Fünfzigstes Kapitel.

Eine Million Dollars.

Mr. Slowson, der Director der Westindischen Handelscompagnie zu Boston, hatte, so sehr ihm sonst die Ruhe über Alles ging, die Nacht, welche auf seine Unterredung mit Eugene Powel folgte, nicht geschlafen, denn jede Stunde hatte er die Nachricht vom Untergang der Alabama erwartet. Allein die Nachricht kam nicht. Der Morgen brach an, von der Alabama war nichts mehr zu sehen.

Was war aus dem Schiffe geworden? War es dem hochherzigen Jüngling gelungen, während des Sturmes, der die Nacht gewüthet, seine Heldenthat auszuführen? Lag er jetzt mit dem Schiffe in der Tiefe des Meeres? — Oder war sein Unternehmen gescheitert, und hatte er sein kühnes Wagestück mit einem schmählichen Tode gebüßt?

Das waren die Gedanken, die den alten Mann unaufhörlich beschäftigten. Bereits lange vor dem Beginn der Büreaustunden saß er in seinem Sprechzimmer und wartete auf irgend eine Nachricht. Allein Niemand kam; Nichts ließ sich sehen oder hören, was seinen Zweifel zu lösen vermochte. Die Beamten kamen nach und nach und setzten sich an die Arbeit, wie alle Tage, und auf keines Einzigen Gesicht war etwas von einem außerordentlichen Ereigniß zu lesen.

Da ging seine Geduld zu Ende. Er riß an der Klingel.

Sein Secretair erschien mit bestürztem Gesicht; woran theils das aufgeregte Aussehen des Directors, theils der Umstand schuld sein mochte, daß derselbe schon zu dieser Stunde im Sprechzimmer war.

„Schicken Sie sofort einen Boten zu Mr. Cobb, dem Hafencapitain und auch zum Lieutenant der Hafenconstabler Mr. Morris. — Ich bitte um ihren sofortigen Besuch.

Der Secretair verneigte sich und ging hinaus.

Da kam die Unruhe von Neuem über Mr. Slowson. — Gab es denn nichts, womit er sich bis zur Ankunft der Herrn Zerstreuung bereiten konnte? —

Richtig ja, es gab etwas.

„Die Vollstreckung seines Testaments!“ murmelte er. „Er gab mir einen Auftrag, ich bin es ihm schuldig, mich desselben unverzüglich zu entledigen.“

Er setzte sich an sein Pult und schrieb.

Als er seinen Brief vollendet hatte, klingelte er von Neuem.

„Hier diesen Brief an meinen Anwalt in New-York schicken Sie sofort an seine Adresse, und legen Sie diese Anweisung über 10,000 Dollars an die New-Yorker Bank bei.“

Als sich der Sekretair eben entfernt hatte, meldete ein Büreaudiener die Herren Cobb und Morris.

Lassen Sie sie unverzüglich eintreten!“ rief der Director.

Die Herren waren nicht wenig überrascht, zu so ungewohnter Stunde vor den Herrn Director beschieden zu werden, den sie um diese Zeit beim Frühstück vermutheten, und schon daraus, daß er diesen für ihn fast über Alles wichtigen Akt ausgesetzt hatte, mußten sie schließen, daß es sich um einen Gegengand von ungewöhnlicher Wichtigkeit handle.

„Sie sahen die schwarze Fregatte, welche gestern in der Nähe von Lynnes-Eiland ankerte?“ redete er mit einer Hast, welche sie an ihm befremdete, die beiden Herren an.

Sie bejahten Beide die Frage.

„Sie ist unter Segel gegangen?“ fragte er weiter.

„Sie hat gestern Abend die Anker gelichtet und zwar unter den Vorboten einer Bö,“ antwortete der Hafencapitain. „Ich wunderte mich nicht wenig darüber, um so mehr, als sie den gefährlichen Weg durch die Meeresstraße nahm zwischen der Insel und dem Festlande hindurch.“

„Nun, und was ist aus der Fregatte geworden?“ fragte Mr. Slowson, indem er Auge und Mund zur Hilfe zu nehmen schien um die Antwort zu hören.

„Sie muß einen unserer besten Lootsen an Bord gehabt haben, denn ich habe noch nie bei solchem Winde ein Schiff die Straße so sicher passiren sehen.“

„Unmöglich, Sir!“

„Wie ich Ihnen sage, Herr Director. Da mich die Manöver dieses herrlichen Schiffes sehr interessirten, so verfolgte ich es mit dem Fernrohr.“

„Sie sagen, es kam glücklich hindurch?“

„Ich sage, es hat auch nicht an einem Fädchen Haverie gelitten. Nur ein einziges Mal — es war zwischen der südöstlichen Klippengruppe nahe bei den Teufelsriffen — glaubte ich, es würde aufrennen, ja ich erwartete jeden Augenblick die schreckliche Katastrophe, allein es geschah nicht.“

„Es geschah nicht!“ wiederholte der Alte beklommen.

„Nein,“ fuhr der Erzähler fort. „In dem verhängnißvollen Augenblick machte das Schiff eine Wendung so sicher und zugleich so leicht und elegant, wie ich — bei dem Winde wenigstens — selten gesehen habe. Wie ich sage, das Schiff muß einen unserer

besten Lootsen an Bord gehabt haben, sonst wäre es unfehlbar verloren gewesen."

Als Mr. Cobb schwieg, durchschritt der Director unruhevoll mehrere Male das Zimmer; endlich stand er still vor seinen beiden Gästen und schien mehrere Male ansetzen zu müssen, ehe er die Frage herausbrachte:

„Und wissen Sie, was das für ein Schiff war?"

„Ich meine, es ist eine der neugebauten Fregatten der Union, so viel ich mit dem Fernrohr sehen konnte, trug es nur eine Nummer."

„Es war so wenig eine Fregatte der Union," antwortete Mr. Slowson, „als der Lootse, den es an Bord hatte, beabsichtigte, es glücklich auf die hohe See zu bringen. — Meine Herren, das Schiff war die Alabama!"

Hätte vor beiden Herren plötzlich eine Bombe eingeschlagen, sie hätten nicht mehr zusammenfahren können als bei diesem Worte.

„Die Alabama!" riefen sie wie aus einem Munde.

„Ja," sagte Slowson, „und der Lootse, den das Schiff an Bord hatte, das ist der brave Lieutenant Powel von der Brigg Contest."

„Oh, Sir, das kann nicht sein," antwortete Cobb. „Ich kenne Powel als einen Ehrenmann."

„Dafür halte ich ihn auch," erwiderte Mr. Slowson und begann die Unterredung mitzutheilen, welche er mit Eugene Powel hatte.

Als er geendet hatte, sah er Cobb bedenklich den Kopf schütteln.

„Wenn die Sache sich so verhält," sagte er, „so muß ich meine Erklärung widerrufen, daß Powel ein Ehrenmann ist!"

„Sie meinen, er hätte die Alabama nicht vernichten wollen?"

„Nein, Sir, das hat er nicht gewollt. Ich kenne die Straße und ihre Gefahren, und weiß, daß es eine Kunst ist, hindurch zu kommen."

„Vielleicht hat man seinen Plan durchschaut, ihn über Bord geworfen und es ohne Lootsen möglich gemacht, sich hinaus zu finden."

„Kein Gedanke, Mr. Slowson, nur ein ganz erfahrener Lootse kann das möglich machen. Es giebt keinen Seemann an der ganzen Küste der vereinigten Staaten, der das könnte, wenn er nicht diese Gewässer so genau kennt, wie die Falten seiner Weste. — Nein, nein, Sir, Powel ist gedungen, verlassen Sie sich darauf."

Dem alten Manne wirbelte es im Kopfe. Wieder durchmaß er in hastigen Schritten das Zimmer, er rief sich jedes Wort der Unterredung zurück; er legte sich die Frage vor, weshalb denn Powel

ihm überhaupt die Mittheilung gemacht habe, daß jenes Schiff die Alabama sei. Mr. Morris fand die Erklärung dazu.

„Die Sache ist einfach die," antwortete er; „daß er Ihnen Schweigen auferlegen wollte. Er hat gefürchtet, daß man gegen jenes Schiff Verdacht hege, und daß im geeigneten Moment die Kanonen unseres Forts es in den Grund bohren könnten."

Slowson mochte sich gegen die Meinung der beiden Officiere sträuben, so viel er wollte, es mußte sich nach reiflicher Ueberlegung doch herausstellen, daß sie Recht hatten, und mit einem Seufzer räumte er endlich ein:

„Ja, es kann nicht anders sein, es war Verrath."

Er holte jetzt den Brief des Kriegsministers der Conföderation heraus und zeigte ihn den beiden Herren.

„Es ist noch nicht Alles verloren," sagte er, auf den Schluß des Briefes deutend. „Sehen Sie, hier wird angezeigt, daß man dem New-Yorker Banqier, an welchen dieser Brief gerichtet war, die erbeuteten Gelder ausliefern wird, versuchen wir, ob wir die Leute, welche mit der Ablieferung des Geldes beauftragt sind, nicht erwischen können. Das ist nun Ihre Sache, Mr. Morris, nehmen Sie einige Ihrer Hafen-Constabler, und lassen Sie alle Punkte, wo eine Landung möglich ist, genau bewachen, untersuchen Sie jedes verdächtige Boot. Sollten wir die Million Dollars, von welcher hier die Rede ist, in unsere Hände bekommen, so hätten wir doch einigen Ersatz dafür, daß wir die Alabama haben entschlüpfen lassen."

„O," rief Capitain Cobb, „die Sache ist nicht schwer; das Fahrzeug, welches die Gelder an Bord hat, ist kein anderes, als der räthselhafte Schooner, der bereits seit vorgestern Abend an unserer Küste umherkreuzt, und der, wie ich selbst gesehen habe, mit der schwarzen Fregatte communicirte. Haben Sie bei Ihrer Jagd vor allen Dingen auf den Schooner Acht, Mr. Morris; ich werde sofort an den Commandanten des Forts berichten, daß man auf ihn feuere, sowie er sich in die Schußweite unserer Kanonen begiebt."

Da Mr. Slowson nichts mehr hinzuzufügen hatte, so entfernten sich die Herren und begaben sich sofort an die Lösung ihrer wichtigen Aufgabe; Mr. Cobb nach dem Fort, um dort die nöthigen Maßregeln zu treffen, Mr. Morris aber begab sich, von einigen Constablern begleitet, auf seinen Posten nach der Küste, um die Million Dollars abzufangen. —

Der Schooner „Sea-bright" kreuzte noch immer lustig vor dem Hafen von Boston; und zwar in einer Distanz, welche es den Kanonen des Forts unmöglich machte, ihn auch nur im mindesten zu incommodiren.

Der Kapitain Cobb wollte deshalb den Vorschlag machen, ihm

ein Kanonenboot oder einen von den Küstenkreuzern im Hafen auf den Pelz zu schicken, um ihm den Garaus zu machen, allein ein Blick auf die Bauart des Schiffes, seine unverhältnißmäßig hohen Masten und schlanken Spieren und die vorzügliche Takelage mußte ihn überzeugen, daß es ein thörigtes Unternehmen sei, ihn auf offener See einholen zu wollen. Wenn sich also das verdächtige Schiff nicht eine Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen ließ und sich an einen Ort begab, wo es von den Kanonen erreicht werden konnte, so war — das sah Mr. Cobb ein — jede Hoffnung, des Schiffes Herr zu werden, vergeblich.

Desto mehr Hoffnung aber hatte Mr. Morris, der Lieutenant der Hafenconstabler, die in Aussicht stehende Beute von einer Million Dollars zu erhaschen.

Im Hafen selbst konnte das Boot, welches das Geld an's Land bringen mußte, nicht landen, denn dort wurde von der Hafenpolizei jedes Boot revidirt. Es mußte also außerhalb des Hafens geschehen.

Der einzige Ort aber, wo die Landung eines Bootes möglich war, befand sich jenseits des Hügels, auf welchem das Wirthshaus zur blauen Flagge lag, es war dort eine weite nur hin und wieder von einigen Erderhöhungen oder Felsenvorsprüngen unterbrochene Strandebene, und wenn Morris einen dieser Vorsprünge als Hinterhalt benutzte, so konnte er jedes Boot sehen, welches sich dem Lande näherte.

Mit schlauer Berechnung wählte er denn auch diesen Platz. Er schlich mit seinen Leuten um den Hügel herum, um sich hinter einen Felsen zu begeben, welcher ihn und seine Leute verbarg, ohne ihnen zugleich die Aussicht auf die See zu beschränken.

Morris wandte kein Auge von der Sea-bright. Mit seinem Fernrohr verfolgte er jede ihrer Bewegungen, beobachtete jede Veränderung ihrer Segel und Alles, was an Bord vorging, allein, er fand nichts Verdacht Erregendes, namentlich bemerkte er nicht, daß der Schooner ein Boot aussetze.

Stunde auf Stunde verging, die Sonne stand im Mittage, und noch harrten die Späher mit derselben Geduld auf ihrem Posten aus. Der Hunger fing an, sich ihnen bemerkbar zu machen, die Sonnenstrahlen glühten auf dem Sande, und keine Aussicht auf irgend einen Erfolg war vorhanden. Aber sie harrten aus — handelte es sich doch um nichts Geringeres, als um eine Million Dollars! —

Da knisterten Fußtritte in dem Kies, mit welchem das Plateau des Felsens, hinter welchem sie geborgen lagen, bedeckt war.

Morris horchte auf.

„Wer kann hierher kommen?“ dachte er. „Wenn es Fischer

sind, die in der Bucht fischen wollen, so gehen sie nicht den Felsen hinauf, sondern sie passiren die Schluchten, um zu ihren Böten zu gelangen."

Die Sea-bright segelte eben in grader Richtung vor ihnen kühn und leicht vorüber.

Fast gleichzeitig aber, als Morris das Geräusch der Fußtritte gehört hatte, bemerkte er, daß der Schooner seine Segel beschlug, um eine Wendung zu machen. Noch nicht zehn Minuten später hatte er eine Richtung eingeschlagen, welche ihn den Augen der Späher völlig entzog; denn der Landrücken, welcher sich südlich der Bucht erstreckt, verbarg ihn ihren Blicken.

„Höchst sonderbar!" sagte der Lieutenant zu den beiden andern Beamten. „Bleiben Sie hier auf dem Posten, ich werde auf den Felsen steigen, und versuchen, ob ich von dort das Schiff sehen kann." —

Er mußte, um auf den Felsen zu gelangen, einen ziemlich weiten Umweg machen, da die Abdachung desselben nach dem Lande zu eine sehr allmählige war. Als er endlich die Stelle erreichte, wo ein schmaler Fußpfad hinaufführte, sah er Niemanden, nur in einiger Entfernung, die Chaussee hinauf, fuhr ein Reisewagen der Stadt zu.

Das war etwas, was dem Polizeibeamten nicht weiter auffallen konnte, vielmehr beachtete dieser den Wagen kaum, und verfolgte desto eifriger den Weg den Felsen hinauf, der Stelle zu, wo er die Fußtritte gehört hatte.

Aber auch dort war Niemand, doch zeigten sich die Spuren von Fußtritten auf dem Kiespfade, welche bis an den Rand einer ziemlich breiten Felsspalte führten, in welcher Gestäuch wuchs.

„Sicherlich waren es die, welche das Geld in Empfang nehmen sollten," murmelte er. „Aber wo sind sie?"

Der einzige Ort, wo sie sich verbergen konnten, war eben die Felsspalte. — Aber wie sollte er hinab gelangen, um dieselbe zu durchsuchen? — Von oben konnte er nichts sehen, denn das Laubwerk des Gesträuchs füllte die Spalte in ihrer ganzen Breite aus. — Aber wie, wenn er vorsichtig das Gesträuch auseinander bog? —

Er legte sich platt auf den Boden und versuchte mit der Hand das Gesträuch zu erreichen, allein er konnte kaum die obersten Gipfel desselben erreichen, geschweige denn, es so viel auseinander biegen, um zu sehen, ob Jemand darunter verborgen sei.

Sollte er den Sprung hinab in diesen Winkel wagen? — Es wäre vergebens gewesen, denn ohne Zweifel waren es verwegene Buben, die mit einem so riskanten Geschäft betraut waren, und wenn sie ihn knebelten und bänden, so war Alles verloren. Nein,

nein; er mußte sich von ihrer Anwesenheit überzeugen ohne, daß sie es merkten.

War denn nichts zur Hand, womit er hätte das Gesträuch zurückbiegen können? — Richtig, es war ein passendes Instrument da: auf einem etwas erhöhten Punkte des Felsenplateau steckte ein Ruder umgekehrt in der Erde.

Frohlockend zog es Morris heraus und schlich sich damit an die Felsspalte.

Vorsichtig das Rauschen des Laubes vermeidend, bog er dasselbe zurück und zwar an verschiedenen Stellen.

Es war Niemand da.

Morris war auf's Höchste erstaunt, und stand nachdenkend, das Ruder in der Hand, um sich dies Resultat auf irgend eine Weise zu erklären. Aber so viel er auch sann, es blieb ihm unerklärlich, was hier Jemand habe auf dem Felsen gemacht, wenn er sich dort nicht habe verbergen wollen. Daß der Mann oder die Männer, wenn es mehrere waren, umgekehrt seien, das unterlag keinem Zweifel; aber wenn sie wieder umkehren wollten, weshalb kamen sie denn hierher? — Hatten sie Verdacht geschöpft, daß man ihnen auf der Spur sei? — Nein, das konnten sie nicht, denn der Versteck, wo sich die Polizeibeamten befanden, war ein sehr sicherer.

Halt! — Jetzt fiel es ihm ein! Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn.

„Das Ruder, das Ruder, was dort zwischen dem Gestein steckte!" rief er. — „Ich Kurzsichtiger, daß ich nicht gleich daran dachte, daß es ein Signal sei. Der Mann, dessen Fußtritte ich hier vernahm, hat weiter nichts gethan, als das Ruder hierher gesteckt!"

Schnell stellte er das Ruder wieder an den Platz, wo er es weggenommen.

„Verdammt!" brummte er. „Die Unvorsichtigkeit, daß ich das Ruder wieder weg nahm, ist ihnen möglicher Weise wohl gar ein Warnungssignal gewesen. — Wo ist der Schooner?"

Er hatte bei seiner Durchsuchung des Plateaus gar nicht daran gedacht, sein Augenmerk auf das Fahrzeug zu richten. Es wäre auch vergebens gewesen, denn der Landrücken verbarg ihm dasselbe noch immer, er sah nichts als die Spitzen der Masten über den Hügel hervorragen.

„Das Ruder war nichts, als ein Signal," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. „Einige Minuten, nachdem ich die Fußtritte über mir hörte, machte das Schiff eine Wendung. Ohne Zweifel haben sie ein Boot ausgesetzt!"

Seine Augen flogen mit fieberhafter Spannung über die Fläche der See.

„Bei Gott, da segelt eine Pinasse um die Spitze des Landrückens gerade in die Bucht hinein!"

Morris eilte, so schnell er konnte, zu seinen Gefährten zurück.

„Haben Sie etwas bemerkt?"

„Ja, wohl, Sir; sehen Sie die Pinasse dort? — Die ist ganz sicher von dem Schooner ausgesetzt, die hat die Million an Bord, verlassen Sie sich darauf."

„Sonst haben Sie nichts Verdächtiges gesehen?"

„Nun, ich meine," antwortete einer der Beamten, „daß sich dieses Fahrzeug verdächtig genug macht. Sehen Sie, es hält wieder vom Lande ab, es muß ihm etwas Verdächtiges aufgestoßen sein. Bemerken Sie, Sir, wie es absichtlich vermeidet in die Nähe eines der Fischerboote zu kommen. — Meiner Treu, das sieht verdächtig genug aus."

Morris nahm das Fernrohr.

In der Pinasse befanden sich zwei Männer, von welchen der Eine mit einem Fernrohr sorgfältig die Küste zu durchspähen schien.

Die Polizeibeamten zogen sich tiefer in ihren Versteck zurück.

„Gott sei Dank!" sagte Morris; „sie haben es nicht bemerkt, daß ich das Ruder weggenommen hatte, sonst wären sie längst umgekehrt. Die Million ist uns so gut wie gewiß!"

„Sehen Sie nur, Mr. Morris!" versetzte einer der Beamten, „wie die Pinasse sich vor jeder Beobachtung hütet. — Sie scheint sich sogar vor dem Lachsfischer da zu fürchten, denn sie hält wieder ab vom Strande."

Diese Andeutung bezog sich auf ein kleines Fischerboot, welches seit einiger Zeit an dem Ausläufer des Landrückens lag — man hatte wenig darauf geachtet, seit wann es dort lag, da die verdächtige Pinasse die ganze Aufmerksamkeit der Beamten in Anspruch nahm. Es waren in dem Boote drei Männer beschäftigt, ihre Netze den Strand entlang auszuwerfen und die gefangenen Fische in einen durchlöcherten Kasten zu thun, welchen sie an dem Boot angebunden hatten.

Die Pinasse machte inzwischen mehrere Versuche zu landen, aber gab diese Versuche jedes Mal wieder auf und zog sich dann weit aus der Bucht in die See zurück.

Der Abend dämmerte bereits. Hunger und Ermüdung fingen immer dringender an auf die Verfolger ihr Recht geltend zu machen. Wenn die Pinasse bei diesem unschlüssigen Manövriren blieb, so konnten sie vielleicht noch ganze 24 Stunden auf der Lauer liegen, ohne ein Resultat zu erreichen.

Es war ihnen jetzt keinen Augenblick zweifelhaft, daß die Pinasse die zu erhaschende Beute an Bord trug. Morris gab also, um die endlose Geduldprobe abzukürzen, den Befehl, daß zwei Mann mit

ihm ein Boot besteigen sollten, um der Pinasse entgegen zu fahren.

Um möglichst wenig Aufsehen und Verdacht zu erregen, fuhren sie, als ob sie eine Vergnügungsfahrt machten nahe am Strande hin.

Ihr Weg führte sie nahe an dem Boot der Lachsfischer vorüber.

Die Fischer, Männer in schmutzigen Jacken von grünem Wollenzeuge, und verwitterten Strohhüten, achteten nicht auf sie, sondern fuhren in ihrer Arbeit ruhig fort.

„Aus der Gleichgiltigkeit, mit der diese Leute uns ansehen,“ bemerkte Morris, „können wir schließen, daß wir nichts Auffallendes an uns haben. — Sie, da, halten Sie etwas näher heran, ich will die Leute einmal fragen, ob sie Genaueres über die Pinasse wissen, sie können uns sicherlich auch von dem letzten Skrupel, ob sie der gesuchte Vogel ist oder nicht, befreien!“

Der Constabler, der das Steuer führte, gehorchte und hielt gerade auf das Fischerboot los.

„Den Teufel, Sir!“ rief einer der Fischer ihm entgegen, ein junger Mann mit ziemlich hübschem Gesicht und kokettem Schnurrbart und von zarterer Gesichtsfarbe, als Fischer gewöhnlich zu haben pflegen. — „Sie fahren uns in die Netze!“

„Kümmern Sie sich nicht darum,“ gab Morris zurück, „wenn Ihre Netze Schaden leiden, so bezahle ich sie Ihnen, aber ich will mit Ihnen sprechen.“

„Das lassen Sie hübsch bleiben!“ erwiderte ein alter, struppiger Seebär. — „Wir lieben es nicht, uns hier durch andere Leute die Fische verjagen zu lassen, oder denken Sie, wir arbeiten hier zum Spaß? Reden Sie mit wem Sie wollen, aber lassen Sie uns in Ruhe.“

„Gemach, alte Theerjacke!“ antwortete Morris freundlich. „Ihr sollt durch mich keinen Schaden haben.“

Sie hatten die Stelle, wo die Netze lagen, jetzt durchfahren und in der That das große Netz total zerrissen.

„Da haben wir die Bescheerung!“ rief der Alte zornig die Faust ballend. „Scheeren Sie sich zum Teufel, Sir!“

„St!“ mahnte der junge Mann, nachdem er die Kommenden mit einem scharfen Blicke gemustert. — „Entschuldigen Sie meinen Vater, Sir,“ sagte er zu Morris, „er ist ein wenig seemännisch.“

„Sie sind es nicht, wie es scheint?“ antwortete der Lieutenant, der auch seinerseits den Jüngling vom Kopf bis zu den Füßen prüfend ansah.

Die beiden Boote lagen jetzt Bord an Bord.

„In der That nicht,“ antwortete der junge Mann. „Ich war

früher Cigarrenmacher, aber wegen des Krieges geht das Geschäft schlecht, und da helfe ich jetzt meinem Vater bei seinem Gewerbe."

„Das machen Sie recht. Oh, ich sah es Ihnen auf den ersten Blick an, daß Sie in diesem Geschäft ein Neuling sind. Unsereiner versteht sich darauf . . ."

„Wollen Sie weiter nichts," unterbrach ihn der Alte, „als meinen Sohn nach seinen Talenten fragen? In dem Falle muß ich Ihnen sagen, daß er, wenn er auch von der Fischerei nicht viel los hat, doch versteht, seinem Vater beizustehen, um sich zudringliche Neugierige vom Halse zu schaffen. — Das Netz kostet vierzig Dollars, Sir."

„Sehr gut, Alter, holen Sie sich die Summe morgen früh vom Bureau der Hafen-Inspection."

„Ach so!" sagte der Alte und lüftete seinen Strohhut. „Sie sind der Herr . . . Ih, ich dachte nicht daran. — Nichts für ungut, Herr . . ."

Er kniff verschmitzt ein Auge zu und stieß den jungen Mann in die Seite, der ihm lächelnd zunickte.

Glücklicher Weise blieb diese Zeichensprache von Morris unbemerkt, derselbe wandte sich wieder an den Alten.

„Allerdings ich bin der Lieutenant Morris, und meine Aufdringlichkeit, wie Sie es nennen, Alter, hatte den Zweck, Sie über jene Pinasse etwas zu fragen."

„Die Pinasse da, Sir?" antwortete der Alte, der mit einem Male sehr freundlich und gesprächig zu werden schien, während er aber zugleich seinen Gefährten heimlich mit dem Ellenbogen bearbeitete. — „Die Pinasse da, die dort umher fährt, als ob sie die Stelle suchte, wo vor hundert Jahren ein Schatz versenkt ist?"

„Dieselbe," antwortete Morris, „die dort in diesem Augenblicke in der Bucht zu landen versucht. Aber geben Sie Acht, sie landet nicht, sondern wird umkehren, sie hat es schon mehrmals so gemacht."

„Das habe ich auch schon bemerkt," entgegnete der ehemalige Cigarrenmacher, „es ist mir auch längst aufgefallen. Ich habe schon zu meinem Vater gesagt: der da muß kein gut Gewissen haben, sagte ich, er kommt mir so vor, als fürchtete er unberufene Zeugen seiner Landung. — Sagte ich das nicht, Vater?"

„Versteht sich, sagtest Du das, mein Sohn," bestätigte der Fischer, „und ich fügte hinzu: daß ich meine, es müßte etwas mit ihren Zoll-Papieren nicht richtig sein."

„Es scheint so etwas," sagte Morris vorsichtig. „Habt Ihr vielleicht gesehen, wo die Pinasse herkam?"

„Versteht sich," antwortete der Alte bereitwillig. „Wir haben

gesehen, wie sie von dem Schooner abstieß, den wir hier herum schon seit vorgestern kreuzen sehen.“

Morris blickte seine Gefährten an, als wollte er sagen: „Seht Ihr? Es ist kein Zweifel mehr!“

Laut fuhr er dann fort:

„Ich danke Ihnen für Ihre Auskunft. Wir werden einmal versuchen, Jagd auf die Pinasse zu machen. So wie sie wieder einen Landungsversuch macht, schneiden wir ihr die Rückkehr ab.“

Um aber den Leuten, die ihm diese wichtige Auskunft gegeben hatten, sich wenigstens durch einen Beweis seiner Herablassung erkenntlich zu zeigen, that er im wohlwollenden Tone die Frage:

„Viel gefangen heute?“

„I nun, es geht!“ antwortete der Alte. „Die beste Zeit kommt erst. Hätten Sie uns nicht das Netz zerrissen . . . .“

„Ich werde dafür sorgen, daß Euch auch dieser Schaden ersetzt wird, der Ausfall vom Fang. — Ah, ich sehe, Ihr habt da eine Kiste, ohne Zweifel mit Mundvorrath,“ unterbrach sich Morris, auf eine Kiste deutend, welche, von Segeltuch halb verdeckt, unter einer Ruderbank stand, und nach dem, was man von derselben sah, wenig zu der Ausrüstung eines Fischerbootes paßte. — „Meine Leute sind hungrig, und ich würde Euch sehr dankbar sein, wenn Ihr Ihnen etwas abgeben würdet.“

Der junge Fischer wechselte ein wenig die Farbe bei der Anspielung auf die Kiste, und der Alte blickte verlegen bald auf die Kiste bald auf seinen Sohn. Aber Keiner antwortete.

Morris deutet dies Zögern offenbar falsch.

„Genirt Euch nicht, wenn Eure Speisen vielleicht nicht zu den delikatesten Leckerbissen gehören,“ sagte er, „wenn Jemand hungrig ist, so fragt er nicht darnach, ob das Brod einen Schatten schwärzer ist oder nicht.“

„Wir haben in der That nichts mit, Sir,“ antwortete der junge Mann, der inzwischen seinen Gleichmuth wieder gewonnen hatte.

„Oh, geht!“ rief Morris, „die Fischer werden ohne Lebensmittel auf den Fang fahren! Ziert Euch nicht, holt nur einmal die Kiste da hervor. Wenn ihr Inhalt ihrem Aeußeren entspricht, so können die Speisen nicht schlecht sein, denn die Kiste ist eigentlich zu elegant, um als Ausstattung eines Fischerbootes zu dienen.“

Morris langte mit der Hand über den Bord und warf das Segeltuch ein wenig von der Kiste zurück. Dieselbe war von Eichenholz mit Stahlbeschlag und einem starken Vorlegeschloß versehen.

Des alten Fischers Antlitz wurde erdfahl, und sein Sohn zuckte zusammen. Seine Hand fuhr unter die grünwollene Jacke und erfaßte dort den Griff eines Pistols.

Er brauchte dasselbe nicht herauszuziehen, denn in diesem Augen-

blick sprang der dritte Fischer, der bisher anscheinend theilnahmlos da gesessen und dem Gespräch kaum zugehört zu haben schien, hinzu und überreichte Morris eine Flasche.

„Da, nehmen Sie, Sir," sagte er. „Wir haben zwar weiter nichts zur Stärkung bei uns, aber, da wegen des zerrissenen Netzes aus dem Fange nichts wird, und wir gleich nach Hause fahren werden, so brauchen wir's nicht. — Wenn Sie aber die Pinasse abschneiden wollen, so müssen Sie eilen, Sir, denn sehen Sie nur hin, sie benutzt das Licht der Dämmerung, um in die Bucht zu fahren."

Wahrhaftig, er hatte Recht, die Pinasse machte einen entschlossenen Landungsversuch als zuvor.

„Vorwärts!" rief Morris seinen Leuten zu. „Setzt die Ruder ein — zieht was Ihr könnt — achtet nicht auf Eure Müdigkeit; bedenkt, es gilt eine Million Dollars!"

Das Constablerboot flog davon. In dem Moment aber, als sie ihre Beute schon sicher zu haben glaubten, wandte das Boot und pfeilschnell schoß es wieder hinaus auf die See, und es blieb weiter nichts übrig, als einen neuen Landungsversuch abzuwarten.

Das Boot der Lachsfischer ward anscheinend mit der diesen Leuten eignen bedächtigen Langsamkeit dem Lande zugerudert. Dort packten sie ihre Geräthe aus und auch — die stahlbeschlagene Kiste. Die beiden Alten faßten dieselbe an ihren massiven Griffen, der Jüngere deckte einen Haufen Taue und Segelwerk darüber, daß davon nichts zu sehen war und so trugen sie die Kiste bis an die Landstraße, wo eben wieder die Reisechaise vorüber fuhr, welche vorher Morris bereits bemerkt hatte.

Aaron Levy steckte seinen Kopf aus dem Wagen. Der junge Mann grüßte ihn freundlich und reichte ihm die Hand.

„Ah, Sie sind es selber, Lieutenant Sinclair!" rief der Banquier. „Ist's gut geglückt, ich hoffe, Sie riskiren nichts."

„Nein, nein!" antwortete der Befehlshaber der Sea-bright lachend, „wir riskiren nichts, obwohl die Constabler auf uns Jagd machen, welche in diesem Augenblick der Meinung sind, den Schatz schon in der Tasche zu haben." —

Eine Stunde später war Aaron Levy mit seinem Schatz wohlgeborgen in einem Coupé der Eisenbahn, auf dem Wege nach New-York.

Die Fischer begaben sich jetzt eiligst nach ihrem Boot zurück. Die beiden Alten ergriffen die Ruder, Sinclair setzte sich an's Steuer, und so fuhren sie wieder hinaus.

Morris, der mit seinen Leuten noch immer auf der Lauer lag und auf die Pinasse wartete, sah die Fischer wieder vom Lande abstoßen.

„Sie werden ein neues Netz geholt haben," dachte er, „und den Fang fortsetzen wollen."

Die Fischer aber dachten daran nicht, sondern ruderten aus Leibeskräften auf die See hinaus.

„Aufgepaßt, die Pinasse kommt wieder heran!" rief der Lieutenant seinen Gefährten zu.

Diesmal aber wich die Pinasse nicht mehr wie vorher jenem Fischerboote aus, sondern segelte gerade auf dasselbe zu. Das schwindende Licht des Tages und die nicht allzuweite Entfernung gestatteten gerade noch zu sehen, daß die drei Fischer in die Pinasse einstiegen, daß diese dann von jedem ferneren Landungsversuche abstand, sondern schleunigst das Weite suchte, bis sie neben dem Schooner anlangte, der Mannschaft und Boot aufnahm und dann sofort mit dem planlosen Kreuzen aufhörte, vielmehr mit allen Segeln durch die Straße von Lynnes-Eiland hindurchfuhr und — Dank der Zurechtweisung Powels — die hohe See gewann, so sicher und so ungefährdet, als wäre er vom besten Lootsen geführt.

„Tod und Teufel, die Fischer steckten mit den Kerlen unter einer Decke!" rief Morris beide Fäuste ballend; „und ich ahnte es nicht!"

Verstimmt und niedergeschlagen kehrten die Constabler um. Sie beeilten sich nicht sonderlich, da sie das drückende Bewußtsein quälte, daß am Lande ihrer nicht besonderer Beifall harrte.

Zur Vermehrung ihers Verdrusses trieben ihnen die Wellen gerade das verlassene Fischerboot entgegen. Morris warf einen grimmigen Blick darauf. Da fiel ihm ein Stück Papier auf, welches am Boden des Fahrzeuges lag. Er enterte schnell dasselbe und hob das Blatt auf.

Es standen auf demselben mit Blei und so groß geschrieben, daß die Schrift selbst im Licht der Dämmerung zu lesen war, die Worte:

„Dies Boot macht der Hafen-Inspection zu Boston aus Dankbarkeit zum Geschenk

L. Sinclair,

Befehlsbaber der Sea-bright!"

Einundfünfzigstes Kapitel.

Der Verurtheilte.

Als wir das letzte Mal von der Alabama schieden, ließen wir den heldenmüthigen Eugene Powel in einer verzweifelten Lage und zwar in dem Augenblick, als der an den Mast gebundene Jüngling von Mr. Crofton und Lavinia erkannt wurde.

Brocklyn stand wie angedonnert. Der Name des jungen Mannes führte ihm die verbrecherische Handlungsweise seines Vaters wieder vor die Seele, und fester und fester wurde sein Entschluß einen Theil der Schuld seines Vaters, die derselbe gegen Charles Powel verübte, durch die Rettung Eugenes zu sühnen. Wie ein Dolchstich aber drang es ihm in die Seele, als Lavinia diesem um den Hals fiel, als er sah, wie sie einen Kuß auf seine Lippen preßte und Thränen ihren Augen entströmten.

Der Anblick war geeignet, seinen eben gefaßten Entschluß wieder wankend zu machen.

„Sie liebt ihn," dachte er. „Rette ich ihn, so ist sie für mich auf ewig verloren. — Laß ich ihn sterben, so — so . . ."

Er stockte.

„Nein!" rief er dann mit Begeisterung, „je größer mein Opfer, desto größer ist mein Verdienst. Ich will es — ich kann nicht anders, und muß ich auch mein Lebensglück zum Opfer bringen.

Armstrong wiederholte eben seine Aufforderung an die Damen, ihm in die Kajüte zu folgen.

„Was haben Sie mit ihm vor?" fragte Lavinia angstvoll, ohne ihren Arm aus der Umschlingung zu lösen.

„Mein Fräulein," versetzte Armstrong etwas bitter, „dieser Spion wird nach den Gesetzen des Krieges seine Strafe erleiden."

„Sie wollen ihn tödten!" jammerte sie.

Armstrong zuckte die Achsel.

„Da er ein Mann ist, der sich Ihrer ganz besonderen Inklination zu erfreuen scheint, so thut es mir leid, diese Ihre Voraussetzung bestätigen zu müssen. Das Kriegsrecht fordert seinen Tod. Es würde mich schmerzen, wenn diese Execution dazu beiträge, Ihnen Kummer zu bereiten und Ihnen den Aufenthalt" — er betonte dies Wort mit besonderem Nachdruck — weniger angenehm zu machen."

„Ich werde sterben, wenn Sie ihn tödten," rief Lavinia, „und werde seinen Mörder verabscheuen."

Armstrong sah sehr verstimmt aus.

Inzwischen raffte Brocklyn seine Energie zusammen. Festen Schrittes näherte er sich Lavinia, und indem er sanft ihren Arm berührte, flüsterte er:

„Fürchten Sie nichts, Miß Crofton, er wird nicht sterben!"

„Aber Sie, Mr. Brocklyn, der Sie selbst ein Gefangener hier an Bord dieses Schiffes sind, was können Sie thun?"

Brocklyn biß die Lippen zusammen und stieß einen Seufzer aus, als er erwiderte:

„Ich kann ihn retten, und ich will es. — Was mir die Macht giebt, davon ein andermal."

Armstrong wollte eben eine Bemerkung machen, als Mr. Blunt, der Beischiffsführer, vor ihn hintrat und ihm vom Capitain den Befehl überbrachte, die Gefangenen ungesäumt in die Kajüten zu führen.

„Sie hören es, meine Damen," wandte er sich an Mrs. Lincoln und Miß Crofton, „und auch Sie hören es, Mr. Crofton, also bitte, zwingen Sie mich nicht, die Bitte, mir zu folgen, in einen Befehl umwandeln zu müssen. — Dorthin, wenn ich bitten darf."

Laut jammernd riß sich Lavinia von dem Gebundenen los und schwankte, von ihrem Vater und ihrer Tante gestützt auf die Kajütentreppe zu. Als sie die Kajütentreppe fast erreicht hatte, stand sie still und sah sich noch einmal um. Ihr Auge suchte Brocklyn.

Der junge Capitain stand neben Eugene Powel, sein düsteres Auge gedankenvoll auf ihn gerichtet.

„Warum geht er nicht mit uns?" fragte sie Armstrong. „Gehört er nicht mit zu den Gefangenen?"

Der Lieutenant stellte sich, als überhörte er die Frage, und bot der Capitainswittwe galant den Arm, um sie die Treppe hinunter zu geleiten.

Von den Gefangenen der Mannschaft des Macdonald war jetzt Niemand mehr auf dem Deck. Durch ein Zeichen der Bootsmannspfeife gerufen, versammelten sich die Offiziere des Schiffes auf dem Quaterdeck.

„Da nun diese Affaire geordnet ist," redete Semmes sie an, „so haben wir Muße, zu beschließen, was mit dem da anzufangen ist." — Er deutete mit dem Daumen über die Schulter nach dem Fockmast, an welchen Eugen Powel gebunden war. — „Lieutenant Kell, was ist Ihre Ansicht?"

„Daß er an die Raanocke gehängt wird, und das unverzüglich," lautete die Antwort des ersten Lieutenants.

Derselben Ansicht waren auch Evans, der Lootse, welcher jetzt den Rang eines Unterlieutenants bekleidete, und Anderson.

„Ihre Ansicht, Mr. Brocklyn?" wandte sich der Capitain des Kaperschiffes an diesen. —

„Ich wünsche meine Ansicht erst auszusprechen, wenn ich die der übrigen Offiziere gehört habe," antwortete dieser.

„Wie Sie wollen," entgegenete Semmes. „Da Sie, wie verabredet, hier auf dem Schiffe den Rang eines zweiten Lieutenants bekleiden, so ist es meine Pflicht, nächst Mr. Krell Sie zu hören; aber wie Sie wollen. — Mr. Armstrong, welches ist Ihr Urtheil?"

Mr. Armstrong sah etwas verlegen aus, in seinem Innern wiederholte er sich die Worte Lavinias: daß sie die Mörder des Jünglings hassen und verabscheuen würde; also auch ihn. —

„Ich, — ich," stotterte er nach einigem Zögern, „bin der Meinung, daß wir nach den Kriegsgesetzen kein Recht haben, ihn zu tödten, daß wir vielmehr die Pflicht haben, ihn erst vor ein ordentliches Gericht zu stellen. Er mag bis dahin entweder hier an Bord als Gefangener gehalten werden oder — oder mit den anderen Gefangenen nach irgend einem Hafen der Conföderirten gebracht werden."

Brocklyn hörte mit einiger Ueberraschung diese Aeußerung Armstrong's; doch fand er die Erklärung dafür bald, als er sich erinnerte, daß seine Bestechung Blunt's, um die Damen von der Reise abzuhalten, durch Armstrong überboten sei, und dieser also an der Anwesenheit Lavinia's auf diesem Schiffe mehr als gewöhnliches Interesse habe. Mit einem Blick des Hasses auf ihn sagte er:

„Ich hoffe, daß die Motive, welche den Lieutenant Armstrong zu einem so humanen Urtheilsspruch veranlassen, weniger den Schein der Selbstsucht haben, als der Eifer, mit welchem derselbe die Abreise der Dame betrieb und sie all der Gefahr und Angst preisgab, welche sie bis zu diesem Augenblick erduldet. Mögen aber diese Motive sein, welche sie wollen, so stimme ich mit seinem Urtheil völlig überein und habe nur noch hinzuzufügen, daß wir alle Ursache haben, dem üblen Rufe, in welchem dies Schiff steht, nicht neue Nahrung zu geben. Alle Welt ist voll von den Grausamkeiten, welche hier an Bord dieses Schiffes verübt sein sollen; selbst in englischen Zeitungen hat man Thatsachen veröffentlicht, welche uns bereits bei einem großen Theil unserer Freunde in argen Mißcredit gebracht haben. Laden Sie nicht noch den Vorwurf einer gesetzwidrigen Hinrichtung auf sich, denn man wird diesen Fall, wie manchen andern ebenfalls, und zwar mit vollem Recht, ausbeuten, um uns die Sympathien unserer Freunde zu entziehen."

Da auch die Steuerleute und Bootsleute zur Berathung gezogen waren, so kam auch die Reihe an Mr. Blunt, welcher sein Galgengesicht keinen Augenblick von Brocklyn abgewendet hatte, als dieser sprach.

„Was mich anbelangt," ließ er sich vernehmen, indem er mit halb wichtigthuender halb schlauer Geberde den Mund verzog, „so

hätte ich nichts dagegen, ihn meinetwegen nach Millen in's Gefängniß zu schicken oder ihn ganz laufen zu lassen, wenn Einer sich fände," hier deutete er, verschmitzt mit den Augen blinzelnd, durch eine Bewegung des Kopfes auf Brocklyn — „der ein gutes Lösegeld für ihn zahlt. In Anbetracht seines Verbrechens, daß er beinahe dieses herrliche Fahrzeug auf die Klippen gerannt hätte, dürfte die Summe keine kleine sein; nach meiner Schätzung so um zehn- oder zwanzigtausend Dollars herum."

Allein sowohl Armstrong's Bedenken, als Brocklyn's Warnung, als auch der Gewinn verheißende Vorschlag des Beischiffsführers fanden den lebhaftesten Widerspruch, am meisten von Seiten des ersten Lieutenants, was um so bedenklicher war, als derselbe allgemein als der vertrauteste Rathgeger des Capitains galt.

„Wir sind die Genugthuung der Mannschaft schuldig," sagte er. „Es ist schon mehr als genug, daß wir ihn nach dem Brauch des Standrechts verurtheilen, und ihn nicht der Wuth unserer Matrosen überlassen. Ich gebe zu, daß wir nicht das Recht haben, ohne Weiteres das Todesurtheil zu vollstrecken, allein es wird nichts leichter sein, als nachträglich die Billigung des Präsidenten Davis zu erlangen. — Wenn wir nicht den gerechten Unwillen unserer Mannschaft erregen wollen, so müssen wir ihn hängen."

„Und wenn wir auch," fügte Anderson hinzu, „auf den Vorschlag Blunt's eingehen wollten und ein Lösegeld nehmen, wer sollte sich dazu verstehen, das Lösegeld zu zahlen?"

„Dazu bin ich bereit!" erklärte Brocklyn. „Ich bürge für die Zahlung des Lösegeldes von zwanzigtausend Dollars. Die gleiche Summe ist ohne Zweifel auch Mr. Crofton zu zahlen bereit."

Vergebens. Brocklyn und Armstrong wurden überstimmt. Die Mehrzahl stimmte für den Tod und zwar für den schimpflichen Tod durch den Strick.

Lieutenant Kell wurde beauftragt, dem Delinquenten diesen Beschluß zu verkünden und die Strafe sofort vollziehen zu lassen.

„Capitain Semmes, das ist unmöglich!" rief Brocklyn. „Sind wir Soldaten, die ehrlich für eine große Sache kämpfen, oder sind wir Räuber und Mörder? — Im letzten Falle nehme ich ohne Aufschub meinen Abschied. Mit meinen Begriffen von Recht und Ehre verträgt sich eine Handlung, wie sie hier vorgenommen wird, nicht. — Gewähren Sie mindestens Aufschub, Herr Capitain, lassen Sie dem Gefangenen Zeit, sich zum Tode vorzubereiten. Lassen Sie ihn nicht, nachdem er fast 24 Stunden an den Mast gebunden dagestanden, fast ohnmächtig und halb bewußtlos, wie er ist, hinmorden. Thun Sie es nicht, Capitain, oder, so wahr Gott lebt, ich selbst werde — ohne Furcht vor Ihren Drohungen — vor der ganzen Welt Ihr Ankläger!"

Die stechenden Augen des Capitains schienen dem Jüngling bis in die Seele zu bohren, aber Brocklyn's entschlossener Muth begegnete standhaft diesem Blicke. Seine Haltung verrieth, daß er fest entschlossen sei, seine Drohung wahr zu machen — ja, vielleicht noch mehr zu thun als das. Seine kühne Sprache und seine unerschütterliche Festigkeit, sein drohender Blick, machte auf Alle solchen Eindruck, daß Blunt dem Oberbootsmann zuflüsterte:

„Man sollte ihn gleich daneben hängen. Der Kerl ist im Stande, uns eines Tages die Lunte in die Pulverkammer zu werfen!"

Semmes schwieg eine Weile, während welcher seine trotzige Stirn sich mehr und mehr umdüsterte. Dann flog etwas wie ein sarkastisches Lächeln über seine Züge, und er antwortete:

„Um den Schrecken, die Sie uns in Aussicht stellen, zu entgehen, Herr Lieutenant, gewähre ich Ihr Gesuch, und gebe dem Gefangenen noch 24 Stunden Zeit. — Lassen Sie ihm zu essen geben," wandte er sich im Vorübergehen an den Beischiffsführer, indem er mit schnellen Schritten das Verdeck verließ.

Die Mannschaft hatte indessen das Resultat der Berathung vorausgesehen und sich, die Execution mit anzusehen, jubelnd um den Fockmast versammelt, und begann den Unglücklichen zu verhöhnen und zu beschimpfen. Fetzenweise hatten sie ihm seine Kleider abgerissen und ihn allen möglichen Torturen unterworfen.

„Ha, verdammter Yankee!" rief zähnefletschend ein Irländer. „Noch einige Minuten und Du fährst zum Teufel. Du gedachtest gestern die Fahrt mit uns gemeinschaftlich zu machen, aber das ist Dir nicht geglückt, heute machst Du sie allein. — Da, sieh' Dir mal die Raanocke an, da wirst Du hinaufgehißt, hier an diesem Halsband, und fünf Minuten später verspeisen Dich die Haifische."

„Sieht der Kerl nicht schon aus, als wollte er verrecken?" höhnte ein Anderer, auf die Bläße seines Gesichts und die Mattigkeit anspielend, welche ihm kaum noch Kraft ließ, das Haupt aufrecht zu halten. „Ich glaube, er krepirt noch, bevor er seine Luftfahrt antritt."

„In dem Falle müßte man sich beeilen, ihm die letzte Oelung angedeihen zu lassen!" lachte ein Dritter, welcher eine Theerquaste ergriff und dieselbe dem Gefangenen mit aller Kraft in's Gesicht stieß. —

„Knicke nicht zusammen, wie ein spanisches Rohr. — Halte den Kopf hoch, sieh' uns grade in's Gesicht. — He? Du willst nicht?" —

Er griff ihm rauh unter's Kinn und stieß ihm den Kopf in die Höhe, daß er mit lautem Gekrach an den Mast prallte.

„Haltet ihn so fest, ich werde ihm derweile die Halsbinde anlegen, die ihn besser aufrecht halten wird," jubelte der Irländer,

und schleppte eine halbrunde Schließkramme herbei, welche er ihm als Halseisen umlegte und an den Mast befestigte.

Eugene stöhnte und ächzte vor Schmerzen, das Bewußtsein drohte ihn zu verlassen. Er schloß die Augen, sein Körper sank noch mehr zusammen, so daß er buchstäblich nur an dem Halseisen hing.

„Seht Ihr denn nicht," sagte ein Bootsmann, welchem ein Gefühl der Menschlichkeit in der Brust zu erwachen schien, „daß er stirbt? Er wird ersticken, wenn Ihr ihm nicht das Halseisen losmacht."

Das stand in der That zu befürchten, und die rohen Gesellen waren nicht ohne Besorgniß, vor den Folgen eines solchen Zufalls. Sie beeilten sich daher, ihn von dieser Folter zu befreien.

Eugene war in der That dem Ersticken nahe gewesen, und schnappte jetzt aufathmend nach Luft.

„Er muß Luft haben!" schrie ein Zwischendeckmatrose. „Wir wollen ihm Luft verschaffen, bindet ihn vom Mast los! wir wollen ihn hier am Geitau schaukeln, daß er zu sich kommt!"

Man band ihn los und legte die Schleife des Taues um seine Füße. Mit einem Ruck und unter wieherndem Jubel wurde er emporgehißt, daß er mit dem Kopfe nach unten in der Luft schwebte. Nun begannen sie, ihn in Schwingung zu setzen, immer neue Stöße, immer kräftigere Stöße, bis er in riesigem Pendelschwunge hoch in der Luft und weit über dem Rande des Schiffes schwebte, bald mit dem Kopfe fast die Planken berührend, bald hoch über den Wellen des Meeres in der Luft fliegend.

„Wir wollen ihm eine Douche geben," schlug Einer vor. „Du da, Tom" — rief er dem zu, der das Tauende festhielt — „wenn er nach der Seite hinausfliegt, laß das Tau los, und wenn er sich in den Wellen abgekühlt hat, zieh ihn wieder hoch!"

„Herrlich! — Eine kostbare Idee! — Ein Kopfsprung in die See!" jubelten die Anderen. — „Setzt ihn ordentlich in Schwung, daß er einen desto größeren Bogen macht, bis er hinunter gelangt!"

Von Neuem begann die unmenschliche Tortur. Mit voller Kraft stießen die Matrosen, um den Hängenden in größeren Schwung zu bringen.

„Jetzt gieb Acht, Tom," rief der Irländer, „wenn ich Drei zähle, so läßt Du los."

„Unter brüllendem Beifallsjauchzen begann er:

„Eins — zwei . . ."

Er kam aber nicht dazu „drei" zu sagen, denn ein fürchterlicher Schlag einer Faust in sein Gesicht streckte ihn zu Boden.

„Ihr Henker, was wagt Ihr zu thun?" schrie Brocklyn,

der plötzlich wie aus den Wolken geflogen, mitten unter der aufgeregten Menge stand.

Vom Quaterdeck aus hatte er zufällig gesehen, was hier vorging, und mit zwei Sätzen sprang er hinzu. Er riß dem Burschen, der das Tauende hielt, dasselbe aus der Hand, wickelte es um einen Sperrkloben, fing den Schwebenden auf und lös'te das Tau von seinen Füßen.

Der Gemarterte blieb regungslos auf dem Deck liegen.

Das Plötzliche seines Erscheinens hatte im ersten Augenblicke die rohe Versammlung verblüfft, so daß sie ihn ruhig gewähren ließen; dann aber kehrte ihr eingefleischter Trotz schnell zurück.

„Was thun wir denn?" brummte ein Matrose. „Hat er es etwa nicht verdient?"

„Die Strafe, die er verdient hat, wird er erleiden!" antwortete Brocklyn, dicht vor den Sprecher hintretend. „Wehe aber demjenigen, der sich untersteht, ihm vorher die geringste Unbill anzuthun. Marsch, fort mit Euch, auf Eure Posten!"

Niemand rührte sich.

„Ihr gehorcht nicht? — Ich wiederhole, auf Eure Posten. Ich stoße den nieder, der auch nur eine Miene des Widerspruchs macht."

„So?" höhnte der, welcher zuerst gesprochen. „Das wollen wir doch sehen. Kameraden, Ihr werdet Euch doch nicht vor seinen bramarbasirenden Reden fürchten. Seit sechs Stunden erst als Lieutenant hier an Bord und schon so auftreten zu wollen, das fehlte noch. Er soll uns unser Vergnügen nicht stören, wir wollen ihm zeigen, was es heißt, einem Matrosen des Kaperschiffes zu drohen."

„Ja, das wollen wir!" schrien die Anderen. „Wir haben ohnehin noch mit ihm abzurechnen. Er hat uns den Macdonald ins Garn führen sollen. Hat er es gethan? — Wäre er uns nicht entwischt, wenn es in seiner Macht gelegen hätte?"

„So ist es," bestätigte Tom. „Er steht mit dem Spion im Bunde!"

„Schlagt ihn zu Boden," brüllte der erste Sprecher und erhob seine gewaltige Faust.

Ein durchdringender Schrei erscholl von der vorderen Kajütentreppe her. Die Angst um den Freund ihrer Jugend hatte Lavinia nicht Ruhe gelassen, von dem alten Oberbootsmann des Macdonald geführt, war sie hinaufgestiegen und erblickte zu ihrem Entsetzen Brocklyn in der augenscheinlichsten Todesgefahr. Den am Boden liegenden Freund konnte sie nicht sehen.

„In die See mit ihm!" brüllte in rauhem Tone ein Marine. „Schon mancher kühnere und bessere Mann als er hat den Sprung gemacht."

Da sprang mit Blitzesschnelle eine Gestalt in den Haufen und warf sich, einem Löwen gleich zwischen Brocklyn und seinem Freunde.

Der Haufe wich einen Augenblick der Riesengestalt des Oberbootsmannes, welcher die Faust schwang, die ziemlich die Größe eines nicht unbeträchtlichen Kinderkopfes hatte, und dabei schrie:

„Fort mit Euch, Ihr Lümmel! Wollt Ihr gegen einen einzelnen Mann anlaufen, noch dazu gegen einen Offizier, der ein Schiff so zu handhaben versteht, wie ich diesen habe den Macdonald handhaben sehen?"

„Recht so," stimmte ein Anderer bei. Es war der Bootsmann, welcher schon vorher mit Unwillen die Grausamkeiten mit angesehen hatte, welche die Mannschaft gegen Powel verübte. „Ich werde Ihnen zu Hilfe kommen, Sir. — Macht Platz, Ihr rebellisches Gesindel; gebt den Offizier frei und laßt den Gefangenen in Ruhe!"

„Zurück!" schrie Brocklyn, indem er sich zwischen seinen Vertheidigern hindurch zu den Feinden hindrängte. „Zurück, sage ich, laßt mich den frechen Schurken allein die Stirne bieten."

„Ueber Bord mit ihm, über Bord mit ihnen Allen!" schrieen die Seeleute.

Die Lage Brocklyn's ward mit jeder Sekunde gefährlicher. Lavinia stand Todesangst aus. Als sie die fürchterliche Wendung sah, welche der ungleiche Kampf nahm, flog sie, von Angst getrieben, nach der Hütte, wo Semmes, ohne sich auch nur einmal nach dem Tumult umzusehen, mit dem ersten Lieutenant auf- und abging.

Sie sprachen über den Verurtheilten und Brocklyn's Freundschaft für denselben.

„Was bewog Sie nur, ihm den Aufschub zu gewähren?" fragte Kell den Capitain.

„Einfach das," antwortete dieser ruhig, „daß ich fürchte, er wird seine Drohung, diese Geschichte in alle Welt auszuposaunen, wahr machen. Außerdem, da wir jetzt auf der Höhe von Jersey segeln, denke ich bis morgen Abend die Bay von Delawara zu erreichen. Da wir dort sicherlich einen oder den andern Blockadebrecher*) antreffen, so wird es uns leicht werden, durch ihn die Bestätigung des Todesurtheils zu erlangen; um uns aber den widerspenstigen Officier selbst vom Halse zu schaffen und ihn unschädlich zu machen, dazu wird sich hoffentlich bald eine Gelegenheit finden; nach unseren Gesetzen ist die geringste Insubordination genügend, ihn zum Tode zu verurtheilen, und das wird ohne Bedenken ge-

---

*) Schiffe, welche eigens dazu construirt sind, die Blockade der Häfen zu durchbrechen.

schehen, sobald er Veranlassung dazu giebt. Bis dahin wollen wir es aber vermeiden, ihm irgend einen Vorwand zum Trotz oder zur Rache zu bieten."

Noch ehe Kell darauf antworten konnte, stürzte Lavinia athemlos herbei.

„Können Sie es ruhig mit ansehen, Sir!" rief sie, den Capitain hastig beim Arme fassend; „daß ein Mord vor Ihren eigenen Augen begangen wird?"

Der Capitain sah ihr scharf, vielleicht gar etwas verdrießlich in's Auge.

„Sehen Sie," fuhr sie fort, indem sie auf den Haufen hinwies, wo alle Anzeichen eines zunehmenden Tumultes sich zu erkennen gaben. „Sehen Sie doch, man mordet den Capitain des Macdonald, und Niemand ist da, der ihm beisteht!"

Als sein Auge flüchtig die Scene überflog, verschwand die unbewegliche Ruhe, welche so lange auf dem steinernen Gesichte geruht hatte. Er bedurfte nur eines raschen Blickes, um nicht nur über die Beschaffenheit dessen, was vorging, vollkommen unterrichtet zu sein, sondern auch absehen zu können, welche Folgen ein solcher Ausbruch eines Tumultes, wenn man ihm nicht rechtzeitig entgegentrat, haben könne. Die Adern seiner Stirn schwollen an.

Ein Tau, welches unmittelbar über ihm von einer Raa herabhing, erfassend, schwang er sich vom Deck der Hütte hinab, und zwar in die volle Mitte des hellen Haufens hinein.

Da stand er, leicht und voller Grazie, wie durch Zauberei aus dem Boden hervorgetaucht.

Beide Parteien fielen zurück, und auf das brüllende Geschrei, welches das Tosen eines Orkans übertönt hätte, folgte augenblicklich eine Stille, in welcher man das Athemholen jedes Einzelnen bemerken konnte.

Stolz und wegwerfend hob er den Arm empor, und sprach mit einer Stimme, die keine Veränderung wahrnehmen ließ, ja fast leiser und minder drohend als gewöhnlich tönte. Allein auch die leisesten und tiefsten seiner Accente erreichten jedes noch so entfernte Ohr. —

„Meuterei!" sagte er in einem Tone, der seltsam zwischen Ironie und Verachtung schwankte; „offene, gewaltsame, blutdürstige Meuterei! — Seid Ihr Eures Lebens müde, meine Leute? Ist unter Euch Allen hier Einer, der zum Wohle der Andern ein Exempel an sich statuiren lassen will? — Er hebe eine Hand, einen Finger, ein Härchen empor; er spreche, sehe mir in's Auge, oder wage es, durch einen Wink, Athem oder Bewegung zu zeigen, daß Leben in ihm sei!"

Er schwieg; und so allgemein zwingend war der durch seine

Miene und seine Gegenwart hervorgebrachte Zauber, daß in dem ganzen Haufen roher aufgeregter Mannschaften auch nicht ein Einziger war, der es gewagt hätte, seinem Zorne zu trotzen.

Matrosen und Marinen standen eingeschüchtert, gedemüthigt und unterwürfig da, wie Kinder, die etwas verbrochen haben, vor einer Autorität, welcher sie, wie sie wissen, nicht entfliehen können.

Als keine Stimme antwortete, kein Glied sich bewegte, ja kein Auge kühn genug war, seinem festen, glühenden Blicke zu begegnen, fuhr Semmes in demselben leisen und gebieterischen Tone fort:

„Ich sehe, daß die Vernunft Euch zurückgekehrt ist, ein Glück für Euch. — Ruft den Oberbootsmann!"

Der Mann erschien, seine schwerfälligen Füße zu übermäßiger Eile treibend.

„Lassen Sie Ihre Pfeife hören!" befahl ihm Semmes. „Damit ich ohne Verzug erfahre, ob ich eine Mannschaft ordnungsliebender, gehorsamer Leute commandire, oder einen Haufen Rebellen, die erst eine Reinigung passiren müssen, ehe ich ihnen trauen darf."

Der Oberbootsmann pfiff das Signal: „Auf Euere Posten!"

Ohne einen Augenblick des Schwankens oder Zauderns zerstreute sich die Menge, jeder schlich stumm nach seinem Posten. Während des ganzen Verlaufes hatte der Kaper-Capitain weder Zorn noch Ungeduld verrathen. Tief eingewurzelte Verachtung und hohes Selbstvertrauen war allerdings in seinen stolz aufgeworfenen Lippen und seiner zurückgebeugten Haltung nicht zu verkennen, aber keinen Augenblick verlor er seine Selbstbeherrschung. Der Sieg, den er eben über die meuterische Menge davon getragen, ließ ihn so ruhig, als ob das eine Sache sei, die sich ganz von selbst verstände.

Der alte Oberbootsmann, der ihm mit wahrer Bewunderung zusah, flüsterte Mr. Crofton, der inzwischen auch auf's Deck gekommen war, zu:

„In meinem Leben habe ich keinen Kommandeur gesehen, wie der da. Wäre ich nicht ein zu guter Patriot, beim Teufel, ich würde es für die höchste Ehre halten, unter dem zu dienen."

Die Officiere näherten sich jetzt dem Capitain und rapportirten über ihre kampffertigen Abtheilungen mit aller Förmlichkeit, gerade, als ob ein Feind im Anzuge sei. Das Manöver wurde jetzt mit allen Details so vollständig ausgeführt, als ob es sich um die Vorbereitungen zu einem heißen Kampf handelte.

„So," sagte er zu Brocklyn, als alle Befehle auf's pünktlichste und genaueste ausgeführt wurden, „wir haben ihnen jetzt gezeigt, daß wir uns nicht fürchten, ihnen Waffen in die Hand zu geben. Wir können jetzt das Manöver beschließen." —

Er schritt jetzt wieder, nachdem die Ordnung völlig hergestellt war, mit Kell auf dem Hinterdeck auf und ab.

Brocklyn gab jetzt Befehl, den eben aus seiner Ohnmacht erwachenden Powel in seine Kajüte zu bringen und auf ein Bett zu legen und dort zu pflegen, daß er schnell wieder zu Kräften komme.

„O, hätten sie mich getödtet!“ rief Eugene, als er zum ersten Male die Augen aufschlug.

„Muth, mein Freund,“ flüsterte ihm Brocklyn in's Ohr, „die Stunde Ihrer Rettung ist nahe. Sein Sie bereit, wenn ich Ihnen diese Nacht ein Zeichen gebe.“

Verwundert starrte Eugene den Officier an. Er wollte sprechen, aber Brocklyn gab ihm einen Wink zu schweigen, da in diesem Augenblick der Bootsmann eintrat, welcher ihm heute so erhebliche Hülfe geleistet hatte.

„He, Bootsmann!“ rief er ihm zu. „Folgen Sie mir auf die Schanze, ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Aus der Scylla in die Charybdis.

Der Abend brach düster und neblig herein und die Laternen am Bord der Alabama schienen wie mit einem nur halbdurchsichtigen Schleier umgeben. Die Wellen des Oceans gingen ruhig, von einem leichten Nordwind getrieben. Die Alabama glitt sanft wie ein Schwan im ruhigsten Weiher über den Ocean hin, und der Mann am Steuer hätte vor langer Weile einschlafen müssen, wenn seine Aufmerksamkeit nicht durch einen anderen Gegenstand als den Cours des Schiffes in Spannung erhalten wäre.

Der wachthabende Matrose im Mastkorbe, so wie der auf dem Deck patrouillirende Marinesoldat, hätten ohne Gefahr für das Schiff in ihre Kojen hinab gehen können, denn von Treibeis und Untiefen war hier nichts zu befürchten, eben so wenig das Zusammenlaufen mit einem anderen Schiffe, da schwerlich eines, welches den Sturm der vorigen Nacht durchgekämpft hatte, in diesen Gegenden sein konnte.

Der Mann am Steuer war kein Anderer, als der Bootsmann Oliver Haug; ein junger Mann mit einem ernsten, entschlossenen Gesicht und einem Zug von Unzufriedenheit in seinen Mienen. Er hatte das Steuerrad fest gebunden, denn es war unnöthig auf das-

selbe Acht zu haben, da nicht zu befürchten stand, daß der Wind, wie er jetzt wehte, schralen möchte.

Oliver hatte den Kopf auf die Steuerpinne gestützt, und sein Blick war in düsterer, gedankenvoller Erwartung auf das Vordertheil des Schiffes gerichtet.

Er mochte wohl eine Viertelstunde vergebens gewartet haben, als sich von dort her Schritte vernehmen ließen, welche grade auf ihn zukamen.

Als sich die Person so weit genähert hatte, daß sie ganz nahe bei ihm war, erkannte er, beim Scheine der Laterne, über dem Kompaßgehäuse den zweiten Lieutenant der Alabama, Mr. Brocklyn. Er richtete sich auf und sagte leise:

„Ich erwartete Sie bereits seit einiger Zeit, Sir. Es ist nahe an 11 Uhr.“

„Ich weiß, Mr. Haug; allein, ich habe erst die nöthige Rücksprache mit unserem Freunde, dem Lootsen nehmen müssen. Er ist jetzt kräftig genug, um die gefahrvolle Reise antreten zu können.“

„Und der Oberbootsmann des Macdonald?“

„Der alte Jonas? — Der ist auch unterrichtet. Nun aber, lieber Freund, wie steht's; ist es Ihnen gelungen, die Barkasse mit dem Nothwendigsten zu versehen?“

Der Bootsmann nickte bejahend und fügte hinzu:

„Ich habe Speisevorräthe und Wasser für mehr als 8 Tage hineingethan, auch einen Kompaß und einen Sextant, sowie die übrigen Geräthschaften werden Sie darin finden. — Ich habe die Rollen und Charniere geschmiert, so daß die Barkasse geräuschlos hinabgelassen werden kann. Ich hoffe, daß Sie Alles so finden, wie Sie es wünschen.“

„Und Sie, Mr. Haug, Sie wollen die Reise nicht mit machen? Sie sind entschlossen, hier zu bleiben?“

Der Angeredete holte tief Athem, ehe er antwortete:

„Es ist meine Pflicht, daß ich bleibe, Sir. Obwohl ich mit schwerem Herzen diese Pflicht erfülle, so muß ich es doch thun. Die Hülfe, welche ich Ihnen leistete, habe ich aus keinem anderen Grunde geleistet, als um den Jüngling zu retten, welcher, die Republik von einem gefährlichen Feinde zu befreien, sein Leben auf's Spiel setzte.“

„So vermag also die Bewunderung der That des Jünglings mehr über Sie, als Ihr Eifer für die Parthei des Südens? Es nimmt mich dies, bei Ihrem sonst so entschiedenen Charakter, Wunder.“

„Mein Eifer für die Parthei des Südens!“ wiederholte Haug spöttisch. „Mr. Brocklyn, ich bin ein Deutscher, und daß ich zur demokratischen Parthei gehöre, ist lediglich Zufall oder Mißverständ-

niß. Als ich aus Deutschland hinüberkam, hatten sich in den vereinigten Staaten eben die Partheien gebildet, die Republikaner auf der einen, die Demokraten auf der anderen Seite. Ich hatte in Deutschland zur demokratischen Parthei gehört, und schlug mich auch in Amerika zu derselben, ich wußte nicht, daß hier die demokratische Parthei mit der Junkerparthei gleichbedeutend ist. Ich diente der Demokratie, ließ mich zur See anwerben, und als ich mir endlich über die politischen Verhältnisse klar wurde, um welche ich mich bisher so wenig gekümmert hatte, befand ich mich an Bord der Alabama, und — eine Umkehr war unmöglich."

„Das sehe ich nicht ein, Mr. Haug. Ihre Pflicht ist es, nach Ihrem Gewissen zu handeln, Ihr Gewissen aber verbietet Ihnen, an Bord eines Schiffes zu dienen, welches um nichts besser als ein Freibeuter ist. — Sehen Sie mich an. Ich bin mit Leib und Seele der Parthei des Südens ergeben, aber ich verschmähe es dennoch, auf demselben Dienste zu nehmen, weil Alles, was ich von dem Schiffe gesehen und gehört habe, mein moralisches Gefühl empört. Was kann also Sie hindern?"

„Die Pflicht der Dankbarkeit, Sir! — Semmes hat mich bevorzugt; er vertraut mir. Erst heute hat er für den Beistand, den ich Ihnen leistete, als Sie von der Rotte bedroht waren, mich reichlich beschenkt. Da ich aber weiß, daß das Geschenk nur geraubtes Gut ist, so habe ich es an die Matrosen der Wache vertheilt, welche es drinnen in der Kajüte in Punsch vertrinken."

„Ach, Sie meinen also, Semmes sei wirklich über Ihren Beistand erfreut?" widersprach Brocklyn. „Ich sage Ihnen, Semmes hätte nichts lieber gesehen, als wenn die Matrosen Powel sowohl wie mich über Bord geworfen hätten, und er wird es Ihnen bitter gedenken, daß Sie sich bemühten, es zu verhindern. Ich weiß, daß es so ist. Obwohl er Sie beschenkt hat, haßt er Sie in seinem Herzen für die That:"

„Das ist nicht möglich, Sir!" rief Oliver. „Ha, wenn Sie Recht hätten, ich würde mich keinen Augenblick mehr besinnen, den Mann zu verlassen, welcher mich durch seine Falschheit auch der Pflicht der Dankbarkeit entbindet. — Gehen Sie, Mr. Brocklyn, treffen Sie Ihre Vorbereitungen, die Ablösung der Mitternachtswache ist nahe, und gleich nach der Ablösung muß es geschehen. — Gehen Sie, vielleicht habe ich mich bis dahin anders entschlossen."

Brocklyn stieg die Kajütentreppe hinab in die vordere Kajüte. Leise klopfte er an die Thür.

Ein flüsterndes „Herein!" forderte ihn auf, einzutreten.

Mr. Crofton und seine Tochter waren noch nicht zu Bette; wie hätte auch die Sorge, welche ihre Herzen beklemmte, sie ruhen lassen? Beide saßen, athemlos dem Berichte des Oberbootsmanns

lauschend, welcher, auf einem Feldsessel vor ihnen sitzend, in flüsterndem Tone ihnen eben die Mittheilung machte, daß Eugene Powel diese Nacht durch Capitain Brocklyn befreit werden sollte. Er selbst werde, da die Beiden doch außer Stande seien, die schwere Barkasse allein zu regieren, die gewagte Fahrt mitmachen.

„Sie wollen sich in der Nußschale dem heimtückischen Element anvertrauen?“ rief Lavinia; „dem Element, welchem nicht einmal unser stolzer Macdonald zu trotzen vermochte?“

„Was hilft's?“ antwortete Jonas. „Es ist keine andere Rettung für Ihren Jugendfreund, Miß Crofton. Gelingt seine Rettung nicht, so wird er morgen gehängt.“

„Aber Brocklyn — Brocklyn, welches Interesse hat er, dies kühne Wagniß zu unternehmen. Kennt er Powel, ist er sein Freund?“

„Ich glaube nicht, daß er ihn kennt, Miß, ich glaube, ihn treibt am Meisten wohl nur das Interesse für — für Mr. Crofton und — für Sie, Miß; das heißt ich glaube das, aber ich kann mich täuschen, vielleicht ist es auch etwas Anderes.“

Er machte ohne Zweifel diesen Zusatz, weil er Miß Lavinia's Wangen erröthen sah, und fürchtete, er habe irgend etwas gesagt, was sie beleidige.

So weit war gerade die Unterredung gediehen, als Brocklyn geräuschlos eintrat.

Crofton sprang auf von seinem Sitze und eilte dem jungen Manne entgegen. — Stumm drückte er ihm die Hand, von seinem Gefühl überwältigt, fand er keine Worte.

„Ich komme im Auftrage Ihres Freundes, des unglücklichen Mr. Powel,“ sagte Brocklyn. „Er hat sich von seiner Ermattung und Schwäche völlig erholt, und sendet Ihnen seinen Gruß.“

Erst jetzt bemerkte er den Oberbootsmann und warf einen fragenden Blick auf denselben. Jonas schien ihn zu verstehen, denn er antwortete darauf, als ob die Frage in Worten ausgedrückt wäre:

„Ich habe Alles gesagt, Sir. Sie hatten mir es zwar verboten, allein ich konnte den Fragen und Bitten Mr. Crofton's und dieser jungen Dame nicht widerstehen. Aber fürchten Sie Nichts, sie werden uns nicht verrathen.“

Brocklyn hatte ein Wort des Vorwurfs auf der Zunge, noch ehe er es aber aussprechen konnte, fühlte er Lavinia's Hand in der seinigen.

Er fuhr zusammen, in seinem schönen Gesicht zuckte es schmerzvoll, und mit einem unendlich hoffnungslosen Blicke seiner ausdrucksvollen braunen Augen begegnete er den ihrigen.

„Ich muß Ihnen danken,“ lispelte sie, und ihre Stimme

zitterte. „Sie haben mich zu Ihrer Schuldnerin gemacht vom ersten Augenblick, da ich Sie sah. Ich fühle, daß Sie unser rettender Engel waren, bis zu diesem Augenblicke, aber ich finde nicht Worte . . .“

„O, halten Sie inne, Miß Crofton!“ unterbrach sie Brocklyn. — „Sie wissen nicht, daß Ihre Worte mir wie Dolchstiche in's Herz dringen. — Ich verdiene Ihren Dank nicht. — Würden Sie mich kennen, Sie würden mir fluchen, mich hassen und verabscheuen. —“

„Nimmer, nimmer!“ rief sie mit Thränen in den Augen. „Welches auch immer Ihr Geheimniß sein mag, ich werde Ihrer stets als des edelsten Mannes gedenken.“

Brocklyn wollte antworten, aber er konnte es nicht, auch seine Stimme ward unsicher. Erst nach einer Pause flüsterte er:

„Mein Geheimniß wird Ihnen, wenn nicht die Nemesis mich auf dieser Fahrt ereilt, eines Tages offenbar werden. Gebe Gott, daß ich dann die Schuld so weit gesühnt habe, um mindestens Ihr Mitleid zu verdienen. — Leben Sie wohl, Lavinia — leben Sie wohl!“

Seine Lippen berührten mit heißem Kusse die Hand, welche in der seinigen zitterte.

Als er mit Jonas hinaus war, sank Lavinia schluchzend auf das Sopha.

„Fasse Dich, liebes Kind,“ tröstete sie ihr Vater. „Die Fahrt, welche unser Freund Powel unternimmt, ist zwar eine gefahrvolle, doch kann sie auch glücklich enden.“

„Aber auch unglücklich, Vater!“

„Nun, so stirbt er wenigstens nicht des scheußlichen Todes, welcher ihm hier droht.“

„Und er — er stirbt mit ihm!“ — —

Diese Nacht kam kein Schlummer in ihre Augen, und noch manche Nacht sollte sie im tiefen Kummer ihres Herzens durchwachen!“ — —

Als Brocklyn und Jonas auf das Deck kamen, sahen sie den Bootsmann Oliver Haug von der Capitains-Kajüte her auf sie zu kommen.

„Ich bin jetzt entschlossen, mit ihnen zu gehen,“ sagte er mit tiefer Stimme.

Brocklyn errieth, was ihn zu diesem Entschluß bewogen hatte.

„Sie waren in der Capitains-Kajüte?“ fragte er.

„Ich war drinnen, um Rapport abzustatten.“

„Lieutenant Kell war bei ihm?“

Der Bootsmann nickte.

„Und Sie hörten etwas von ihrer Unterredung?“

„Ich hörte, daß sie von Ihnen und von mir sprachen, gerade als ich eintrat."

„Nun . . .?"

„Ich hörte, daß Sie Recht hatten;" antwortete Haug lokonisch, und fügte dann ablenkend hinzu: „Es ist jetzt Zeit, an's Werk zu gehen. Die Stunde, die Mitternachtswache abzulösen, ist da. Bringen Sie jetzt die Gefangenen hinauf und besteigen Sie Drei die Barkasse, während ich den Posten am andern Ende des Decks beschäftige, und legen Sie sich dann platt auf den Boden des Bootes."

Diesem Rathe wurde schnell Folge geleistet, nach wenigen Minuten befanden sich Eugene Powel, Brocklyn und der Oberbootsmann Jonas in der Barkasse, welche bereits durch die Sorge Haug's mit allem Nöthigen versehen war. Als dies geschehen, gab der Bootsmann das Signal zur Ablösung der Wache.

Den Posten auf dem Deck hatte der Irländer, welcher durch den starken Punsch, den er auf Rechnung des Bootsmanns genossen, jetzt fast eben so stark taumelte, als heute Nachmittag in Folge des Schlages von Brocklyn's Hand. Unmäßig, wie die Irländer der niederen Klasse in allen ihren Genüssen sind, hatte ihm indessen die Quantität Punsch nicht genügt, welche er im Wachraum genossen, vielmehr hatte er sich noch eine Flasche Rum mitgenommen, welche ihm bei der nebligen Luft ein dringendes Bedürfniß schien. Schwankend ging er auf seinen Posten, während der Abgelöste sich beeilte, in den Wachraum hinabzukommen, ehe seine Kameraden auch den letzten Rest des Punsches vertilgt hätten.

Das Gebräu mußte in der That sehr schwer gewesen sein, denn es hatte selbst auf den Toppgasten — die in der Regel sehr nüchterne Leute sind — so gewirkt, daß er nur mit großer Unsicherheit und sehr langsam die Strickleiter hinanzuklimmen vermochte, um seinen Kameraden dort oben im Mastkorb abzulösen.

Der Bootsmann sah diesen Zustand der beiden Posten mit großer Befriedigung, und redete kein Wort darüber, als er bemerkte, daß der Irländer, der an einer Lafette lehnte, einen Zug um den andern aus seiner Flasche that, bis er sich nicht anders mehr aufrecht zu halten vermochte, als dadurch, daß er sich mit der einen Hand an der Lafette fest hielt.

Da ging Haug auf ihn zu und faßte ihn am Arm.

Der Irländer wäre vor Schreck fast nüchtern geworden.

„So betrunken kommst Du auf den Posten?" sagte er mit unterdrückter Stimme.

„Der Ire glotzte ihn erst eine Zeit lang an, dann sagte er lallend:

„Oh, Herr Bootsmann — da sind Sie schuld — Sie haben — spendirt —"

„Schon gut," unterbrach ihn Haug. „Sorge nur, daß Dich der Capitain, falls er noch revidiren sollte, nicht in diesem Zustande trifft. — Da, komm hierher, daß Dir der Wind das Gesicht kühlt, lege Dich einige Minuten auf diese Matte, ich bleibe hier am Steuer und werde Dich wecken, wenn Jemand kommt."

Der Bootsmann hatte richtig vorausgesehen, daß der frische Luftzug und das bequeme Lager die erwünschte Wirkung haben würden. Nach einigen Minuten verkündete ihm ein lautes Schnarchen, daß von dieser Seite keine Entdeckung zu fürchten sei. Es war nur noch die Mastkorbwache unschädlich zu machen.

Der Bootsmann stieg die Strickleider hinan bis zu der Höhe, welche jeden andern als einen Toppgasten schwindeln machen würde.

Was er erwartet hatte, war auch hier der Fall. Der Posten stand nicht auf dem Mastkorb, — was sonst strenger Befehl war — sondern saß auf der Raa und hielt sich am Tauwerk fest. Er war so wenig seiner Sinne mächtig, daß er den Bootsmann nicht eher bemerkte, als bis dieser neben ihm auf der Strickleiter erschien.

„Der Posten ist hier etwas gefährlich für Deinen Zustand," redete dieser den Erschrockenen plötzlich an. „Ein Trunkenbold wie Du, muß davor bewahrt werden, daß er hinabfällt."

Die Disciplin auf einem Kriegsschiffe, und namentlich einem Schiffe wie die Alabama, ist so strenge, daß das kleinste Vergehen mit den härtesten Strafen bedroht ist. Der Toppgast war daher vor Schreck wie gelähmt und ließ es ruhig geschehen, daß Haug ihm die Hände auf den Rücken zusammen band und an der Raa festknüpfte. Er mochte dies für eine Strafe halten, die ihm für seine Trunkenheit zudictirt war. Erst als er völlig widerstandslos gemacht war, kam ihm die Sprache, und er öffnete den Mund um sich zu vertheidigen, allein in demselben Augenblick ward ihm der Mund mit seinem eigenen Halstuch fest verbunden.

Jetzt stieg Oliver herunter und trat zu seinen Gefährten in die Barkasse.

„Wir sind sicher. Losgelassen!" sagte er das Tau an einem Ende des Bootes ergreifend.

Die Barkasse war dasjenige Boot, dessen man sich stets zu bedienen pflegte, um Gegenstände aus einem erbeuteten Schiffe an Bord zu bringen, es war daher so angebracht, daß es leicht ins Wasser gelassen werden konnte, denn es hing zur Seite des Schiffes an zwei Rollen welche an jedem Ende des Bootes angebracht waren. Indem nun die Taue, die es hielten, losgemacht wurden, und Jonas an einem, Oliver am andern Ende dieselben hielten, glitt es langsam und geräuschlos auf die Oberfläche des Oceans herab.

Jetzt schwamm das Boot. Die Taue wurden schnell gekappt und das kleine Fahrzeug von dem Coloß abgestoßen. Es war nicht anders, als hätte sich eine Fliege vom Rücken eines Elephanten entfernt.

Pfeilschnell schoß die Alabama weiter und ließ das Boot in einigen Minuten weit hinter sich zurück und es gab kein Auge, welches den winzigen Punkt, welcher vier Menschen einschloß, auf der weiten düstern Fläche des Oceans hätte sehen können.

„Wir sind geborgen!“ rief Brocklyn aufathmend. „Für den Augenblick geborgen. Vor dem Verlauf von zwei Stunden, wo die Wache abgelös't wird, haben wir keine Entdeckung zu fürchten, und dann liegen wahrscheinlich bereits mehr als zehn Meilen zwischen uns und der Alabama.“

Es wurden nun zunächst die Masten eingesetzt und die Segel aufgehißt; und das kleine Fahrzeug begann über den Ocean hinzugleiten.

Nach jeder Seite hin dehnte sich die grenzenlose Wasserwüste aus. Für diese vier Menschen war das kleine gebrechliche Fahrzeug nun die Welt. Allein sie waren froh; ihre Brust hob sich frei und leicht, es war ihnen Allen nicht als gingen sie endlosen Gefahren entgegen, sondern als hätten sie solche eben überstanden.

„Nach meiner letzten Messung,“ nahm Brocklyn das Wort, befinden wir uns auf der Höhe von Jersey und haben nicht mehr als 200 Meilen*) bis zum Lande.“

„Mit diesem wohlgeordneten Schiffchen,“ sagte Eugene, „ist es uns also, wenn der Wind nur einigermaßen beständig bleibt, möglich in 2 Tagen das Land zu erreichen.“

„Geben wir uns nur nicht zu sanguinischen Hoffnungen hin, setzte der Bootsmann hinzu. „Die Jahreszeit ist gegen uns; die Winde um diese Jahreszeit sind nie beständig.“

„Jedenfalls wollen wir das unsere thun,“ sagte Brocklyn, in bester Laune. „Benutzen wir den Wind, so lange er uns gut bläs't, nach besten Kräften.“

Hierauf breitete er die Everſegel aus und nahm seine Stelle am Steuer ein, ihm war es am wenigsten fremd, daß die Dienste eines erfahrenen Seemanns in sehr kurzer Zeit dringend erforderlich sein würden.

Der Erfolg rechtfertigte die Erwartungen der Seeleute. Nicht lange, so fing die leichte Leinwand des Bootes an hin und her zu flattern, und die Segel begannen den Druck eines frischern von der klammen Nachtluft durchdrungenen Windes zu fühlen.

---

*) 200 Seemeilen sind etwa = 40 deutschen Meilen.

Es wurde verabredet, daß je Zwei und Zwei von Ihnen sich ablös'ten und wechselseitig ausruhten. In Rücksicht auf die immer noch nicht ganz hergestellten Kräfte Powels traf Brocklyn die Anordnung, daß dieser und der alte Jonas zuerst ruhten, während er und Haug den Dienst verrichteten. Unter dem kleinen Obdach von Theertüchern, welches Olivers Vorsicht bereitet hatte, fanden sie ein den Umständen nach hinlänglich bequemes Lager.

Die Nacht ging allmählig vorüber, ohne daß sich die Aussichten Derjenigen, deren Schicksal so sehr von dem unzuverlässigen Einfluß des Wetters abhing, wesentlich verändert hätte. Der Wind hatte sich verstärkt, und nach Brocklyn's Berechnung hatte das Boot schon viele Seemeilen quer durch den Ocean zurückgelegt, und zwar gerades Weges auf die Küste von Jersey zu.

Des jungen Seefahrers Gedanken beschäftigten sich mit den Erinnerungen an die letzten ereignißschweren Tage seines Lebens, deren Mittelpunkt Lavinia's holde Erscheinung bildete.

Es war ihm ein süßer Trost und ließ ihn die Gefahren, welche über seinem Haupte schwebten, mit leichterem Herzen ansehen, daß er sich dieser Gefahren ihretwegen unterzogen habe; er rettete ihr einen theuren Freund und sühnte zugleich eine Schuld, welche sein Vater begangen hatte.

So sehr ihn indessen auch diese Gedanken beschäftigten, so vergaß er doch nicht die unabläßige Pflicht, welche seine Lage ihm auferlegte. Ein flüchtiger Blick auf die Wellen, ein anderer seitwärts auf seinen Compaß, dann wieder von Zeit zu Zeit ein langes Forschen an dem weiten Horizont, dies waren die gewöhnlichen Richtungen, welche seine geübten Augen nahmen. —

Als die Sonne bereits hoch im Mittage stand, erhob sich Eugene zu neuem Leben gestärkt von seinem Lager, der alte Jonas hatte indessen, den Dienst eines Koches versehend, die mitgenommenen Lebensmittel ausgepackt und Jedem seine Ration zugetheilt.

Als Powel mit herzlichem Händedruck und warmen Worten des Dankes Brocklyn's Frage nach seinem Befinden beantwortete, und sich dann an dessen Platz setzte, nahmen instinktmäßig auch seine Augen dieselbe Richtung, auf den Kompaß, die Wellen und den Horizont, aber gleich beim ersten Blick drückte seine Miene einige Unruhe aus.

Brocklyn nickte ihm beistimmend zu.

Auch den beiden anderen erfahrenen Seeleuten waren die gefahrdrohenden Vorboten nicht entgangen.

„Der Wind wird verdammt trocken," sagte Jonas mit einem bedenklichen Gesicht.

„Ich habe schon längst die Wolken da gesehen," fügte Oliver hinzu, auf die langen grotesken Streifen am Himmel deutend. „Es

wäre für uns besser, wenn die Sonne nicht so klar auf das Wasser schiene, wie sie es jetzt thut, und sich mit einem Nebelhofe umgäbe, obwohl das die Vorboten eines Sturmes sind."

„Es ist kein Zweifel," bestätigte Eugene, „daß ein Sturm uns nicht so gefährlich wäre, wie jene Wolken dort, die sicheren Anzeichen, daß der Wind bald vom Lande her wehen wird, aber wir wollen darum nicht den Muth verlieren. Allerdings haben wir dann keine Hoffnung das Land zu erreichen, aber es kann uns ein Schiff finden, wir können es eine Woche auf der See aushalten und zur Noth auch noch länger."

„Vorausgesetzt, daß der Landwind nicht stärker ist als unsere Barkasse ihn ertragen kann," fügte Jonas hinzu.

Brocklyn und Oliver begaben sich jetzt, der Verabredung gemäß, zur Ruhe, und Eugene und Jonas übernahmen den Dienst.

Die gefürchtete Veränderung des Windes trat bereits mit Sonnenuntergang ein. Der Seewind hörte plötzlich ganz auf, und noch ehe sein letzter Hauch erstarb, kamen schon die Gegenwinde vom Lande her in heftigen und immer stärkeren Stößen. Es war jetzt keine Zeit zu verlieren; mit des alten Oberbootsmanns Hilfe reefte Eugene schnell die viereckigen Segeltücher ein und warf dann, ohne sich weiter zu besinnen, alle diejenigen Geräthschaften, welche nicht unumgänglich nothwendig waren, über Bord.

„Er versuchte jetzt zu laviren, aber der Wind war so heftig, daß er sich vergebens bemühte, den südwestlichen Cours zu halten, unerbittlich trieb die Barkasse zurück, weit, weit vom Lande ab.

Der Wind schwoll im Laufe der nächsten Nacht zu immer größerer Heftigkeit an, und der schlafende Ocean zögerte nicht, aufzuwachen. Die Barkasse begann sich auf den schwarzen rauschenden Wogen zu heben und dann wieder herabzustürzen in eine hohle See, um nach einer augenblicklichen Ruhe wieder in die Höhe zu steigen, wo ihrer die immer zunehmende Gewalt der Windstöße wartete.

Der Wind und die Gefahr wuchsen mit jeder Stunde, und der nächste Morgen fand sie hundert Meilen weiter vom Lande entfernt, als sie 24 Stunden früher gewesen waren. — Die folgende Nacht gewann der Wind dermaßen an Stärke, daß sie Alles bis auf die Lebensmittel und den Compaß über Bord werfen mußten. An Schlaf war nicht mehr zu denken; alle Kräfte mußten aufgeboten werden, um das kleine Fahrzeug von dem Wasser zu befreien, mit welchem jede überstürzende Welle es füllte. Der Kampf zwischen den Elementen ward immer heftiger, je weiter die Nacht vorrückte. Wie einen Spielball warfen die hochaufgethürmten schäumenden Wogen das kleine Fahrzeug in die Höhe und ließen es dann wieder tief in einer Wellenschlucht verschwinden, bis es wieder mit Wasser gefüllt emporgeschleudert wurde.

Rastlos und mit Ausdauer und Unermüdlichkeit kämpften die Unglücklichen gegen die Wuth der Elemente, unabläßig schöpften sie das Wasser hinaus und suchten ihr Boot flott zu erhalten. — Was nützte es ihnen, daß sie eine Nothflagge aufgehißt hatten, konnte in der rabenschwarzen Nacht sie Jemand sehen?" —

Sie hatten die Hoffnung auf Rettung bereits aufgegeben und nur noch mechanisch thaten sie, was in ihren Kräften stand.

Die aufgehende Sonne nach der dritten Nacht, welche sie im Angesicht der Todesgefahr vollbrachten, fand sie dem Tode näher denn je. Sie arbeiteten und arbeiten, sie hatten keine Zeit mehr sich umzuschauen nach einem rettenden Schiffe, denn eine verlorene Secunde konnte ihr Tod sein; und doch war auch der letzte Rest ihrer Kräfte bereits dem Erlöschen nahe.

Da plötzlich dröhnte der dumpfe Knall einer Kanone, der sich mühsam gegen den Wind fortarbeite, an ihr Ohr.

Sie schauten auf, als ob eine Stimme vom Himmel ihnen zugerufen hätte: Ihr seid gerettet!

Ihr Auge folgte der Richtung, von welcher der Knall kam, während sie wie aus einem Munde riefen:

„Ein Schiff!"

Aber eine neidische Woge verbarg ihnen in diesem Augenblick den Gegenstand, doch als das Boot wieder aufstieg, und Spierenlinien sichtbar wurden, welche sich gegen den Horizont abzeichneten, da verschwand schnell der Sonnenschein der Hoffnung von ihren Gesichtern, und die dumpfe Muthlosigkeit prägte sich stärker als vorher darauf aus.

In dem Schiff mit den schlanken Masten, das so leicht vor dem Winde hinschoß, hatten die geübten Augen der Seeleute sofort die Sea-bright, das Begleitschiff der Alabama, erkannt.

„Herunter mit der Nothflagge!" rief Brocklyn. „Vielleicht daß sie uns bei diesen Wellen wieder aus dem Gesicht verlieren."

Allein sie konnten der neuen Gefahr nicht mehr entrinnen, ein zweiter Kanonenschuß verkündete, daß das Schiff ihnen zu Hilfe komme.

Das Schiff war so nahe, daß sie sehen konnten, wie seine Spieren vom Winde abfielen, und nach noch einigen Minuten, wie das Vordertheil des Schiffes eine veränderte Richtung gerade auf sie zu erhielt.

Sie sahen das Alles, aber nicht, wie man, am Rande des Todes stehend, den Retter, sondern den Henker nahen sieht.

Sollte sie nicht eine erbarmende Woge dem Schicksal entreißen, das nach solcher Rettung ihrer harrte? — das war der Wunsch, der sich in ihren Herzen regte; — und er sollte Erfüllung finden!

Sie hatten durch die Beobachtung des Schiffes einige Minuten

ihre mühevolle Arbeit eingestellt. Die Barkasse war, halb mit Wasser gefüllt, so tief gesunken, daß die Wellen mit Leichtigkeit über den niedrigen Bord stürzten. Was half es, daß sie Alle arbeiteten mit dem letzten Rest ihrer Kräfte? Was half es, daß sie Alles, was das Boot außer ihrer Person enthielt, über Bord warfen? — Sie konnten ihr Schicksal nicht mehr abwenden; — noch einmal hob eine hoch aufschäumende Woge das Boot empor, dann schoß es tief hinab in eine Wellenschlucht, um nicht mehr aufzutauchen. — —

Auf der nächsten Woge aber sah man vier Männer schwimmend mit dem furchtbaren Element um ihr Leben ringen. — Wird das Boot, das die Sea-bright aussetzte, sie noch erreichen, ehe sie von den Wogen oder den Haifischen verschlungen sind? —

Das Boot zog drei leblose Körper aus dem Wasser, den vierten hatte bereits der Ocean in seiner Tiefe begraben; Oliver Haug sah das Licht der Sonne nicht wieder! — —

Das Erste, was die Geretteten hörten, als sie auf dem Deck der Sea-bright durch die Bemühung des Schiffsarztes zum Bewußtsein erwachten, war der Ruf des Fockmastmatrosen:

„Segel, ahoi!“

Man hatte sie auf Matratzen gelegt und sie durch wollene Decken erwärmt, mehrere Personen standen um sie her. Der Eine von ihnen, ein junger Mann mit intelligentem und kühnem Gesicht, schien eben eine Frage an Brocklyn richten zu wollen, als der Ruf des Matrosen ihn veranlaßte, seine Aufmerksamkeit auf das annoncirte Segel zu richten.

Er beobachtete dasselbe eine Weile durch das Fernrohr, dann wandte er sich zu einem alten Seemanne in Steuermannsuniform mit den Worten:

„Es ist die Alabama.“

„Signalisirt sie, Capitain Sinclair?“ fragte der Steuermann.

Der junge Officier richtete wieder sein Fernrohr auf das Schiff; nach einer Weile sagte er:

„Sie signalisirt;“ und im Kommandoton fügte er hinzu: „beigedreht!“ —

„Wahrscheinlich sollen wir die Gefangenen vom Macdonald aufnehmen, um sie an's Land zu setzen,“ meinte der Steuermann.

„Wir sind verloren!“ flüsterte Brocklyn seinen Gefährten zu. „O, lägen wir tief am Grunde des Meeres!“ —

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Die Vergeltung.

Wie zwei wüthende Faustkämpfer selbst im Moment der tiefsten Erbitterung zuweilen inne zu halten gezwungen sind, um Athem zu schöpfen, so war auch zwischen den Partheien in dem blutigen Bürgerkriege eine solche Periode des Athemschöpfens eingetreten. Beide Partheien benutzten diese Zeit der Ruhe, sie verstärkten ihre Kräfte, um den nächsten Schlag mit desto größerem Erfolge zu thun.

In den Nordstaaten ließ Grant Aushebungen im größesten Maßstabe vornehmen, in der Conföderation hatte man die Armee bereits zu einer Stärke von 800,000 Mann gebracht. Von vier Seiten waren die Rebellen angegriffen: im Osten von der Potomacarmee, im Süden von der Flotte und den Armeen in Georgia und Florida, im Norden von den Armeen in Shenandoah und im Westen vom Staat Tennessee aus.

Der letztgenannte Theil des Unionsheeres stand unter dem Kommando der Generale Burnside und Rosenkranz, ihnen entgegen standen auf der Seite der Conföderation die Generale Johnston und Price.

Während nun auf den übrigen Angriffspunkten jene schwüle Ruhe herrschte, welche die Erwartung großer Ereignisse erzeugt, und die Gegner sich gegenseitig beobachteten wie kämpfende Löwen, die sich erst niederlegen und eine Zeitlang einander mit grimmigen Blicken messen, ehe sie den verhängnißvollen Sprung thun, ließ Burnside, der jugendliche Held, dem Feinde nicht lange Zeit, sich zu sammeln. Sein kühner Muth und sein jugendliches Feuer ließen ihn nicht rasten. Zwar bedurfte auch er der Verstärkung und Kräftigung, allein er hielt sich doch bis zum Eintreffen derselben für stark genug, einen Coup auszuführen, welcher den besten Erfolg versprach.

Die Armee der Conföderirten stand zu beiden Seiten des Tennesse-Flußes, der rechte Flügel bei Nashville, der linke bei Deyersburg, und zwar so, daß der Fluß selbst diese beiden Theile der feindlichen Armee trennte.

Burnside rechnete nun darauf, daß es ihm gelingen werde, diese beiden Heeresabtheilungen zu trennen — dadurch, daß er, von Ost-Tennessee vorrückend, den Fluß überschritt.

In der Nacht vom 6. zum 7. September setzte er sich in Bewegung. Bei Cumberland berührte er das Lager Johnston's so nahe, daß sie die Bivouacfeuer deutlich von einander zu unterscheiden

vermochten. Um aber den Uebergang über den Tennesseefluß bewerkstelligen zu können, mußte Burnside den Fluß hinaufrücken bis Reinoldsburg, denn erst hier befand sich eine Brücke über demselben. Er war also genöthigt, das feindliche Lager von der westlichen Seite zu umgehen. Ein mächtiger Wald, welcher sich von Cumberland südwärts erstreckt, begünstigte sein Unternehmen; mit Tagesanbruch sollte Johnston in seinen Verschanzungen angegriffen und zwar überrumpelt werden, denn in dem durchaus loyal gesinnten Tennessee brauchte man nicht zu fürchten, daß irgend ein Spion dem Feinde Nachricht geben könnte. Wie hätte auch Johnston etwas wissen sollen von der Absicht Burnside's? In dem Lager herrschte die größte Stille und eine Ruhe, welche nur völlige Sorglosigkeit zu geben vermag; die Wachtfeuer brannten und die Soldaten schliefen in ihren Zelten. —

Als der Tag anbrach, war Burnside, ohne bemerkt zu werden, mit der Avantgarde dem westlichen Theile des Lagers bis auf eine halbe Meile nahe. Dieser Theil des Lagers war, da man von dieser Seite her sicherlich keinen Angriff erwarten konnte, unverschanzt.

Es war bereits heller Tag, die Bivouacfeuer brannten noch und in den Zelten regte sich nichts. Burnside ordnete die Sturmcolonnen und gab das Zeichen zum Angriff.

Mit Hurrah drangen die Stürmenden vor. —

„Was? Weckte auch das Hurrah die Schläfer nicht? Kamen Sie nicht, Entsetzen in den Gesichtern aus ihren Zelten hervor, um sich in Schrecken und Verwirrung entweder zum Widerstande zu sammeln, oder ihr Heil in der Flucht zu versuchen? — Gaben die Vorposten kein Allarmsignal? . . . .

Nichts von alledem. — Das Lager war leer. In den Zelten schlief Niemand, und die Wachtfeuer hatten nicht die Bestimmung gehabt, Jemanden zu erwärmen, sondern nur die Angreifer zu täuschen.

Erschrocken machten die Sturmcolonnen Halt. — Die Officiere sahen einander bestürzt an.

„Der Angriff ist verrathen!" rief Einer.

„Wir sind in eine Falle gegangen!" fügte ein Anderer hinzu.

„Von welcher Seite haben wir sie denn nun zu erwarten?" sagte ein Dritter.

Sie sollten über diese Frage nicht lange im Zweifel sein; vom Tennesseeufer krachten aus den Gebüschen tausende von Musketenschüssen. Mit kreischendem Jubel stürzten die Feinde ihnen in die Flanken. Zwei Regimenter Cavallerie sprengten im Carriere auf die Sturmcolonnen ein; ein blutiges Gefecht entspann sich. Verwirrung und Verlust trieb endlich die Colonne zum eiligsten Rück-



General Ambroise Everett Burnside, Oberbefehlshaber des nordamerik. Unionsheeres.

zug zum Gros der Armee. Die Verfolger waren ihnen auf den Fersen.

Burnside stellte mit der ihm stets eigenen Umsicht und Geistesgegenwart schnell eine zweckmäßige Schlachtlinie her, und zwar so, daß nach seiner Berechnung der Angriff ihn im Centrum treffen mußte. Zwei Divisionen Infanterie rückten auch in der That gegen das Centrum vor und zwar mit dem verzweifelten Muthe und der Todesverachtung, welche die Truppen der Conföderirten bei allen Gelegenheiten gezeigt haben. Kein Feuer konnte sie aufhalten; die Erbitterung und der Haß trieben sie jeder Gefahr entgegen.

Der Kampf wurde wie alle anderen dieses Krieges ein blutiger; Burnside mußte siegen, denn seine ganze Armee war sonst verloren. — Johnston mußte siegen, denn wenn er unterlag, so gab er dem Feinde den Weg frei über den Tennessee-Fluß und setzte ihn in Stand, ihn von dem andern Theil der Conföderationstruppen zu trennen und seinen Angriff auf die südlichen Staaten zu richten.

Es blieb lange unentschieden, wohin sich bei diesem verzweifelten Kampfe der Sieg neigen würde. Das Centrum Burnsides begann zu weichen, und die linke Flanke war so hart bedrängt, daß sie nicht lange mehr Widerstand leisten konnte. Aber die rechte Flanke hatte in dem coupirten Terrain von Reynoldsbourg eine vorzügliche Position und schlug jeden Versuch, sie zu werfen, mit Glanz zurück.

Was war das? — Aus dem Walde, an welchem die rechte Flanke lehnte, krachten plötzlich Flintenschüsse — Gewehre blitzten, wildes Geschrei durchdrang die Luft — und in den Rücken der Armee fielen die Feinde ein.

Johnston's List war gelungen. Er hatte die Wachtfeuer anzünden und die Zelte stehen lassen, um die Angreifer zu täuschen; und hatte dann seine Truppen so vertheilt, daß er den Gegner von drei Seiten angreifen konnte. Ein Theil war in derselben Nacht, wo Burnside an der einen Seite des Waldes den Fluß hinauf marschirte, an der andern Seite den Fluß hinabgezogen, und dieser Theil war es, welcher jetzt durch seinen Angriff im Rücken des Feindes dem Kampf den Ausschlag gab.

Der rechte Flügel begann die Flucht, das Centrum folgte, nur der linke Flügel, den Burnside selbst kommandirte, hielt noch Stand.

Siehe da donnerten Kanonen von Knoxville her.

„Nun ist keine Rettung mehr!“ rief Burnside erbleichend. „Wir sind eingeschlossen, der Sieg ist verloren, laßt uns jetzt kämpfen für unser Leben!“ —

Noch ehe auch von der dritten Seite her der Angriff ausgeführt wurde, brach die Dunkelheit herein und machte dem sechszehnstündigen blutigen Kampfe ein Ende. Was konnte dem tapfern Burnside der nächste Morgen bringen? — Seine Armee war eingeschlossen. Gefangenschaft oder Tod das war das Loos jedes Einzelnen. Die Nacht

ward den ermüdeten Soldaten zur Ewigkeit; schrecklichste Gewißheit ist besser als die Todesqual banger Erwartung. —

Purpurn färbte sich der Himmel über den Apallachen, aber ehe die Sonne noch hinter den Bergen hervorleuchtete, hatte Burnside bereits seine Vorkehrungen zu dem letzten verzweifelten Kampfe getroffen.

„Die Rebellen werden uns vernichten," sagte er; aber sie sollen diesen Sieg theuer bezahlen, die Opfer, die er ihnen kostet, sollen ihnen die Siegesfreude verbittern."

Von allen drei Seiten geschah gleichzeitig der Angriff; den Truppen, welche bereits den vorigen Tag gefochten hatten und erschöpft waren, konnte leichter Widerstand geleistet werden, als der von Knoxville andringenden Heeresabtheilung, die frisch und siegesgewiß, den Kanonen Burnsides trotzend, unaufhaltsam vorrückte.

Diese Truppen marschirten völlig ungedeckt, denn zwischen ihnen und dem Schlachtterrain lag eine meilenweite mit fußhohem Grase bedeckte und nur von wenigen und niedrigen Hügeln unterbrochene Steppe. Burnside konnte die Ankunft dieser Truppen und somit den Moment seiner gänzlichen Vernichtung fast auf die Minute vorausberechnen. Mit klingendem Spiel und fast wie im Parademarsch marschirten sie vorwärts, die Geschosse, welche Burnside ihnen aus seinen Geschützen entgegenschickte, so wenig achtend, als wären es Federbälle.

Noch eine Viertelmeile hatten sie zurückzulegen und Burnside's Geschick war entschieden.

Wie kurzsichtig ist der Mensch, und was sind seine Berechnungen bei den tausend Wegen, die der Vorsehung zu Gebote stehen, dieselben zu nichte zu machen!

So sicher, wie Burnside seine Vernichtung voraussah, so sicher rechnete Johnston auf seinen Sieg. Nur noch zweitausend Schritte hatten seine Truppen zurückzulegen. Was sind zweitausend Schritte? — Ach, zweitausend Schritte sind manchmal schwerer zurückzulegen, als 2000 Meilen, und die Minute ist oft inhaltschwerer als ein Jahrhundert.

Lustig marschirte General Price von Knoxville her vorwärts über die Steppe hin.

Was war es für eine schwarze Fläche, welche sich weit, weit vor der Truppenmasse ausbreitete? — War es Moorboden, auf welchem das Riedgras hie und da spärlich aufschoß? Hatte ein Steppenbrand den Boden schwarz gefärbt? — Der noch nicht ganz emporgestiegene Morgennebel ließ es nicht deutlich erkennen. Jedenfalls aber lag vor ihnen fast so weit das Auge reichte, eine schwarze unebene Fläche.

Die Regimenter marschirten darauf los.

Erst als sie nur noch zwei Schritte davon entfernt waren, er-

laubte ihnen das hohe Gras und der Morgennebel zu erkennen, was es sei; aber noch ehe sie es erkannt hatten, da sprang aus der Mitte der weiten schwarzen Fläche ein Mann empor wie aus der Erde gezaubert.

Er feuerte einen Schuß seines Revolvers in die Luft und auf dies Zeichen erhob sich mit Blitzesschnelle die ganze schwarze Fläche auf einmal, wie durch Zauberei stand vor den entsetzten und überraschten Truppen der Rebellen eine Schaar von etwa 5000 Negern.

Die Soldaten prallten im ersten Schrecken zurück, die Neger aber stürzten sich mit wüthendem Gebrüll mitten in die Bataillone, Messer und Aexte schwingend.

Ein fürchterliches Ringen, Mann an Mann fand jetzt statt, es war kein Kampf, es war ein stummes Morden, es war keine Schlacht, es war ein Schlachten. Der ganze durch so lange Jahre aufgesammelte Haß der Neger gegen ihre Peiniger machte sich in diesem Gemetzel Luft. Obgleich die Gegner ihnen an Zahl dreifach überlegen und wohl bewaffnet waren, brachte ihre Wuth und Todesverachtung sie nicht nur zum Weichen, sondern trieb sie in die größte Verwirrung und zur wildesten Flucht. —

Es war die Schaar der Neger, welche Edward Brown um sich versammelt hatte, sie hatten sich von Kentucky aus nach Süden gewandt, um mit Scherman's Armee zusammenzutreffen. Mit dem ihnen eigenen Scharfblick hatten sie Burnsides Manöver durchschaut und hatten durch die sorgfältigste Spionage herausgebracht, welche Gegenmaßregeln Johnston getroffen. Sie hatten wohl erkannt, während sie sich in den Wäldern von Cumberland verborgen hielten, daß Burnside überlistet und unrettbar verloren sei, und daß die Entscheidung dieses Kampfes das Corps Price's herbeiführen würde, welches von Knoxville aus anrücken sollte.

In der Mitte der Nacht verließ Edward mit seinen Negern die Schlupfwinkel. Geräuschlos und schlau wußte er die Steppe über welche Price kommen mußte, zu erreichen. Dort legten sich Alle platt auf die Erde so daß ihre nackten schwarzen Rücken, oder ihre dunkle Kleidung — denn die hellen Kleider hatten Alle ablegen müssen — jene dunkle Decke bildeten, welche das Aussehen eines Bodens hatte, auf welchem ein Steppenbrand stattgefunden.

Ueber 6000 Todte bedeckten dies Feld, auf welchem die Neger den Sieg über die Truppen der Sklavenhalter erfochten hatten. Jubelnd kehrten sie von der Verfolgung des Feindes um, um sich nun dem im Centrum angreifenden Corps der Feinde entgegen zu werfen.

Die unerwartete Hülfe und die Flucht des gefahrdrohendsten Angreifers gaben den Soldaten Burnsides neuen Muth. Wie wüthende Tiger griffen die Neger an und ihrem Beispiel folgten die Soldaten.

Die Sonne stand noch nicht im Mittage, da war der Sieg be-

reits entschieden, Johnston in die Flucht geschlagen und Burnside im Stande, seinen Plan, den Tennessee-Fluß zu überschreiten, in's Werk zu setzen. Aus jeder Stadt, aus jedem Dorfe, das er auf seinem Marsche berührte, flohen die Feinde vor ihnen her. Tausende von Gefangenen fielen in seine Hände, und Munition und Geschütze wurden in Menge erbeutet.

In Camdon machte Burnside Halt. Dort schlug er bis auf Weiteres sein Hauptquartier auf.

Es war am Tage nach der Schlacht. Die ganze Stadt war in freudiger Aufregung. Deputationen begrüßten den siegreichen Feldherrn und die Straßen waren mit Blumen bestreut, als er hinausritt, die Gefangenen zu besichtigen. Jungfrauen warfen ihm Kränze zu und die Cheers wollten kein Ende nehmen.

Die Offiziere, welche ihn erwarteten, grüßte er mit Rührung und Herzlichkeit, Einen wie den andern.

Sein Auge aber suchte Jemanden, den es hier nicht fand; und den er mit Unmuth zu vermissen schien.

Der Oberst Weitzel, welcher neben ihm ritt, schien zu errathen, was ihn verstimmte.

„Sie suchen den tapfern Anführer der Neger, Sir, der uns so brav geholfen bei dem Siege," sagte er.

„Dem allein wir den Sieg zu danken haben, wollen Sie sagen, lieber Oberst," antwortete Burnside.

„Nun ja, offen gestanden, ich bin Ihrer Ansicht," antwortete Weitzel mit ihm eigner treuherziger Offenheit. „Ich meinerseits habe nicht umhin können, den heldenmüthigen Quadroonen wie einen Bruder an mein Herz zu schließen, und seinen wackern Leuten die schwarzen Hände zu schütteln."

„Sie fürchten nicht, daß diese Ihre Herablassung gegen die verachtete und so weit unter uns stehende Race bei den übrigen Offizieren Mißbilligung finden werde?" fragte Burnside.

„Nein," antwortete Weitzel, zwar zögernd, aber doch bestimmt. „Ich weiß zwar, daß man selbst bei uns noch Leute findet, die den Nigger verachten, aber ich weiß nicht, ob ich daran Unrecht thue, ich kann mir nicht helfen, wo ich das Verdienst finde, da fühle ich mich verpflichtet, es zu ehren und wäre es auch bei einem Nigger oder Hottentotten.

Burnside sah seinen tapfern Offizier eine Weile fest und prüfend an.

Weitzel hielt diesen Blick für einen vorwurfsvollen und fuhr fort:

„Ich fürchte, Sie tadeln mich deshalb, weil auch Sie einer aristokratischen Familie angehören, welche von der Gleichstellung der Nigger nichts wissen will, aber da Sie mich fragten, so mußte ich Ihnen meine Denkungsweise offen bekennen. Ja ich will auf die Gefahr hin, in Ihrer guten Meinung noch mehr zu sinken, sogar noch hinzu-

fügen, daß ich stolz sein würde, an der Spitze eines Regiments von solchen Kriegern zu stehen, wie sie dieser Quadroone kommandirt."

Burnside ergriff die Hand des Obersten.

„Sie meinen, ich würde Sie tadeln?" sagte er mit bewegter Stimme. „Nein, Weitzel, Sie stehen seit diesem Augenblick in meiner Achtung höher als je. Was Sie eben offenherzig bekannten, das ist auch die Gesinnung meines Herzens. Es giebt viele Philanthropen unter unsern Staatsmännern, welche von Menschenrechten und Menschenwürde der Neger sehr schön sprechen, sich aber scheuen, im Omnibus neben einem Schwarzen Platz zu nehmen. Lassen Sie uns zu denen gehören, welche auch durch die That beweisen, daß die Humanitäts-Bestrebungen uns Ernst und Herzenssache sind. Sie sollen, was Sie so eben wünschten, ein Regiment der Schwarzen unter Ihrem Befehl haben, und diese sollen in keiner Weise gegen die übrigen Truppen zurückgesetzt werden."

Weitzel dankte dem Befehlshaber mit Rührung und Wärme.

„Aber wo ist denn der Quadroone, warum entzieht er sich meinem Danke? Warum sehe ich ihn nicht unter meinen Offizieren?" fuhr Burnside fort.

„Weil er eben so bescheiden ist, als er sich tapfer gezeigt hat," antwortete Weitzel. „Ich habe ihn aufgefordert, sich Ihrem Gefolge anzuschließen, allein er lehnte diese Aufforderung auf's bestimmteste ab und erklärte, daß dies eine Anmaßung seinerseits sein würde."

Die Reihen der Gefangenen bedeckten einen weiten Platz vor der Stadt.

Die Uniform der gefangenen Soldaten war zerlumpt und abgetragen, die der Offiziere aber meist glänzend, eine Erscheinung, die sich leicht daraus erklärt, daß in den Sklavenstaaten eigentlich kein Mittelstand existirt, sondern nur eine arme abhängige Bevölkerung und reiche Besitzer.

Unter den Offizieren fiel Burnside ein Mann auf, der Civilkleidung trug. Auf seine Frage wurde ihm geantwortet, daß er sich im Gefolge Johnstons befunden habe, und mit den übrigen Offizieren gefangen sei.

„Ihr Name, Sir?" fragte Burnside den Gefangenen.

Der Gefangene schien mit der Antwort zu zögern. Erst auf wiederholtes Fragen antwortete er:

„George Cleary."

„Ah!" rief Burnside, „Cleary! — das ist ein Gefangener, der uns mehr werth ist, als alle übrigen zusammen." Dann wandte er sich an einen seiner Adjutanten: „Der Gefangene wird unter ganz besonderer Eskorte nach Washington gebracht. Sie haften mir für ihn, Lieutenant Wagner. Behandeln Sie ihn seinem Stande gemäß, aber bewachen Sie ihn mit Strenge."

Er wandte eben sein Pferd, um weiter zu reiten, als Oberst Weitzel sich ihm näherte mit den Worten:

„Sie wünschten den jungen Quadroonen, den Anführer der Neger zu sehen, Sir, ich sah ihn soeben auf dem Platze mit einem seiner Freunde, der ein Unteranführer zu sein scheint, und erlaube mir Ihnen die beiden Tapferen vorzustellen.“

„Sie erfreuen mich mit dieser Nachricht,“ antwortete Burnside, „wo sind sie, daß ich ihnen meinen Dank ausspreche?“

Weitzel wandte sein Pferd ein wenig zur Seite und deutete mit der Hand auf zwei Männer, welche neben ihm standen; der Eine, ein schöner Jüngling von stolzer, edler Haltung, fast weiß, und nur einige Spuren seiner Abstammung von den Schwarzen an sich tragend; der Andere ein Neger von riesenmäßiger Statur mit wilden, trotzigen Zügen.

Beide hatten ihre Blicke, freilich mit verschiedenem Ausdruck, auf den Gefangenen gerichtet, von welchem Burnside soeben gesprochen hatte, als Weitzel sie anredete:

„Treten Sie näher, wackre Freunde, und gewähren Sie dem General das Vergnügen, Ihnen die Hand zu drücken. — Hier, dieser Jüngling ist Mr. Edward Brown,“ wandte er sich an den General, „der Anführer der tapfern Neger; den Namen seines Gefährten habe ich nicht erfahren.“

„Mein Name ist Rogue,“ antwortete der gigantische Schwarze. „Die Sklavenzüchter von Kentucky kennen meinen Namen sehr wohl, und sein bloßer Klang erfüllt sie mit Schrecken.“

„Sicherlich nicht mehr als künftig Ihr Name die Bataillone der Rebellen mit Schrecken erfüllen wird,“ entgegnete Burnside. — „Ich reiche Ihnen Beiden, meine Freunde, zum Zeichen meines Dankes und meiner Bewunderung die Hand. Lassen Sie uns Freunde bleiben und wie Freunde die Lorbeern dieses Sieges theilen. — Ich wollte,“ fügte er zu Edward gewandt hinzu, „Sie hätten mir irgend eine Bitte, einen Wunsch vorzutragen, durch dessen Erfüllung ich Sie von der Aufrichtigkeit meiner Anerkennung und Freundschaft überzeugen könnte. Aber ich fürchte, Sie werden solche Gelegenheit, Ihnen die Wahrheit meiner Worte zu beweisen nicht geben . . .“

„Doch, doch, Sir! fiel Edward schnell ein, „Ich habe in der That einen Wunsch, und war im Begriff, Sie um die Erfüllung desselben zu bitten.“

„Sprechen Sie Mr. Brown. — Sie wünschen eine Offizierstelle in unserer Armee? Sie sollen sich selbst den Posten wählen, der Ihnen zusagt. Oder sollte, was ich indessen weniger glaube, ein klingender Gewinn höhern Reiz für Sie haben? Nennen Sie die Summe . . .“

Edward machte eine abwehrende Handbewegung und mit verächtlicher Miene versetzte er:

„Nein, Sir, uns Alle bewog nicht die Begierde nach Gewinn in den Kampf zu ziehen. Uns trieb nichts als das Verlangen, das unwürdige Joch abzuschütteln, das uns und unsere Stammgenossen drückt. Die Liebe zur Freiheit führte uns in den Kampf, und der Freiheit allein sind wir gewillt unser Leben zum Opfer zu bringen.“

„So sprechen Sie aus, was verlangen Sie?“

„Sie versichern mir im Voraus die Gewährung meiner Bitte?“

„Ich thue es, denn kein Lohn ist zu hoch für den Dienst, den Sie uns geleistet.“

„So bitte ich um die Freilassung dieses Gefangenen.“

„Was, Cleary frei?“ rief Rogue. „Sind Sie toll? Nimmermehr darf das geschehn!“

„Diesen Gefangenen?“ wiederholte Burnside betroffen. „Sie wissen ohne Zweifel nicht, wie wichtig uns seine Person ist.“ —

„Ich weiß es, Herr General. Er ist einer der Führer der Rebellen,“ antwortete Edward, „seine Person ist Ihnen von größerer Wichtigkeit als die eines anderen Gefangenen, — aber ich habe Ihr Wort!“ —

Die Offiziere blickten einander theils verlegen an, theils mit Mißbilligung auf den Sprecher.

Es entstand eine Pause, welche Keiner unterbrechen mochte. War Burnside und seine Offiziere durch diese Bitte des Jünglings überrascht, so war es der Gefangene, den sie betraf, noch viel mehr.

„Wie?“ dachte er, „Der Anführer der meuterischen Neger verwendet sich für mich? — Was hat das zu bedeuten? — Ist nicht der Zweck des Aufstandes die Vernichtung und der Tod aller Besitzer des Südens, und ihm gilt meine Freilassung höher als jeder andere Lohn?“ —

Rogue unterbrach zuerst das Schweigen.

„Schlagen Sie es ihm ab, Sir!“ redete er Burnside an. „Eine solche Bitte von ihm ist ein Verrath gegen die Sache der Nigger. Weigert er Ihnen seine fernere Hülfe — was thut's? Ich und meine Anhänger wir stehen nur desto fester zu Ihnen. Ein solcher Verrath, wie ihn diese Bitte für das Leben und die Freiheit eines Sklavenhalters bekundet, macht ihn ohnehin unwürdig, der Führer der Nigger zu sein. Mehr als die Hälfte von den Unsern werden ihn deshalb verlassen und sich unter meine Fahne begeben. Schlagen Sie es ihm ab, Sir!“

Die Art, wie Rogue diese Worte sprach, obgleich sie im Sinne der meisten Offiziere gesprochen wurden, machte indessen keinen günstigen Eindruck, der Oberst Weitzel blickte ihn sogar vorwurfsvoll und finster an und entgegnete:

„Den Jüngling des Verraths zu beschuldigen, dazu liegt in

seiner Bitte kein Grund. Seine Tapferkeit muß Euch gezeigt haben, daß er Eurer Führerschaft nicht unwürdig ist. Besteht er trotz Eures Hasses gegen die Sklavenhalter auf die Freilassung dieses Mannes, so wird er seine Gründe dazu haben, welche, so viel ich von seinem Charakter kenne, nur edle sein können. — Herr General, ich unterstütze die Bitte des Jünglings und halte Sie zur Gewährung derselben schon deshalb verpflichtet, weil Sie Ihr Wort gegeben haben."

Burnside mußte ihm beistimmen und nach kurzem Zögern erklärte er:

„Es geschehe! Ich werde Mr. Cleary auswechseln gegen einen unserer Gefangenen, und ihn unter sicherer Bedeckung bis an die Vorpostenlinie des Price'schen Corps bringen lassen."

Cleary stürzte auf den jungen Quadroonen zu mit freudeglänzenden Augen ihm seine Hand entgegenstreckend. Edward jedoch wandte sich mit Kälte ab.

„Keinen Dank!" sagte er. „Was ich that, gebot mir die Pflicht der Dankbarkeit. Ich vergelte nur, was Sie einem Negerkinde thaten. Sie haben einem Negerkinde das Leben gerettet und menschlich gegen dasselbe gehandelt. Mein Dank dafür ist hiermit abgetragen. Begegenen wir uns wieder, so begegnen wir uns als Feinde!" —

Als der Zug der Offiziere in die Stadt zurückkehrte, erneute sich der Jubel der Bevölkerung. Kränze und Blumen regneten hernieder auf die Helden des Sieges und neben dem Namen Burnsides hörte man den Edwards mit Begeisterung rufen, und mehr als eine Schöne blickte lange den beiden jugendlichen Helden nach, mit Blicken, welche mehr ausdrückten, als die Bewunderung ihrer Tapferkeit.

Rogue hatte richtig prophezeit. Es war ihm gelungen, die Neger unter einander zu entzweien. Ein großer Theil sagte sich los von Edward und folgte dem Befehle des Negers. Acht Tage später waren zwei Negerregimenter organisirt. Das eine stand unter dem Befehl des Oberst Weitzel, unter welchem Edward Brown die Stelle eines Oberlieutenants bekleidete, das andere, bei welchem Rogue diente, marschirte unter dem Befehl anderer Offiziere in mehreren Abtheilungen nach dem Norden zur Besetzung der nördlichen Forts, welche den unablässigen Angriffen der Guerillas preisgegeben waren.

Diese beiden Abtheilungen des Negerheeres haben in diesem Kriege eine unvergeßliche Berühmtheit erlangt. Der Verlauf unserer Geschichte wird uns sowohl zu dem Theile, welcher die Forts besetzte, als auch zu dem Regiment des Oberst Weitzel zurückführen. Die größten Gräuelscenen dieses Krieges und die größten Heldenthaten knüpfen sich an diese Truppentheile des Negerheeres.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Der letzte Freund.

„Was wird aus meinem Kinde werden!" hatte Cleary verzweifelnd einmal über das andere ausgerufen, als er von den Soldaten gefangen und fortgeführt wurde. Der Gedanke an sein eigenes Unglück war völlig in den Hintergrund gedrängt durch die qualvolle Gewißheit, das sein Kind vater- und mutterlos allein in der weiten Welt dastehe.

Seine Goldbarren hatte er zum Theil in Sicherheit gebracht, indem er einige einem Banquier zu Nashville übergeben, andere aber in Banknoten umgesetzt hatte, welche er bei sich trug. Nur eine kleine Summe hatte er in seiner Wohnung, die er in Nashville gemiethet, zurückgelassen zur Pflege seiner Tochter, welche unter Noddy's Schutz dort zurückblieb, als er sich in Johnstons Lager begab.

„Was wird aus meinem Kinde werden!" hatte er sich unaufhörlich in verzweifelnder Bangigkeit wiederholt bis zu dem Moment, als ihm seine Freiheit auf eine Weise verschafft wurde, die er am wenigsten für möglich gehalten.

Wie jauchzte sein Herz auf, als er, Burnside's Versprechen gemäß, bis an die Vorpostenlinie der feindlichen Truppen geleitet, sich unter Freunden befand und ihm nichts mehr im Wege stand, zu seinem Kinde zurückzukehren und für dessen Sicherheit zu sorgen. Seine Gattin erwartete ihn in Richmond, zu ihr wollte er sein Kind bringen, bevor er die Mission antrat, welche ihm von den Rittern des goldenen Cirkels als sein Antheil an dem großen Kampfe zuertheilt war.

Seine Vaterliebe aber sollte erst noch eine lange Prüfung bestehen, und Noddy's Treue auf die härteste Probe gestellt werden.

Der Negerknabe, der mit der Wachsamkeit eines treuen Hundes die Tochter seines Wohlthäters hütete, hatte gar bald den Ausgang der Schlacht und Cleary's Gefangennehmung erfahren. Die Gewißheit, daß Fanny jetzt allein auf seinen Schutz und seine Hülfe angewiesen sei, stählte seine Entschlossenheit und Energie.

Das Geld, welches Mr. Cleary in den Händen des Hauswirths zurückgelassen, reichte aus, um die Miethe zu decken, und die Summe, welche er Noddy übergeben, etwa hundert Dollars, waren mehr als hinreichend, um die Kosten der Reise nach Richmond zu bestreiten.

„Wir müssen fort," sagte er daher, nachdem er die Situation

und ihre Folgen nach allen Seiten wohl erwogen hatte, eines Tages zu Fanny: „Es können Jahre vergehen, ehe Dein Vater zurückkehrt. Ich weiß, daß man ihn nicht vor Beendigung des Krieges freilassen wird. Hier können wir nicht bleiben, denn erstens haben wir kein Geld, und zweitens sind, wie man sagt, auch in dieser Gegend die bedenklichsten Negeraufstände zu befürchten, und endlich wird auch Deine Mutter um Deinetwegen in Sorge sein. Darum, liebe Fanny, rüste Dich zur Abreise, noch heute müssen wir fort, wenn es sein kann.“

Das Mädchen schlang ihren Arm um den Hals des Mulattenknaben und benetzte seine Wange mit ihren Thränen.

„Jetzt habe ich Niemanden als Dich, mein Bruder!“ schluchzte sie. „O mein Gott, Noddy, was sollte aus mir werden, wenn auch Du mich verließeſt?“

„Sei ruhig, Fanny,“ tröstete er sie, „ich werde Dich nicht verlassen. Mit meinem Leben stehe ich dafür ein, daß Du Deinen Eltern wiedergegeben wirst!“

„Dank, Bruder!“ antwortete sie, ihn mit ihren schönen dunkelbraunen Augen durch Thränen lächelnd und zärtlich anblickend. „Wie bist Du gut, Noddy, und wie lieb habe ich Dich!“ . . . .

Fanny, obwohl erst wenig über elf Jahre alt, war doch körperlich mehr entwickelt, als Kinder ihres Alters zu sein pflegen, wovon ohne Zweifel ihre Abstammung von einer Kreolin die Ursache war. Ihre Züge trugen das Gepräge ungewöhnlicher Schönheit. Sie hatte das große ausdrucksvolle Auge ihrer Mutter, die weichen Züge ihres Vaters, und ihr Körper versprach sich zum vollendetsten Wuchs auszubilden.

Diese Vorzüge hatten auf den Knaben noch niemals Eindruck gemacht. Er hatte sie, so sehr die Abkömmlinge der Schwarzen auch für Sinnenreize empfänglich sind, nie anders als mit der Liebe eines Bruders geliebt. War es nun das Außergewöhnliche der Verhältnisse, war es die zärtliche Wallung des Mädchens, das sie ihm in diesem Augenblicke in ganz anderem Lichte erscheinen ließ? . . . .

Sein flammendes Auge ruhte mit Entzücken auf der lieblichen Gestalt des Mädchens. Plötzlich aber nahm es den Ausdruck höchster Niedergeschlagenheit an. und im Ton bitterer Entsagung entgegnete er:

„O Fanny, wenn Du nur drei Jahre älter sein wirst, so alt wie ich jetzt bin, und zu einem schönen, schönen Mädchen geworden bist, wenn Dich die vornehmen Herrn alle bewundern und Dir huldigen, dann wirst Du Dich schämen, wenn Du daran denkst, daß Du einst einen Negerknaben Bruder genannt und ihn umarmt hast!“

„Noddy, wie kannst Du nur so sprechen!“ rief sie fast erzürnt. „Weiß ich nicht, daß Du mich mehr liebst als ein Bruder, daß der

Vater Dich liebt wie einen Sohn? Hast Du Dir nicht die Hand verstümmeln lassen meinetwegen? Bist Du nicht jetzt der einzige Schutz, den ich auf der Welt habe? O, Noddy, ich müßte sehr schlecht sein, wenn ich das vergäße!"

„Du wirst es nicht vergessen Fanny, daß weiß ich, denn Du hast ein gutes Herz, aber Du wirst Dich meiner schämen, denn Du bist die Herrin, die Angebetete, und ich der Sklave, der Verachtete, der mit dem Stempel der Erniedrigung gebrandmarkt ist."

„Du bist kein Sklave, Noddy, nicht einmal ein Neger bist Du, sondern ein Mulatte, und der Stempel? — Sieh her, Noddy, den trage auch ich!"

Sie beugte ihr Haupt herab, um ihn den, durch das ausgeschnittene Kleid noch bedeckten Theil ihres zarten Halses sehen zu lassen, welchem Rogue's Eisen das Mal der Leibeigenschaft eingebrannt hatte.

Noddy ergriff mit Leidenschaft ihre Hand und preßte sie an seine Lippen.

„Nicht die Hand, Noddy," rief Fanny, „Du bist mein Bruder und hast das Recht, meinen Mund zu küssen, da —"

Ehe er in schüchterner Bescheidenheit es hindern konnte, hatte sie seinen Nacken mit beiden Armen umschlungen und drückte einen innigen Kuß auf seine Lippen.

O, welches Entzücken spiegelte sich auf seinen Zügen, welche Glückseligkeit strahlte aus seinen Augen. Er war nicht mehr im Stande seine Erregung zu verbergen. Thränen der Wonne glänzten in seinen Augen, als er sie umarmte und sie dann verließ.

„Mr. Payne sagte," murmelte er im Hinausgehen, „wir Neger seien nichts als Thiere, und unsere Treue nichts anders als die Treue der Hunde gegen ihren Herrn. — Nun wohl, wenn sie mich später auch nicht mehr schätzt als ihren Hund, so will ich ihr doch mein Lebelang der treuste und ergebenste Hund sein." — —

Als Noddy an demselben Abend eben im Begriff war, ihr Gepäck nach dem Bahnhofe zu schaffen, erfuhr er, daß die Neger, welche in Schaaren gegen Nashville anrückten, die Schienen der Bahn nach Winchester zerstört hätten, und deshalb keine Züge abgehen könnten. Es blieb daher nichts weiter übrig, als einen Wagen zu miethen, der sie auf Landwegen bis Winchester brächte.

Es war eine milde laue Nacht, wie in jenen Gegenden um diese Jahreszeit fast immer. Die beiden Kinder saßen in den Ecken einer Chaise und plauderten und riefen die überstandenen Gefahren in Georgesville in ihre Errinnerung zurück, oder sprachen von der glänzenden Zukunft Fanny's, von den Freuden, welche ihrer in der Residenz warteten, oder sprachen von ihrem Vater, über dessen Schicksal der Knabe seine Gefährtin völlig beruhigte, da man bei den Unionisten die Gefangenen stets gut behandelte, und da

dieselben, welchen Ausgang auch der Krieg nehmen werde, auf alle Fälle freigelassen werden müßten.

So verging die Zeit, und sie hatten schon mehr als funfzehn Meilen zurückgelegt, als Fanny endlich einschlief.

Noddy deckte sie mit einer Reisedecke warm zu, zog die Vorhänge des Wagenfensters zusammen, daß keine Zugluft sie treffe und bewachte, seinen Gedanken nachhängend, ihren Schlummer.

Da plötzlich schreckte ihn ein Gewirr von Stimmen auf, welche dem Kutscher zu halten geboten.

Noddy öffnete schnell das Fenster und steckte seinen Kopf heraus. Eine Rotte von Negern stürzte aus dem hohen Zuckerrohr neben dem Wagen hervor. Ein Theil fiel den Pferden in die Zügel; andere sprangen auf den Bock und ergriffen den Kutscher.

„Wen fährst Du?" rief Einer dem Kutscher zu. „Steh uns Rede oder wir schlagen Dich todt!"

Der Kutscher war dermaßen erschrocken, daß er keinen Laut herauszubringen vermochte.

Noddy sah die Gefahr, welche über dem Haupte seiner geliebten Schwester schwebte. Mit schneller Fassung rief er aus dem Wagen heraus:

„Ihr seht es ja, wen er fährt, einen Negerknaben, nichts weiter!"

„Einen Negerknaben in einer Chaise? — Da ist irgend etwas dahinter!" entgegnete einer der Neger. „Laß sehen, ob nicht auch Dein Herr drin sitzt."

„Zurück, sage ich. Ich schlage den zu Boden, der es wagt in den Wagen zu dringen," rief Noddy seine Stimme dämpfend, um Fanny nicht zu wecken, die noch immer fest schlief.

„Ha, ha!" spottete der Rädelsführer der Rotte. „Da ist noch Einer, der sich für seinen Herrn schlägt! Heraus mit Dir feiger Sklave, weißt Du nicht, daß die Neger in Tennessee von heute ab frei sind? Sie haben die Ketten abgeworfen wie die in Kentucky es gethan haben. Komm heraus, schließe Dich uns an und überlasse uns Deinen Herrn."

„Ich sage Euch, daß mein Herr nicht drin ist, und verbiete Euch, den Schlag zu öffnen."

Trotz dieses Widerspruchs aber ward der Wagenschlag aufgerissen, und ein Neger versuchte einzusteigen. Ein aus voller Kraft geführter Faustschlag aber machte, daß er zurücktaumelte. Nun aber stürzten viere von den Schwarzen zugleich auf den Knaben ein, und unter dem Lärm der Stimmen:

„Haltet ihn! — Bindet ihn! — Schlagt ihn nieder!" — und unter dem Toben des Kampfes erwachte Fanny in dem Augenblick, als die Neger Noddy unter dem heftigsten Widerstande desselben aus dem Wagen herauszogen.

Sie stieß einen durchdringenden Schrei aus!

„Ein Mädchen!“ riefen die Neger, welche die Dunkelheit verhindert hatte, Fanny zu sehen.

„Ja ein Mädchen!“ wiederholte Noddy, und noch dazu ein Kind. Habt wenigstens so viel Großmuth, Eure Wuth nicht an einem Kinde auszulassen.“

„Wir müssen sie mitnehmen,“ sagte der Sprecher der Rotte. „Sie ist sicher die Tochter eines Sklavenhalters, ihr Vater muß uns Lösegeld für sie zahlen.“

„Allerdings ist sie die Tochter eines Sklavenhalters,“ versetzte Noddy, „aber ihr Vater ist von Burnside gefangen fortgeführt. Er kann Euch also kein Lösegeld für sie zahlen.“

Die Neger beriethen sich eine Weile, endlich schlug Einer vor:

„Sie muß sich selbst auslösen. Die Tochter eines Sklavenhalters wird nicht ohne Geld reisen. Gieb das Geld heraus, Junge, was Ihr bei Euch habt, so kannst Du mit Deiner Miß weiter reisen; aber hüte Dich, uns einen Cent zu verheimlichen.“

„Aber um Himmelswillen, wie sollen wir weiterreisen, wenn wir kein Geld haben?“

„Das geht uns nichts an. Heraus mit dem Gelde!“

Noddy legte sich auf's Handeln, allein die Unmenschen ließen nicht nach. Als er seine ganze Baarschaft hingegeben hatte, durchsuchten sie den Wagen und nahmen auch ihr Gepäck noch mit sich.

Von allen Mitteln entblößt hielten sie nun da auf offener Landstraße. Sie besaßen nichts mehr, als die Kleider, welche sie auf dem Leibe trugen. Zu allem Unheil weigerte sich auch der Kutscher, da er keine Bezahlung zu erwarten hatte, weiter zu fahren. Noddy war in Verzweiflung; kein Ausweg bot sich ihm. Er machte den Vorschlag, das Geld für den Kutscher in Winchester herbeizuschaffen durch Unterstützung mildthätiger Leute, allein, der Mann wollte auf eine so unsichere Aussicht hin nicht weiter fahren.

„So nehmen sie dies als Bezahlung, sagte Fanny, und reichte dem Kutscher einen sehr kostbaren indischen Shawl hin. „Ich denke, Sie werden durch den Verkauf so viel lösen, als das Fuhrgeld beträgt.“

Damit erklärte er sich einverstanden, und die Reise wurde fortgesetzt.

Ermüdet, hungernd, von einem kühlen Abendwind durchfröstelt kamen sie endlich am Abend des folgenden Tages in Winchester an. Schon auf der letzten Station hatten sie gehört, daß die Stadt von plündernden Negern durchzogen sei, und daß Polizei und Bürger sich vergebens anstrengten, der aufrührerischen Schwarzen Herr zu werden. Der Kutscher zog es daher vor, gar nicht in die Stadt hinein zu fahren, sondern vor einem am äußersten Ende der nördlichen Vorstadt gelegenen Wirthshause anzuhalten.

Das Aeußere dieses entlegenen Gasthofes hatte in der That nichts Anziehendes, weder die ziemlich geschmacklose Bauart des Hauses, noch das Gewirr von fluchenden und sich zankenden Kutschern vor dem Thorwege, noch die Physiognomie des Wirthes, der mürrisch, seine Schlafmütze bis tief in die Augen gezogen, an den Wagen trat, um nachlässig den Schlag zu öffnen.

Mißtrauisch und verdrießlich musterte er die beiden Aussteigenden von oben bis unten, wobei er eine Hand in die Seite stemmte und mächtige Wolken aus seiner Thonpfeife blies.

„Was hat denn das zu bedeuten?" fragte er die Kinder, „wo wollt Ihr hin?"

„Wir wollen mit der Bahn nach Richmond, antwortete Roddy. „Wir mußten von Nashville aus einen Wagen nehmen, weil die Schienen zwischen Nashville und Winchester zerstört sind. Haben Sie nicht ein Abendessen und ein gutes Lager für Miß Cleary?"

Der Wirth bedeutete ihm durch eine Kopfbewegung hinein zu gehen.

In dem großen Gastzimmer befand sich Niemand, als eine Dame von sehr knochigem und sehr abstoßendem Aeußern; ihre Wangen waren pergamentfarben, und um ihre dürren Lippen spielte ein widerliches Lächeln, während sie über die Schulter weg mit einem Neger sprach, dessen viehische Züge an Gemeinheit des Ausdruckes mit denen seiner Herrin wetteiferten, und welcher ihr frivoles Lachen mit einem teuflischen Grinsen beantwortete.

Die Dame, welche eben beschäftigt war, ein sehr reichliches Abendessen zu verzehren, schien sich angelegentlich mit dem Schwarzen zu unterhalten, als die beiden Kinder eintraten.

„Da die Geschäfte so gut gegangen sind," sagte sie eben, sich halb nach ihm umwendend, „so wollen wir eine Flasche Sillery trinken."

Ein Mädchen kam eben mit einem Lichte in der Hand trägen Schrittes hinein.

„Sind die Kleinen zu Bette, Lene?" fragte die Dame das Mädchen.

Diese bejahte.

„Die hübschen Dingerchen;" fuhr sie fort, wie glücklich sie sich bei mir fühlen werden. Sie haben jetzt satt zu essen, ein gutes Bett und — —

„Und viel Vergnügen!" ergänzte der Neger mit rohem Lachen.

„Und viel Vergnügen!" bestätigte die Dame in sein Lachen einstimmend. — Bringen Sie eine Flasche Sillery, Lene," fuhr sie zum Stubenmädchen gewendet, fort. — „Eine Flasche und zwei Gläser. — Du hast es verdient, Scip, ein Glas mit mir zu trinken."

Roddy und Fanny hatten inzwischen an einem Tische Platz

genommen in einer dunkeln Ecke; wo sie von den beiden Anwesenden kaum gesehen werden konnten. Als aber der Schein des Lichts, welches Lene vor sie hinstellte, auf das Gesicht des ungewöhnlich hübschen Mädchens fiel, da zupfte Scip seine Herrin am Aermel. Als sie ihn fragend ansah, verzog er sein Gesicht, mit den Augen nach der Ecke schielend, wo die Kinder saßen, und auch seinen Mund nach jener Ecke schiefziehend, als ob er mit dem Mundwinkel die Richtung andeuten wolle, auf welche sie ihre Aufmerksamkeit zu lenken habe.

Die Dame schien in der That den Wink zu verstehen, denn ihre verschmitzten grauen Augen flogen sofort in die angedeutete Richtung und nahmen, als sie auf das Mädchen fielen, einen Ausdruck an, welcher kaum zu beschreiben ist. Mit der Lüsternheit, wie ein Jaguar ein argloses Reh, auf das er sich stürzen möchte, fixirt, oder ein Syziphus den Becher, den seine Lippen zu erreichen trachten, mit den Augen zu verschlingen sucht, so stierte sie das Kind an, wobei ihre Lippen flüsterten:

„So schön habe ich kein Mädchen in der ganzen Gegend gefunden! — Versuche es, Scip, ich gebe fünfhundert Dollars und noch mehr, wenn es nöthig ist. Wir müssen es versuchen!"

Scip nickte beistimmend, indem er sagte:

„Ich werde sie ausfragen. Wenn es möglich ist, so mache ich es möglich."

Er war eben im Begriff, sich den Kindern zu nähern, als der Wirth eintrat und ihm zuvorkam.

„Nun?" redete dieser sie an. „Ihr wolltet ja wohl Abendbrod und ein Nachtlager haben. Ihr habt doch Geld bei Euch?"

„Leider nein," antwortete Noddy verlegen. „Aber ich flehe Ihre Barmherzigkeit für Miß Cleary an, wir sind von den Negern all' unserer Habe beraubt, und Miß Cleary hat seit vierundzwanzig Stunden keinen Bissen an ihre Lippen genommen. Geben Sie ihr zu essen und geben Sie ihr ein Bette, so weich und gut wie Sie es haben, denn sie ist nicht gewohnt auf harten Kissen zu schlafen. Um mich bekümmern Sie sich nicht, ich bin nicht hungrig und brauche kein Bett, aber für sie flehe ich um Ihre Güte."

Er erzählte nun treuherzig und aufrichtig die ganze Geschichte ihrer Leiden, wobei des Wirths Gesicht immer verdießlicher wurde, die Dame aber und der Neger mit immer steigendem Interesse zuhörten. Als er geendet hatte und nochmals seine Bitte um ein Abendessen für seine Herrin wiederholte, sagte der Wirth sich ärgerlich abwendend:

„Daraus wird nichts. Was Du mir da erzählst, mein Bursche, wird nichts als eine Lüge sein. Ich nehme keine Landstreicher auf, die kein Geld haben. Geht hin und sucht Euch wo anders Obdach. Auf der Stelle verlaßt mein Haus, oder ich lasse Euch durch meinen Hausknecht zur Thür hinauswerfen; bettelhaftes Gesindel.

„O, nicht so hart, Mr. Snighsdale!" fiel hier die Dame ein, ihr Gesicht zu einem begütigenden Lächeln zwingend. „Kommen Sie einmal näher, ich habe Ihnen was zu sagen."

Sie legte ihren Mund an sein Ohr und flüsterte ihm einige Worte zu.

„Ah, das ist was anders," sagte der Wirth darauf laut, und wandte sich wieder zu den Kindern, die bereits aufgestanden waren. „Bleiben Sie sitzen. Sie sollen ein Abendessen haben, wie Sie es wünschen, und ein Bett soll die Miß haben, so weich wie im ersten Gasthof zu Charlestown."

Es erschien in der That zur größten Ueberraschung der Kinder ein ganz ausgesuchtes Abendessen; und als sie dasselbe verzehrt hatten, forderte Lene Miß Cleary auf, ihr auf ihr Zimmer zu folgen. Noddy sollte in der Gesindestube schlafen, welche im Hintergebäude belegen war. Dagegen aber protestirten Beide; Fanny wollte nicht so weit entfernt sein von ihrem Beschützer, und dieser wollte seine Schwester nicht einen Augenblick aus den Augen verlieren, um so mehr, da ihm Fanny mehr als einmal gestanden hatte, daß sie sich sowohl vor dem Wirth als vor der fremden Dame fürchte. Er bestand daher darauf, vor der Thür ihres Zimmers auf den Dielen zu schlafen.

„Das ist sehr fatal," sagte die Dame zu dem Neger, als dieser ihr den Bescheid brachte, daß man dem Burschen habe darin nachgeben müssen, vor der Thür seiner Herrin zu schlafen.

„Das ist nicht schlimm, Mrs. Bagges," erwiderte der Neger. Es giebt ein sehr gutes Mittel, ihn von da zu entfernen und unschädlich zu machen."

„Und das wäre?"

„Nun, man giebt der Polizei einen Wink, daß man hier einen von den plündernden Niggern erwischt habe, der seinem Herrn entlaufen ist. Die Polizei macht mit den meuterischen Schwarzen keine Umstände, man wird ihn hier überraschen und auf das Stockhaus bringen, noch ehe er Zipp sagen kann. Man wird ihn da fest halten und schließlich mit den andern eingefangenen Niggern nach Richmond transportiren; seine Geschichte wird ihm kein Polizeibeamter glauben. — Auf diese Weise sind wir ihn los, und kommt er später wirklich wieder frei, so wird er doch nimmermehr die Spur des Mädchens auffinden."

„Das ist eine herrliche Idee, Scip!" jubelte Miß Bagges. „Du sollst mich dafür umarmen, Du durchtriebenster aller Spitzbuben. — Aber jetzt säume nicht, Scip, schnell auf die Polizei!" — —

Als am andern Morgen Fanny nach ihrem Bruder rief, stellte sich heraus, daß derselbe im Laufe der Nacht verschwunden war.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Nürnberg & Je[illegible]ke (A. [illegible]) Berlin, Alte Jakobsstraße 66.

Inhaltsverzeichniss des ersten und zweiten Bandes.